



WESTFÄLISCHE  
WILHELMS-UNIVERSITÄT  
MÜNSTER

# Der Intoleranz mit Gerechtigkeit begegnen

Die politischen Reden von Stefan Andres

Claudia Meyer

# **Der Intoleranz mit Gerechtigkeit begegnen**

## **Die politischen Reden von Stefan Andres**

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des akademischen Grades  
des Doktors in den Erziehungswissenschaften  
an der Westfälischen Wilhelms-Universität  
Münster

Vorgelegt von:

Claudia Meyer

Bochum

2009

---

1. Gutachter: Prof. Dr. Jürgen Hein

2. Gutachter: Prof. Dr. Marion Bönnighausen

Tag der mündlichen Prüfung: 6. November 2009

**Claudia Meyer**

**Der Intoleranz mit Gerechtigkeit begegnen**



**MV WISSENSCHAFT**



WESTFÄLISCHE  
WILHELMS-UNIVERSITÄT  
MÜNSTER

Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster

## Reihe VI

Band 1

**Claudia Meyer**

# **Der Intoleranz mit Gerechtigkeit begegnen**

Die politischen Reden von Stefan Andres

## **Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster**

herausgegeben von der Universitäts- und Landesbibliothek Münster

<http://www.ulb.uni-muenster.de>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Buch steht gleichzeitig in einer elektronischen Version über den Publikations- und Archivierungsserver der WWU Münster zur Verfügung.

<http://www.ulb.uni-muenster.de/wissenschaftliche-schriften>

Claudia Meyer

„Der Intoleranz mit Gerechtigkeit begegnen“

Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster, Reihe VI, Band 1

© 2010 der vorliegenden Ausgabe:

Die Reihe „Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster“ erscheint im Verlagshaus Mosenstein und Vannerdat OHG Münster

[www.mv-wissenschaft.com](http://www.mv-wissenschaft.com)

ISBN 978-3-8405-0004-6 (Druckausgabe)

URN [urn:nbn:de:hbz:6-79419650906](http://nbn:de:hbz:6-79419650906) (elektronische Version)

© 2010 Claudia Meyer

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Dorgeist Lektorat & Seminare, Münster

Umschlag: MV-Verlag

Druck und Bindung: MV-Verlag

# Inhalt

<b>Einleitung</b> .....	<b>1</b>
1931, Jena: Rede vor dem Deutschen Schriftstellerverband .....	6
<b>I. Der Schriftsteller und der Staat</b> .....	<b>9</b>
Einleitung .....	9
1. 9. November 1950, Bonn: Über das Schmutz- und Schundgesetz ...	13
2. 1951 / 1952: Der Intellektuelle zwischen Ost und West .....	24
3. 1952, Mainz: Verleihung des Literaturpreises von Rheinland-Pfalz .....	41
4. 29. März 1953, Berlin: Verleihung der Jochen-Klepper-Medaille ...	44
5. 4. April 1954, Düsseldorf: Der Künstler in Staat und Volk .....	47
<b>II. Kriegsende und Nachkriegszeit – Perspektiven für     Deutschland</b> .....	<b>53</b>
Einleitung .....	53
1. 1943: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ .....	69
2. 1944: Ansprachen am alliierten Sender Neapel .....	75
3. Deutschlandbericht 1948.....	81
4. 1952, Berlin: „Es gibt Untaten, über welche kein Gras wächst!“ .....	90
5. 1952: Amerika als Hoffnung der Welt .....	105
6. 1956, Düsseldorf: Tagung der Exil-Autoren .....	113
7. 17. - 19. Juni 1955, Hannover: Deutschlandtreffen der Heimkehrer.....	118
8. 1957, Bochum: Heldengedenktag (Volkstrauertag) .....	137
<b>III. Gegen die Atomrüstung</b> .....	<b>141</b>
Einleitung .....	141
1. 1957: Anti-Atom .....	155
2. 23. März 1958, Frankfurt am Main .....	158
3. März / April 1958, Bonn .....	168
4. 26. Juni 1958, Rheydt.....	181
5. 15. Juli 1958, Köln: Gegen die Atomrüstung .....	184
6. 18. Januar 1959, Frankfurt: Keine Zeit für den „ewigen Frieden“ / Europa ruft.....	192
7. 1. April 1961, Miltenberg .....	200
8. 6. August 1961, Düsseldorf .....	213

<b>IV. Wiedervereinigung.....</b>	<b>218</b>
Einleitung .....	218
1. 14. Juni 1954, Bad Neuenahr: „Unteilbares Deutschland“ .....	226
2. 17. Juni 1955, Stuttgart .....	232
3. 17. Juni 1956, Bonn .....	241
4. 17. Juni 1957, Bad Kreuznach / Osnabrück.....	258
5. 1956 / 1957: Unteilbares Deutschland .....	270
6. 17. Juni 1958, Bochum .....	282
7. 23. Mai 1970, Saarlouis: Europadenkmal .....	298
<b>V. 1966: Der 20. Juli, Tat und Testament.....</b>	<b>308</b>
<b>VI. 23. Februar 1958, Oldenburg: Toleranz .....</b>	<b>322</b>
<b>VII. Schlussbemerkung und Ausblick.....</b>	<b>334</b>
<b>VIII. Literatur .....</b>	<b>341</b>
Abkürzungen und Hinweise .....	341
Unveröffentlichte Reden und Primärtexte .....	341
Unveröffentlichte Briefe.....	343
Gedruckte Reden und Essays .....	347
Unveröffentlichte Quellen.....	350
Primärquellen .....	351
Sekundärquellen .....	351
Internetquellen.....	355
Zeitungs- und Zeitschriftenartikel .....	356
Tonträger .....	359
<b>Danksagung .....</b>	<b>360</b>



# Einleitung

Stefan Andres wird am 26. Juni 1906 in Breitwies bei Dröhnchen (Kreis Trier) als zweitjüngstes von neun Kindern einer Müllerfamilie geboren.<sup>1</sup> Den Namen des Weinheiligen Stefan erbt er von Vater und Großvater.<sup>2</sup> Nach dem Willen der Eltern soll er Priester werden. 1910 siedelt die Familie nach Schweich um und Andres kommt im Alter von 10 Jahren zum ersten Mal in die große Stadt Trier. Die Faszination dieser Stadt, der Roma Secunda, sollte ihn niemals wieder verlassen und wurde der Auslöser für seinen Wunsch, Rom zu besuchen. Auf Anraten des Dorflehrers wird Stefan auf das Collegium Josephinum geschickt.<sup>3</sup> Die altesuitische Klosterschule befindet sich in dieser Zeit im Süden Hollands. Die Regeln sind streng, das Leben asketisch, es herrscht eine militärische Disziplin. In den folgenden Jahren ist Andres in verschiedenen Klöstern. Sein Noviziat absolviert er in einem Krefelder Kloster, wird dort jedoch anschließend wegen seiner strikten Befolgung der Klosterregeln und seinem Übereifer verabschiedet. Am bischöflichen Konvikt in Bensheim legt Andres sein Abitur ab, 1929 beginnt er das Germanistikstudium in Köln. Er verdient seinen Lebensunterhalt mit privaten Lateinstunden und mit dem Schreiben von Gedichten. Er hört Vorlesungen in deutscher Literatur, Philosophie und Kunstgeschichte. Weitere Studien führen ihn nach Jena und Berlin. In Jena lernt er 1931 die Medizinstudentin Dorothee Freudiger kennen, die er 1932 in Köln heiratet.<sup>4</sup> In diesem Jahr erscheint auch sein erster Roman *Bruder Lucifer*, eine Auseinandersetzung mit seinem Klosterleben.<sup>5</sup> Für dieses Buch erhält Andres ein Stipendium der Abraham-Lincoln-Stiftung, das ihm eine Reise nach Capri ermöglicht. 1933 folgt eine zweite Italienreise. Da Andres nur wenig Geld zur Verfügung hat, empfiehlt man ihm, Positano als Aufenthaltsort zu wählen.<sup>6</sup> Allmählich verschärft sich die politische Lage in

---

<sup>1</sup> Vgl. Stefan Andres: Jahrgang 1906 – Ein Junge vom Lande. In: Wilhelm Große: Stefan Andres – Ein Reader zu Person und Werk. Trier 1980, S. 38.

<sup>2</sup> Soweit nicht anders angegeben, stammen alle biographischen Daten zu Stefan Andres aus: Hans Wagener: Stefan Andres. Berlin 1974.

<sup>3</sup> Vgl. Andres: Jahrgang 1906 – Ein Junge vom Lande, S. 25 f.

<sup>4</sup> Vgl. Helmut Herles: Wirkungsgeschichte in drei Generationen. In: *General-Anzeiger* 26.3.1991.

<sup>5</sup> Vgl. Andres: Jahrgang 1906 – Ein Junge vom Lande, S. 35 f.

<sup>6</sup> Vgl. Biographische Aufzeichnungen von Dorothee Andres, 1931-1947, im Privatarchiv der Familie Andres, künftig zitiert als: Biographische Aufzeichnungen von Dorothee Andres.

Deutschland. Tief enttäuscht ist der überzeugte Katholik und Hitler-Gegner Andres vom Konkordatsbeschluss des Vatikans mit der NSDAP. Schwierigkeiten ergeben sich für die Familie vor allem durch die jüdische Abstammung von Dorothee Andres. Das Ehepaar Andres zieht sich mit seinen mittlerweile zwei Kindern nach Lomnitz im Riesengebirge zurück, Dorothee Andres' Heimat. Im September 1935 zieht die Familie nach München.<sup>7</sup> 1937 wird Andres aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen.<sup>8</sup> Endlich gelingt es der Familie in diesem Jahr, die für die Ausreise nach Italien benötigten Papiere zu bekommen. Mit den Kindern fahren sie nach Positano. Nach dem Münchner Abkommen hofft Andres auf eine Besserung der Lage in Deutschland. Mit seiner Frau besucht er deren Eltern in Berlin. Dort erleben sie die Reichskristallnacht, die alle gehegten Hoffnungen zerstört, und sie kehren nach Positano zurück, wo 1939 das dritte Kind geboren wird. Auch in Italien leidet die Familie unter den Repressionen der Faschisten, da Frau Andres weiterhin als Halbjüdin registriert ist.<sup>9</sup> 1942 stirbt die älteste Tochter im Alter von nur neun Jahren in Positano an Typhus. Im Laufe der Jahre wird die finanzielle Situation der Familie immer schwieriger und auch der Kontakt nach Deutschland, zu Freunden und Verwandten, ist kaum mehr möglich.<sup>10</sup> Mit der Landung der Alliierten und schließlich der Kapitulation Deutschlands verbessert sich die Lage allmählich. Als der Briefverkehr endlich wieder aufgenommen werden kann, beginnt Andres sofort Zukunftspläne zu schmieden. Er erwägt in die USA auszuwandern, doch vorerst bleibt die Familie in Italien.<sup>11</sup> Erst 1950, nach einigen Besuchen in Deutschland, zieht die Familie nach Unkel am Rhein. In den folgenden 10 Jahren engagiert Andres sich zunehmend im Bereich der Politik. Doch 1961 kehrt er Deutschland endgültig den Rücken. Mit seiner Frau zieht er nach Rom, von wo aus er viele Reisen unternimmt und auch die Entwicklung in Deutschland aus der Ferne beobachtet. Am 29. Juni 1970 stirbt Stefan Andres völlig unerwartet nach einer Operation. Er wird im Vatikan auf dem Campo Sancto Teutonico beigesetzt. Wie eng die Verknüpfung zwischen Andres' Lebenslauf und seinen darin erfahrenen Prägungen mit seinen Reden verbunden ist, wird sich im Laufe

---

<sup>7</sup> Vgl. Biographische Aufzeichnungen von Dorothee Andres.

<sup>8</sup> Vgl. Andres: Jahrgang 1906 – Ein Junge vom Lande, S. 40.

<sup>9</sup> Vgl. Biographische Aufzeichnungen von Dorothee Andres.

<sup>10</sup> Vgl. ebenda.

<sup>11</sup> Vgl. unveröffentlichte Briefe von und an Stefan Andres, Privatarchiv der Familie Andres.

der detaillierten Betrachtung seiner politischen Äußerungen zeigen. An dieser Stelle sei vorerst vor allem auf seine religiöse Sozialisation verwiesen und auf die weltpolitischen Umstände, vor allem auf den Nationalsozialismus und seine dadurch erzwungene Zeit im Exil.

Das literarische Werk Stefan Andres' fand zu seinen Lebzeiten, vor allem vor seiner endgültigen Rückkehr nach Italien, eine weite Verbreitung und Beachtung in Deutschland. Einige Dissertationen und eine Vielzahl wissenschaftlicher Publikationen spiegeln die fortlaufende Auseinandersetzung mit seinem literarischen Schaffen wider, auch über seinen Tod hinaus.<sup>12</sup> Im Mittelpunkt stehen dabei nicht nur seine berühmtesten Novellen *El Greco malt den Großinquisitor* (1936) oder *Wir sind Utopia* (1942), sondern auch die kleineren Erzählungen, seine Romane (vor allem der autobiographische *Knabe im Brunnen* (1953)) und die monumentale Trilogie *Die Sintflut* (1949-1959). Oft zu unrecht als „Heimatlidichter“ oder „katholischer Schriftsteller“ apostrophiert, zeigt sich in der Breite der literarischen Rezeption durchaus ein differenziertes Bild des Werkes. Besonders die Gründung der Stefan-Andres-Gesellschaft führte zu einer Wiederbelebung der Rezeption, nicht nur im moselländischen Raum. Sichtbares Zeichen ist gegenwärtig die Neuauflage seiner Werke, die mit dem 2007 erschienenen Band der *Sintflut* begonnen wurde.

Eher am Rande ist dagegen eine Reflexion seiner politischen Reden zu beobachten, obwohl diese, besonders am Ende der 50er Jahre, einen nicht unerheblichen Teil seiner Arbeit ausmachten und in der breiten Öffentlichkeit große Beachtung fanden. Anmerkungen zu Andres' Reden erscheinen oft nur in kleineren Aufsätzen oder als Randbemerkungen im Zusammenhang mit seinem literarischen Werk. Verwiesen wird dabei zumeist nur auf die leicht zugänglichen Reden, namentlich auf die im Band *Der Dichter in dieser Zeit* 1974 bei Piper abgedruckten.

In der vorliegenden Arbeit soll deshalb erstmals der Versuch unternommen werden, die vorhandenen Reden zu sammeln, vorzustellen, sie in einem ersten Versuch zu ordnen und ansatzweise zu analysieren und damit für die weitere Forschung nutzbar zu machen.

Als problematisch erweist es sich dabei, dass kein geschlossenes Konvolut der Reden existiert, sondern die Quellen sehr zahlreich und unübersehbar

---

<sup>12</sup> Siehe hierzu die umfangliche Bibliographie in: John Klapper: Stefan Andres. der christliche Humanist als Kritiker seiner Zeit. Bern 1998, S. 199-208.

sind. Ein Teil der Typoskripte und einige Manuskripte<sup>13</sup> befinden sich im Deutschen Literaturarchiv in Marbach bzw. im Archiv der Stefan-Andres-Gesellschaft in Schweich. Einige Typoskripte und Manuskripte sind im Privatbesitz der Familie Andres. Zudem hat der Autor seine Reden an vielen Stellen publiziert, wobei häufig gleich lautende Texte unter anderen Titeln veröffentlicht oder unterschiedliche Auszüge aus einer Rede in verschiedenen Organen publiziert wurden. Es existiert weder eine Auflistung aller Publikationen, noch eine Liste aller Orte und Termine, an denen Andres eine Rede gehalten hat.

Diese Arbeit bietet keine vollständige Auflistung, sondern versammelt alle bekannten Typoskripte oder Druckfassungen, versehen mit bekannten Daten und Publikationsorten. Den Schwerpunkt der Arbeit bildet die inhaltliche Auseinandersetzung mit den Reden. Zu diesem Zweck werden die Reden in vier großen thematischen Konvoluten zusammengefasst:

1. Der Schriftsteller und der Staat
2. Kriegsende und Nachkriegszeit. Perspektiven für Deutschland
3. Kampf dem Atomtod
4. Wiedervereinigung

Die Reden „Über die Toleranz“ und „Tat und Testament“, eine Rede zum 20. Juli, bilden eigene Kapitel, da sie inhaltlich und konzeptionell eigenständige Reden darstellen.

Die obige Einteilung erscheint sinnvoll, da sie exemplarisch die Gebiete widerspiegelt, auf die sich Andres' Reden im Wesentlichen beziehen:

Zum Ersten gilt sein Interesse der Auslotung des Verhältnisses zwischen Schriftsteller und Staat. Welche Verpflichtungen hat der Schriftsteller dem Staat gegenüber und umgekehrt? Noch wichtiger: Welche Verpflichtungen hat der Schriftsteller den Menschen gegenüber, die in diesem Staat leben? Seine Überlegungen beziehen sich dabei auf Deutschland, wobei es für ihn selbstverständlich ist, immer beide deutsche Staaten im Blick zu haben. Sein Hauptaugenmerk liegt aber auf der in den 50er Jahren noch jungen Bundesrepublik. Mit diesem – seinem – Staat geht er sehr kritisch ins Gericht.

---

<sup>13</sup> Andres hat nur wenige Manuskripte hinterlassen, da seine Frau alle Manuskripte nach der Niederschrift auf ihrer Schreibmaschine abtippte. Erhalten sind zumeist nur diese so entstandenen Typoskripte.

Zum Zweiten gilt sein Interesse der politischen Entwicklung Deutschlands nach dem Krieg. Bereits 1943 meldet er sich, wie zu zeigen sein wird, mit Rundfunkansprachen aus Italien zu Wort, in denen er sich an das deutsche Volk in der Heimat wendet. Immer wieder versucht Andres Perspektiven für einen neuen deutschen Staat zu entwerfen.

In einem dritten Abschnitt werden die Reden gesammelt, die Andres im Zuge seines Kampfes gegen die Bewaffnung Deutschlands mit Atomwaffen gehalten hat. Vor allem Ende der 50er Jahre ist er in der „Kampf dem Atomtod“-Kampagne sehr engagiert und versucht, Kraft seiner Worte diese seiner Meinung nach fatale Fehlentwicklung der deutschen Politik aufzuhalten.

Im letzten Konvolut findet sich das Thema „Wiedervereinigung“, das Andres über viele Jahre immer wieder beschäftigte. So hielt er in den Jahren 1955 bis 1958 jeweils eine Gedenkrede zum Jahrestag des 17. Juni, und auch in seiner letzten Rede 1970, kurz vor seinem Tod, befasst er sich mit dieser Problematik. Dabei wird er nicht müde, auf die Notwendigkeit einer Wiedervereinigung hinzuweisen.

Innerhalb der Konvolute werden die Reden chronologisch geordnet, um eine Entwicklung der Themen und der Argumentationsweise zu verdeutlichen. Jede Rede wird auf ihre spezifischen Besonderheiten bezüglich des Themas, des Argumentationsstils, der Wortwahl oder des Kontextes untersucht. Dabei wird jeweils auch auf Zusammenhänge innerhalb der Konvolute, aber auch der Konvolute untereinander verwiesen.

Ziel der Arbeit ist es, einen neuen Blick auf die politischen und religiösen Einstellungen, die moralischen Vorstellungen und die Weltauffassung von Stefan Andres zu werfen, unabhängig von seinem literarischen Werk. In seinen Reden tritt er in einen direkten Kontakt mit seinem Publikum, muss sich mit Störungen und Einwüfen auseinandersetzen. Auch wenn er, wie sich zeigen wird, keineswegs für jede Gelegenheit eine gänzlich neue Rede konzipierte, so gestaltete er doch seine Texte jeweils im Hinblick auf das vorgegebene oder von ihm gewählte Thema und das zu dieser Gelegenheit erwartete Publikum.

Ausgeklammert bleiben in dieser Arbeit alle Essays oder essayistischen Texte, da diese nicht für ein konkretes Publikum, sondern von vornherein für eine Drucklegung verfasst wurden und damit bereits ganz anderen

Gesetzmäßigkeiten und einer anderen Intention des Autors unterliegen als die Redemanuskripte.

## **1931, Jena: Rede vor dem Deutschen Schriftstellerverband**

Beginnen soll diese Arbeit mit einem Blick auf Andres' erste – und für lange Zeit auch letzte – Rede, die er am 22. Mai 1931 in Jena hielt, anlässlich der ersten Versammlung des DSV, Ortsgruppe Jena. 1878 war der Allgemeine Deutsche Schriftstellerverband (ADSV) mit Sitz in Leipzig gegründet worden. Josef Kürschner begründete 1885 den Deutschen Schriftstellerverein, um eine gemeinsame Vertretung materieller und ideeller Berufsinteressen zu schaffen. So unterhielt der Deutsche Schriftstellerverein zum Beispiel eine Altersunterstützungskasse. Aus der Verschmelzung von ADSV und Schriftstellerverein entstand 1887 der Deutsche Schriftstellerverband (DSV) mit einem Literarischen Büro in Berlin. Der DSV nahm u.a. das Urheberrecht seiner Mitglieder wahr. In der Weimarer Republik galt er im Vergleich zum Schutzverband Deutscher Schriftsteller (SDS) als der konservativere Verband.<sup>14</sup> Wie bereits erwähnt, führten seine Studien Andres auch nach Jena, wo er, offenbar aus Anlass einer ersten Versammlung der Jenaer Ortsgruppe des DSV, dessen Mitglied er war, einen kleinen Vortrag im Gasthaus zur „Sonne“ hielt, in dem es ihm vor allem um die Darlegung der Ziele des DSV ging. Im DLA in Marbach finden sich zwei Typoskripte des Vortrages mit identischem Wortlaut.<sup>15</sup> Das eine umfasst etwas mehr als drei Seiten, das andere lediglich zwei Seiten.

In seinem Vortrag betont der Schriftsteller, nach einigen Worten des Dankes für das Erscheinen der Anwesenden, dass er selber den „Gefühlsinhalt“ des Wortes „Verein“ fürchte. Aufgabe des DSV sei es lediglich, „das organisatorisch zu umfassen, was schon geistig sich zusammengefunden, das zu realisieren, was schon den Drang der starken Idee zur Tat in sich trägt.“

---

<sup>14</sup> Vgl. Schriftstellervereine und Schriftstellerverbände in Deutschland seit 1842, Stimmen und Stimmungen: [http://www.vs-bayern.de/kat2.php?c=vorstand.3.inc&www\\_vs-bayern\\_de=b19a24e5925633dd0d17462370c4672b](http://www.vs-bayern.de/kat2.php?c=vorstand.3.inc&www_vs-bayern_de=b19a24e5925633dd0d17462370c4672b) (1.11.2008).

<sup>15</sup> Alle folgenden Redezitate finden sich in den Typoskripten im DLA unter: A: Andres Konv. Themen A-W, Satire, Sprache, Selbstinterviews, Steuern und Schriftsteller, Umfragen, Verleger, Wahrheit.

Die nachfolgende Darstellung der „Ziele des DSV“ ist im Großen und Ganzen ein Angriff auf die „Moderne“. Die Modernen, so Andres' Vorwurf, behaupten: „die Zeit stimmt das Spiel der Kunst“. Dagegen setzt er seine Überzeugung, dass die Kunst an sich zeitlos und nur durch den jeweiligen Künstler und dessen mehr oder minder ausgeprägte Fähigkeit zur Überwindung der eigenen Zeitphase an die jeweilige Zeit gebunden sei: „Um es klarer auszudrücken: wir leugnen nicht das schöpferische Spannungsverhältnis zwischen Künstler und Zeit, leugnen aber umso entschiedener die Zeit als Wurzelbereich des schaffenden Menschen.“ Vor allem die vollständige Lösung von der Vergangenheit und die damit verbundene Lösung von jeglichen Orientierungspunkten führe zu einem „Salondasein, einzig gespeist aus einem nüchternen oder exzentrischen Intellekt“. Sein Vorwurf ist dabei ganz konkret und ebenso scharf wie vernichtend: „Für ihr [gemeint sind „die Modernen“] Arbeiten ist nichts anderes bestimmend als der Erfolg.“ Laut beklagt er „die Mode dieser normlosen Zeit“ und diejenigen, die „kein Maß für sich und die Welt finden“ wollen. Ein Wort dürfe sich die Moderne als „Eigentum zuschreiben“ lassen: „Kollektivmensch“. Andres übersetzt es mit „Zehndutzendmensch“. Dabei ist es sein Anliegen und das seiner geistigen Mitstreiter, genau dieser Bewegung entgegenzutreten und durch sein Leben und im Weiteren durch sein Werk, den Menschen „aus der Masse wieder herauskehren“ zu lassen. Vorwurfsvoll nennt er die „Modernen“ „müde und schlaff“, während er sich gestärkt fühlt durch die Basis, auf die er sich stützen kann: „Mit uns arbeiten Jahrhunderte, mit uns wirkt das große, unsichtbare Gesetz, das wir anerkennen, ja dessen Fadenschlag bewundernd zurückschauend unser Trost, vorwärtsblickend unsre Hoffnung ist.“ „Die moderne Literatur steht wie ein Angstschweiß auf der Stirn dieses geplagten Geschlechts“, glaubt Andres zu erkennen. Dass seine Bemühungen und damit die des DSV um eine gute Literatur nicht vergeblich sein werden, dessen ist er sich ebenso gewiss: „die Menschheit aber wird nie so den Instinkt für ihr Wohlergehen verlieren, daß sie nicht mehr zu fühlen vermöchte, wer den Angstschweiß von der Stirne trocknet“. 1931 ließen sich diese Wort noch leicht sagen. Bereits ab 1933 wurde die Arbeit des DSV von der Reichsschrifttumskammer übernommen.

Andres bekennt ganz offen:

„[...] wir leiden unter ihr [der Moderne], unter der Herrschaft ihres Ungeistes, uns ekelt an der öde Intellektualismus, der den Daimonos selbst bei unsern sogenannten Großen ersetzen soll; wir vermissen die Inbrunst einer Überzeugung, die feurige Glut und die Trunkenheit einer Schau, wir vermissen das Geheimnis, die Ehrfurcht vor dem Unaussprechlichen, besonders bei denen, die sich mit dem Menschen und dem Leben abgeben, die alles aussprechen wollen, was nur im Schweigen zu sagen ist.“

Als Beispiele für „wahrhafte Dichter“ nennt er den gerade erst bekanntwerdenden Ernst Wiechert, den in der Blüte seiner Schaffenskraft stehenden Hermann Hesse und die Norwegerin Sigrid Undset, die 1928 den Literaturnobelpreis erhalten hatte. Zum Schluss seines kurzen Vortrags skizziert er in einem Satz das ideale Bild eines Schrifttums,

„das abseits von allem literarisch Gewollten und Gesetzten ein zeitunabhängiges, nur zeitgespanntes Dasein lebt, verwurzelt im Bleibenden, Ewigen, realisiert in einem Menschen, der den Mittelpunkt seines Wesens gefunden hat, und aus ihm heraus lebt und gestaltet“.

Bis zu seiner nächsten Rede, einer Rundfunkansprache, sollen 12 Jahre vergehen, aber bereits in dieser ersten Rede finden sich unter einigem Pathos verborgen viele Gedanken und Ideen, die Andres in seinen weiteren Reden ausarbeitet und verdeutlicht, wie sich im Folgenden zeigen wird.



# I. Der Schriftsteller und der Staat

## Einleitung

Intensiv hat Stefan Andres sich in einigen seiner Reden mit dem Verhältnis des Schriftstellers zum Staat auseinandergesetzt. Dass sein eigenes Verhältnis zum Staat dabei kein einfaches war, legt schon ein Blick auf seine Biographie nahe: geboren im Kaiserreich, groß geworden während des Ersten Weltkriegs, Studium zu Zeiten der Weimarer Republik, erste Werke parallel zum aufkommenden Nationalsozialismus. Er überlebt den Zweiten Weltkrieg in der inneren Emigration im faschistischen Italien und kehrt schließlich 1950 in die gerade entstandene Bundesrepublik mit ihrer demokratischen Verfassung zurück. In einem Essay von 1958 fasst Andres seine Gedanken zur Rolle des Schriftstellers und des Staates zusammen.<sup>16</sup> Schnell wird deutlich: das Verhältnis von Schriftsteller und Staat muss nach seiner Ansicht zwangsläufig ein schwieriges sein. Das ergibt sich aus seiner Feststellung, dass das Wesen des Staates „dunkel, gefährlich, wenn nicht sogar böse ist“. Dabei spricht Andres stets ganz allgemein von dem „Staat“, ohne noch in unterschiedliche Staatsformen zu differenzieren, denn diese berühren für ihn nicht das grundsätzliche Wesen des Staates, sondern sind nur verschiedene Umgangsweisen des Staates mit seinen Bürgern. Er argumentiert:

„Angesichts der doch mit den Händen zu greifenden Tatsache, daß der Mensch nicht gut ist, daß er nämlich nicht der Vernunft folgt, sondern durch Zwang auf den Weg der Ordnung gebracht werden muß, ist die staatliche Ordnungsmacht zwar notwendig, zugleich aber auch durch diesen ihren Ursprung aus dem moralischen Bösen gezeichnet. Der Umgang mit der Macht und die unaufhörliche Bemühung, sie zu festigen und sie zu mehren, macht den Staat, und das ist nicht nur die Überzeugung von Christen, notwendig böse.“

Der Schriftsteller hat demnach niemals die Möglichkeit, durch sein Wirken den Staat grundsätzlich zu ändern. Er kann lediglich Einfluss auf die

---

<sup>16</sup> Alle folgenden Zitate nach dem Typoskript im DLA unter A: Andres Prosa. Konv. Politische Beiträge, *Der Künstler in Staat und Gesellschaft*. Ein Abdruck des Typoskriptes findet sich in: Stefan Andres: *Der Dichter in dieser Zeit*. München 1974, S. 52-56 und unter dem Titel „Ein gutes Gewissen für alle Menschen“. In: *Die Kultur* 1958, Nr. 121, 1 f.

einzelnen Menschen gewinnen, die in diesem Staat leben und ihn eventuell in leitender Position repräsentieren:

„Der Schriftsteller behält darum, wie jeder einzelne aus der Elite der Intelligenz, den Staat wie der Dompteur den Tiger kritisch im Blick und weiß doch dabei, daß er sein Gegenüber nicht zu bändigen vermag. Diese Situation ist ebenso gefährlich wie zugleich tragisch; denn die Humanisierung des Staates wäre ebenso notwendig, wie sie – wenigstens vorläufig noch – unmöglich erscheint.“

Jeder Schriftsteller muss sich demnach immer wieder nach seinem Verhältnis zum Staat befragen und befragen lassen, zumal er stets gezwungen ist, in einem wie auch immer ausgeprägten Staat zu leben. Zum einen sei er verpflichtet, sich seine geistige Unabhängigkeit zu bewahren, auf der anderen Seite zwingt ihn der Staat durch Gesetze in seine Schranken. So könne sich beispielsweise kein Schriftsteller der Steuergesetzgebung entziehen.

Dass Andres durchaus erkennt, dass die Rolle des Schriftstellers in den unterschiedlichen Staatsformen eine unterschiedliche Ausprägung hat, macht er in seinem Essay sichtbar:

„Der totalitäre Staat des Ostens ist [...] dem liberalen westlichen an pragmatischer Gewitztheit überlegen: er weiß, was er am Schriftsteller hat, der seine geistige Selbständigkeit aufgibt und zum staatlichen Literaturfunktionär wird und als Seeleningenieur bei der Massenerziehung mitwirkt. Allein diese Großzügigkeit, mit welcher der autoritäre Staat gemeinhin den Schriftsteller und Künstler behandelt, müßte den westlichen Staaten zu denken geben, allerdings auch dem westlichen, meist auf dem sozialen Niveau eines Büroangestellten lebenden Schriftsteller, wenn er gelegentlich voll Neid über die Wohlbestalltheit seiner Kollegen im Osten nachdenkt.“

Andres sieht den Schriftsteller im Westen als „im guten und bösen Sinn vogelfreie Existenz“. Vom Staat, wie er gelegentlich beklagt, nur in fiskalischer Hinsicht wahrgenommen, muss er seiner Aufgabe nachkommen: „den Mächten und Institutionen den Spiegel“ vorhalten und „neue Wertsetzungen“ fordern, „die nicht in jedem Fall neu zu sein brauchen, aber immer jeweils neu für ihre Zeit sind“. Schriftstellern, die sich dieser Aufgabe verweigern, aus welchen Gründen auch immer, spricht er kurzerhand die „Daseinsberechtigung“ ab.

Um Einfluss auf die Menschen zu erlangen und damit auf die Gestaltung des Lebens im Staat und des Staates an sich, müsse der Schriftsteller zunächst durch sein eigenes Vorbild erkennen lassen, welchen Werten er verpflichtet sei. Durch Vorträge und Lesungen träfe er immer wieder auf Menschen, die ihn als Menschen wahrnehmen und denen er als Beispiel dienen könne und müsse. Ausdrücklich warnt Andres davor, die Möglichkeiten der modernen Massenkommunikation in diesem Zusammenhang zu über- aber auch zu unterschätzen: Man müsse, dem

„Verächter der Massenkultur klarmachen, daß es allein Literatur und Kunst sind, welche zusammen mit der Religion und der Erziehung den noch ungeformten menschlichen Mutterboden kultivieren können, indem der Einzelne aus dem Massenschlaf immer wieder aufgeweckt und auf den Weg des persönlichen Denkens, Empfindens und Wertens gebracht wird“.

Dass ausgerechnet der deutsche Staat den Schriftstellern kritisch gegenübersteht, erklärt Andres – sicherlich zu Recht – aus der Geschichte dieses Staates, die zum Teil auch seine eigene ist. Blickt er 1958 auf die vergangenen 80 Jahre, so ergeben sich noch nicht einmal 30 Jahre, „innerhalb derer die Deutschen zu staatsbürgerlicher Mitarbeit aufgerufen waren“. Umso notwendiger erscheint es, dass die Schriftsteller sich ihrer Verantwortung bewusst seien und sich dieser auch stellten.

Wie in vielen seiner Reden unterscheidet er auch in diesem Essay zwischen dem „Staat“ und dem „Menschen“, wobei dem Schriftsteller oder dem Intellektuellen eine Art „Wächteramt“ im platonischen Sinne inne ist. Im besten Falle wächst die intellektuelle Schicht auf den christlichen Grundwerten, mit Blick auf Gott und Menschen als Basis ihres Tuns, und lässt sich doch in keiner Weise instrumentalisieren, weder vom Staat (was zur Ausbildung von Funktionären führen würde) noch von der „Masse“, die in ihrer Orientierungslosigkeit gerade der Führung und Anleitung im positiven Sinne bedarf.

Die im Folgenden besprochenen Reden beschäftigen sich im Kern alle mit dem Verhältnis des Schriftstellers bzw. des Intellektuellen zum Staat. Indem Andres dieses Verhältnis immer wieder unter verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet, wird die Komplexität des Problems sichtbar und die Unmöglichkeit, eine einfache oder gar eine immer gültige Antwort auf die Frage zu geben, wie der Schriftsteller in seinem Staat zu schreiben und

zu handeln hat. Wie sich zeigen wird, gebraucht Andres „Schriftsteller“ und „Intellektueller“ nicht als scharf voneinander getrennte Begriffe. Stattdessen darf alles, was er über „Intellektuelle“ sagt, auch für Schriftsteller gelten, gemäß der Auffassung, dass jeder Schriftsteller, der sein Handwerk versteht, ein Intellektueller sein sollte. Gelegentlich verwendet Andres die beiden Begriffe auch als Synonyme. Insgesamt betrachtet er „Schriftsteller“ jedoch als eine Unterkategorie der „Intellektuellen“. Dabei erscheint es Andres nicht notwendig, auf die negative Konnotation des Wortes „Intellektueller“ im Nationalsozialismus einzugehen. Für ihn handelt es sich um die Beschreibung einer allgemeinen Haltung einer bestimmten Gruppe von Menschen, die sich unter anderem durch ihr Verhältnis zu dem Staat, in dem sie leben, manifestiert. Dass Intellektuelle auch von den politischen Verhältnissen bestimmt werden, in denen sie leben, diskutiert Andres nicht anhand des Verlaufes der jüngsten deutschen Geschichte, sondern in der Gegenüberstellung der beiden deutschen Staaten.

## 1. 9. November 1950, Bonn: Über das Schmutz- und Schundgesetz

Innerhalb der Debatte um eine Neufassung des so genannten Schmutz- und Schundgesetzes (StGB § 184) Anfang der 50er Jahre in Deutschland und Österreich hielt Stefan Andres am 9.11.1950 ein Referat vor dem 33. Ausschuss für Jugendfürsorge des Bundestages.<sup>17</sup> Während in Österreich der Protest gegen das Gesetz eher verhalten war und eine Neufassung bereits am 31.3.1950 verabschiedet werden konnte<sup>18</sup>, wurde in Deutschland eine groß angelegte Debatte geführt, in der sich neben Stefan Andres u.a. auch Erich Kästner entschieden gegen das neue Gesetz aussprach. Lediglich das Land Rheinland-Pfalz hatte bereits am 12.10.1949 ein entsprechendes Gesetz erlassen, während alle übrigen Bundesländer eine bundeseinheitliche Regelung abwarteten.<sup>19</sup> Kästner und Andres waren am selben Tag als Gutachter zu einer Ausschusssitzung geladen und sollten als Autoren ihre Stellungnahmen zu dem geplanten Gesetz abgeben. Daneben hörte der Ausschuss in einer halbjährigen Arbeit unter anderem auch Alfred Döblin und Ernst Kreuder als Mitglieder der Akademie der Wissenschaften und der Literatur an. Als Gutachter gefragt wurden ferner auch Kriminalisten, Psychologen, Jugendrichter und der Generalsekretär des Volkswartbundes.<sup>20</sup>

In seinem Vortrag ist Andres bemüht, die Argumente der Befürworter eines neuen, verschärften Gesetzes ebenso eindeutig wie umfassend zurückzuweisen. Er entwickelt dabei eine geradlinige Argumentation, die, wie zu zeigen sein wird, die Gegenargumente jeweils geschickt aufnimmt. Er bedient sich einer scheinbar logischen Schlussfolgerungskette, deren Ende auf den ersten Blick offen wirkt. Dennoch lässt er von Beginn an durch seine

---

<sup>17</sup> Zur Entstehung des Gesetzes über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften s. Hermann Erschens: „Ich trinke ja auch keine Jauche!“ Das „Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften“. Stefan Andres' Haltung zu diesem so genannten „Schmutz- und Schundgesetz“ und seine Tätigkeit an der „Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften“. In: MStAG XXVII/ 2006, S. 58-71. Ein Abdruck nach dem Manuskript der Andresschen Rede findet sich in: Stefan Andres: Der Dichter in dieser Zeit, München 1974, S. 40-47, dort finden sich alle folgenden Redezitate.

<sup>18</sup> Vgl. Christian Flandera: Versuch einer Sozialgeschichte der Salzburger Jugend unter besonderer Berücksichtigung der Gewerkschaftsjugend 1945-1966, Diplomarbeit Salzburg 1999, unter: <http://www.sbg.ac.at/ges/people/wagnleitner/didi.htm> (1.11.2008).

<sup>19</sup> Vgl. Erschens: „Ich trinke ja auch keine Jauche!“ (s. Anm. 17), S. 59.

<sup>20</sup> Vgl. ebenda.

Wortwahl immer wieder erkennen, dass er zu den erklärten Gegnern des neuen Gesetzes zählt.

Andres gründet seine Argumentationsreihe auf zwei Fragen, die er den „Bemühungen gewisser christlicher, konservativer Kreise“ entgegensetzen möchte:

1. „Ist unsre Jugend derart durch Schmutz und Schund gefährdet, daß sie eines besonderen gesetzlichen Schutzes bedarf?“
2. „Kann ein solcher Schutz, falls er erforderlich ist, durch einen Paragraphen gewährt werden?“

Es handelt sich hier zunächst um Fragen, die sowohl Gegner als auch Befürworter des Gesetzes für angemessen halten dürften, auf die jedoch beide Seiten ohne Zweifel unterschiedliche Antworten geben bzw. aus den Antworten unterschiedliche Schlüsse ziehen. Durch den Einschub „falls er erforderlich ist“ weist Andres bereits darauf hin, dass die Beantwortung der ersten Frage zunächst Vorrang haben muss, und unterschwellig tut er bereits seine Zweifel an der Notwendigkeit eines solchen Schutzes kund. Seine Antwort auf die erste Frage scheint anfänglich den Befürwortern einer verschärften Gesetzgebung das Wort zu reden. Selbstverständlich sei „ein großer Teil unserer Jugend gefährdet“, was man „ohne mit der heutigen Jugend einen besonderen Kontakt zu haben“ erkennen könne, indem man „von der Umwelt und den Lebensbedingungen auf deren Wirkungen schließt“. Doch an dieser Stelle zeigt sich nun, dass Andres den gegnerischen Argumenten nur zum Schein gefolgt ist, denn, so verfolgt er den Weg weiter, wenn alle Menschen „das Produkt“ der Umstände und vor allem „der Maximen, der Fehlgriffe und des schlechten Beispiels [der] Erzieher wären“, dann wären alle Anwesenden „mehr oder minder eine Versammlung von Duckmäusern, Heuchlern, Denunzianten, schwächlichen und berechnenden Jasagern, Neidhämmeln und um den Futtertrog sich heimlich und offen raufender Plebejer“. Mit dieser Aussage stellt er seine Gegner unausgesprochen vor eine weitere Frage: Zum einen wird niemand von sich behaupten wollen, ein Heuchler oder Denunziant zu sein. Auf der anderen Seite wird niemand bestreiten können, zumindest gelegentlich in seiner Jugend Menschen begegnet zu sein, auf die diese Bezeichnungen zutreffen. Warum sollte die jüngere Generation von derartigen Einflüssen mehr bedroht sein als die vorangegangene? Dabei betont er, dass er „das schlechte Beispiel, das uns in sexueller Hinsicht von den Erwachsenen

gegeben wurde“ an letzter Stelle nennt, weil es die Entwicklung noch weniger bestimmt als die übrigen.

Zu der Frage nach der Gefährdung der Jugend durch Schmutz und Schund im Allgemeinen fügt Andres eine weitere Frage hinzu. Hierbei handelt es sich jedoch nur noch um eine rhetorische Frage, die sich aus dem gerade Gesagten von alleine beantwortet und die er folgerichtig auch nicht mit einem Frage-, sondern mit einem Ausrufezeichen versieht: „wieviel stärker und dauerhafter als die Wirkungen eines Buches muß der bildende oder verbildende Einfluß gelten, den Menschen in ihrer körperlichen Gegenwart auf uns ausüben!“ Da sich diese Frage wie gesagt von selbst beantwortet, greift Andres nochmals auf den Aspekt der Einflußnahme von Menschen auf andere Menschen zurück und weist daraufhin, dass die Gesellschaft erwartet, dass ein junger Mensch „allen Widerständen zum Trotz zunächst einmal er selbst werden muß“ und darüber hinaus: „wir verlangen, daß sein Wesenskern in einem schmerzlichen Werden und Reifen langsam von innen nach außen heranwächst“. Menschen, bei denen dieser Prozess nicht wie gewohnt abläuft, seien wohl eher dem „Bereich der Psychiatrie“ zuzuordnen.

Geschickt geht Andres auch noch auf die oben genannte unausgesprochene Frage ein, ob es möglicherweise einen Unterschied zwischen den Generationen geben könne, indem er, wieder ganz im Sinne seiner Gegner, zugibt, dass es Zeiten gibt, in denen die „Umstände die gesunden Abwehrkräfte des Menschen übersteigen“, und angesichts der zurückliegenden, schrecklichen Jahre des Nationalsozialismus hält er die Jugend „in sittlicher Hinsicht“ für „sehr bedroht“. Doch nun wendet er sich explizit an seine Zuhörer und stellt mit Überzeugung fest, es sei eine „Eulenspiegelerei“ zu glauben, das Buch trage die Schuld an der Gefährdung der Jugend.

Am Rande sei hier bemerkt, dass es sich bei den Eulenspiegelereien zumeist um semantische Verwechslungen handelte, während es in dieser Sache eher um einen falschen Analogieschluss geht, wie man ihn bei den Schildbürgern findet. „Schildbürgerstreich“ wäre also ein noch passenderer Ausdruck gewesen. Wie dem auch sei, Andres bezeichnet die Befürworter eines neuen Gesetzes unausgesprochen als Narren, die ihren Fehler nicht erkennen. Doch noch bevor sich jemand darüber empören könnte, nimmt die Argumentation eine Wendung, die für manche Zuhörer nur schwer nachvollziehbar gewesen sein dürfte. Andres vergleicht das gelegentliche Lesen

von Schmutz- oder Schundliteratur mit dem „ein- oder mehrmalige[n] Herumprobieren an irgendeinem Rauschgift“, das seiner Meinung nach ebenso wenig „einen dauerhaften Einfluß“ auf die jungen Menschen hat. Wer ihm jetzt vorwerfen möchte, die Wirkung von schlechter Literatur zu verharmlosen oder deren Existenz gar zu leugnen, dem erwidert er gleich im nächsten Satz, dass er sogar alles für „Schund“ halte, „was auf den Geist erschlaffend und auf den Geschmack verbildend wirkt“. Damit geht er in seiner Definition dessen, was man unter „Schundliteratur“ zu verstehen hat, sicherlich weit über das hinaus, was sogar mancher Befürworter des Gesetzes darunter fassen würde. Den „dauernden Umgang mit Schund“ hält er für „schädlicher, als die gelegentliche Begegnung mit pornographischen Werken“. Deren Wirkung werde spätestens durch das Erleben der Liebe zu einem „Wesen aus Fleisch und Blut“ verpuffen.

Seine Antwort auf die oben genannte erste Frage lautet demnach: Eine Gefährdung der Jugend durch Schmutz- und Schundliteratur in dem Maße, „daß die von ihr Betroffenen ihr ganzes Leben davon bestimmt werden“, könne er nicht erkennen. Allerdings, und hier kommt er dem anderen Lager wieder entgegen, wer „pessimistisch veranlagt“ sei, könne eine solche Gefährdung eventuell erkennen, „doch die Ursache dieser Gefährdung im schlechten Buch zu suchen, heißt auf eine sträfliche Weise an der Oberfläche zu verweilen“.

Schon mit der Antwort auf die erste Frage hat Andres also dargelegt, warum er ein neues Gesetz für unnötig hält. Er ist sich jedoch bewusst, dass von dieser Antwort keineswegs alle Befürworter des Gesetzes überzeugt sein können. Aus diesem Grund knüpft er einen neuen Argumentationsstrang, ausgehend von der zweiten Frage. Dazu schafft er die Grundlage, indem er seine gerade vorgetragene Sicht der Dinge zur Seite legt „zugunsten [einer] rein moral-theologischen Auffassung [...], die Unzucht, die, wenn sie freiwillig und wissentlich begangen wird, ex gravitate materiae immer als Todsünde“ ansieht und zwar in jedem Einzelfall. Auch hier greift er also scheinbar die gegnerische Sichtweise auf. Die erste Schlussfolgerung, die sich daraus ergibt, stellt er an den Anfang der neuen Überlegungen: Wenn diese Ausgangsposition stimmen würde und man deshalb ein neues Gesetz fordert, hält man das bestehende Gesetz für unzureichend. Andres ist sich sicher, „daß die allermeisten, die sich für einen neuen Schmutz- und Schundparagrafen einsetzen, den schon bestehenden über-



haupt nicht kennen“. Für diese „ahnungslosen Befürworter“ gibt er ein Beispiel, um die möglichen Auswirkungen des bestehenden Gesetzes zu verdeutlichen: Jemand der unzüchtige Schriften verbreitet, sei einer „zehnmalschärferen Rechtsverfolgung“ ausgesetzt als jemand, der einen anderen auf böswürdige Weise verleumdet. Er gibt zu bedenken, dass sich aus diesen strafrechtlichen Sanktionsmöglichkeiten eine Werte-Rangordnung ergibt, nach der „die Ehre und der gute Name eines Mannes“ weit hinter der „Keuschheit“ steht. Diese Rangordnung hält er für „falsch und verlogen und in ihrer Auswirkung folgenschwer“. Eine weitere Diskussion dieses für ihn feststehenden Sachverhalts verhindert er mit einem argumentativ geschickten Schachzug, indem er hinzusetzt: Dass diese Rangordnung falsch ist, „muß man heute vielleicht schon beweisen – so weit sind wir bereits ...“.

Für diejenigen, die das gerade erwähnte Beispiel für unglaubwürdig halten, zitiert Andres aus dem Gesetzestext des bestehenden § 184a:

„Wer Schriften, Abbildungen oder Darstellungen, welche, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen, einer Person unter 16 Jahren gegen Entgelt überläßt oder anbietet, wird mit Gefängnis bis zu 6 Monaten oder mit Geldstrafen bestraft.“

An dieser Stelle weist er auf das in der allgemeinen Diskussion häufig genannte Problem hin, dass sich der Paragraph 184 auch gegen anerkannte Kunstwerke richtet, soweit sich ein Richter findet, der bereit ist, ein entsprechendes Urteil zu fällen: „Doch waren die Richter bisher taktvoll oder aber auch klug genug, weder sich noch die Rechtsprechung der Lächerlichkeit preiszugeben.“ Er nennt zwei Dinge, die erforderlich wären, um das bestehende Recht konsequenter umzusetzen und damit dem Paragraphen 184 zu mehr Geltung zu verhelfen: Zum einen müsste der Buchhändler sich Gewissheit über das Alter des Käufers verschaffen und zum anderen müsste „ein Verzeichnis a) der unzüchtigen b) der schamlosen Bücher der ganzen Welt“ und aus allen Zeiten angefertigt werden. Wem die Einhaltung zumindest des ersten Punktes noch realisierbar erscheint, dem hält er entgegen, dass es einem älteren Jugendlichen keine Schwierigkeiten bereiten würde, ein fragliches Buch zu kaufen und es sogleich einem Jüngeren zu überlassen. Es liegt auf der Hand, dass ein solcher Handel sich dem Zugriff der Strafverfolgung weitestgehend entzieht.

Noch schwerwiegender dürften die Auswirkungen der Schaffung eines „Moralkanons“ sein. Gleich zu Beginn stellt sich die Frage nach der Instanz, die „jeweils im besonderen Fall zu entscheiden [hätte], was unzüchtig, schamlos, volksverderberisch ist und was nicht“. Diese Aufgabe fiel in Deutschland zweifelsohne dem Staat zu, dem jedoch, das gibt Andres ausdrücklich zu bedenken, „in Moralfragen [...] keinerlei Unfehlbarkeit zugebilligt wird“. Daraus folgt: „Der Staat müßte den Moralkanon nach eigenem Ermessen, also willkürlich festsetzen und von allen Gehorsam verlangen.“

Explizit geht er auf den „Einwand“ ein, es gäbe schließlich seit Juli 1950 „Zentralstellen bei den Generalstaatsanwaltschaften zur Prüfung von unzüchtigen Büchern“, also eine Instanz, wie sie nach dem Gesetz erforderlich wäre und scheinbar das von Andres gerade Gesagte widerlegt. Doch er entkräftet diesen möglichen Einwand mit dem Hinweis, dass es „ohne Zweifel Bücher und Darstellungen [gibt], die auf den ersten Blick als rein sexuelle Erregungsmittel perverser Natur anerkannt werden können“, und die Zentralstellen dienten der Beobachtung und Kontrolle dieser „Spezies“. Damit sei der Gesetzeslage Genüge getan. Das neue Gesetz erwecke dagegen jedoch den Anschein, als „wollte man zur Bekämpfung von Stubenfliegen statt Flit und Fliegenklatschen Mikroskope und Handgranaten verteilen“. Die Verhältnismäßigkeit zwischen Aufwand und Nutzen, wie Andres sie bei den Zentralstellen gegeben sieht, wäre nach der neuen Gesetzgebung, wollte man sie im dann angelegten Sinne umsetzen, nicht mehr gewahrt.

Auch an dieser Stelle kommt Andres seinen Gegnern gedanklich entgegen und lässt sich darauf ein, theoretisch ein „staatliches Inquisitionstribunal“ zu konstruieren. Schon die Wortwahl zeigt deutlich, dass es sich hier keineswegs um eine echte Annäherung an die gegnerische Position handelt, sondern lediglich um ein Gedankenspiel, das am Ende die eigenen Aussagen bestärken soll. „Wer – so lautet die nächste Frage – sitzt in diesem Tribunal?“ Die Bedeutsamkeit dieser Frage wird wohl niemand bestritten haben, auch wenn mancher sie zunächst als zweitrangig eingestuft haben dürfte. Der Aufbau des deutschen Staates legt eine Möglichkeit der Besetzung nahe, nämlich nach dem Parteienproporz. Andres gibt zu bedenken, dass eine einvernehmliche Einigung der Parteien in Fragen der Moral als unwahrscheinlich angesehen werden muss, was unweigerlich zu

Kompromisslösungen führen werde, die, so steht zu erwarten, zudem auf Verhandlungen beruhen. Das von Andres vor den Zuhörern ausgebreitete Szenario ist erschreckend:

„Die Autoren und Maler und Komponisten aber müßten, wenn sie es nicht verstanden oder stolz darauf verzichteten, sich innerhalb dieser moralischen Inquisition Freunde zu erwerben, täglich gegenwärtig sein, daß ein Werk, daran sie nach der Vorschrift von Horaz neun Jahre arbeiteten, im Laufe einiger Stunden gelesen und verboten würde – angeblich wegen einer Szene, wahrscheinlich aber wegen einer Haltung! Die Verleger würden begrifflicherweise für eine Vorzensur plädieren, die Schriftsteller aber würden – wieder einmal! – resignieren oder emigrieren.“

Andres legt Wert darauf, dass er keineswegs aus „Liebe zur dramatischen Zuspitzung“ in dieser Weise argumentiere. Doch er sieht, und damit stand er nicht allein, in diesem Gesetz den „Ausgangspunkt“ für die Beschneidung der freien Meinungsäußerung, da es ein Gesetz sei, „mit dem man eines Tages ohne Mühe die verantwortlichsten Stimmen der Nation zum Schweigen bringen könnte“, wobei er anerkennt, dass dies nicht die Zielrichtung des Gesetzes ist und dessen Befürworter durchaus von lauterer Absichten beseelt sind.

Damit ist für ihn die Darlegung seiner Gründe gegen einen neuen Paragraphen 184 abgeschlossen und nach seinem Dafürhalten die Unnötigkeit einer Gesetzesänderung hinreichend bewiesen und sogar auf die Gefahren einer neuen Gesetzgebung hingewiesen. So ist es durchaus ein Überraschungsmoment, wenn er zum Ende seiner Rede noch einmal ausholt: „Aber warum nicht! Schaffen wir einen Paragraphen für die Jugend!“ Dieser Paragraph soll allerdings in ganz anderem Sinne angelegt sein, wie aus seinen Ausführungen schnell deutlich wird: Andres fordert für jeden jungen Menschen „ehrbare Eltern oder Pflegeeltern, ein Bett zur alleinigen Benutzung in einem Zimmer, darin täglich wenigstens drei Stunden die Sonne scheint“. Außerdem ausreichende Nahrung und eine Arbeitsstelle und „Heiterkeit und Freude bei Gleichaltrigen und freundliches Verhalten von den erwachsenen Freunden“. Dann, so ist seine Hoffnung, „wachsen diese jungen Leute wie von selber heran zur Selbstachtung und Ehrfurcht vor den heiligen Institutionen“. Die Umsetzung eines solchen Paragraphen sollte so entschieden vorangetrieben werden, wie die eines Moralpara-

graphen. Mit dieser Schlussäußerung dürfte Andres wieder alle Zuhörer auf seiner Seite gehabt haben, denn wer würde sich ernsthaft einem solchen Ansinnen widersetzen? Neben einem versöhnlichen Abschluss der Rede, der sich aus psychologischer Sicht positiv auf die zuvor vorgetragene Argumente auswirken könnte, signalisiert er an dieser Stelle nochmals, dass offensichtlich beide Seiten, Befürworter und Gegner des neuen Gesetzes, das hehre Ziel verfolgen, die Zukunft der Jugend so gut als möglich zu gestalten. Die Unterschiede liegen allein in der Auseinandersetzung über den besten Weg zu diesem Ziel.

Wie gezeigt, verfährt Andres in dieser Rede nach einem strengen, gut durchdachten Argumentationsschema, das vor allem darauf beruht, immer wieder die möglichen oder bereits genannten Einwände der Diskussionsgegner aufzugreifen und, vor allem durch logische Weiterentwicklungen, zu entkräften. Dass er sich als Schriftsteller dabei der Macht des Wortes bewusst ist, zeigt sich an vielen Stellen überdeutlich. Zum einen wählt er seine Formulierungen oft so geschickt, dass sein Standpunkt zwar deutlich wird, er seine Gegner aber nicht unnötig vor den Kopf stößt. Vor allem bedient er sich gegen Ende seiner Rede vermehrt solcher Ausdrücke, die bei vielen seiner Zuhörer ein Alarmsignal auslösen. In einem Nebensatz verborgen spricht er zunächst von der Bedrohung der „Freiheit der Presse, des Films und des Theaters“. Die Bedeutung des geplanten Gesetzes für die Meinungsfreiheit macht er nicht ausdrücklich zum Thema seiner Rede, sie dürfte auch in der allgemeinen Diskussion um das Gesetz hinreichend oft beschrieben worden sein. Wichtig ist jedoch, dass er auch dieses Argument, wenn auch mehr unterschwellig, einfließen lässt und es mit anderen, negativ konnotierten Begriffen verbindet. So spricht er einige Sätze später von der Gefahr eines „moralischen Absolutismus“ – kein erstrebenswertes Ziel in der jungen, deutschen Demokratie. Sogar zweimal greift er den in der Debatte sicherlich häufiger gebrauchten Begriff der „Inquisition“ auf. Einmal nennt Andres die zu schaffende Behörde zur Erstellung der oben genannten Verzeichnisse ein „staatliches Inquisitionstribunal“ (wobei der Begriff „Tribunal“ noch mehrfach verwandt wird) und ein andermal nennt er das ganze Verfahren eine „moralische Inquisition“. Ein wahres Schreckgespenst dürfte das Wort „Vorzensur“ gewesen sein: Die Jahre der Zensur hatte man gerade erst überwunden und jeder konnte sich noch sehr gut an die Auswirkungen der Zensur erinnern. Die indirekte Erinnerung an das

Dritte Reich dürfte Andres ganz bewusst an das Ende seiner Argumentation gestellt haben. Die Aussage liegt auf der Hand: Das neue Gesetz könnte die Grundfesten der deutschen Demokratie bedrohen. Dazu passt auch der erneute Hinweis auf die Notwendigkeit, das „Feld der freien Meinungsäußerung“ zu verteidigen, damit man nicht „eines Tages ohne Mühe die verantwortlichsten Stimmen der Nation zum Schweigen bringen könnte“. Hier zeigt sich erneut: Andres argumentiert scheinbar objektiv und logisch, er lässt Einwände gelten, nimmt sie auf, verliert dabei aber niemals sein Ziel aus den Augen und macht vor allem durch die Wahl seiner Worte seine Position unmissverständlich deutlich.

In einem „Entwurf über Ziele und Arbeitsweise eines deutschen Institutes zur Reinigung und Neuordnung und Belebung des deutschen Schrifttums“<sup>21</sup> hatte Andres 1944 übrigens durchaus die Schaffung einer Art „Prüfstelle“ für gute Literatur vorgeschlagen. So nannte er als Ziele für die Arbeit der von ihm so genannten „Bücherwarte“:

- „1. Das deutsche Schrifttum wird in allen Gebieten gesäubert von nationalsozialistischer, militärischer, nihilistischer [...] Denkweise, angefangen von dem Werk der Universitätsprofessoren [...] bis zu den Schulbüchern, bis zur Fibel! Das Institut kämpft an gegen Schmutz und Schund (pornographischer und kriminalistischer, sadistischer Literatur).
2. Die sauberen und tapferen Verleger und Autoren werden [...] gefördert, beraten und angeregt.
3. Die nationalsozialistischen und militaristischen Verleger und Autoren werden bestraft und kaltgestellt [...].
4. Überprüfung des kommenden deutschen Büchermarktes auf antidemokratische, kriegsfreudige, nihilistische und sadistische Literatur; auf falschen Heroenkult und übertrieben nationale Eigenbezüglichkeit, Männerbünde usw.“

Mit leichtem Bedauern stellt er in diesem Zusammenhang fest, dass man Männer, die „das deutsche Wort in den Dienst des ‚Tieres‘ gestellt“ haben „nicht töten“ könne, „da uns kein juristisches Instrument gegen sie zur Verfügung steht, das Todesstrafe forderte“. Allerdings stehe es den Alliierten

---

<sup>21</sup> Dieser Entwurf findet sich als Typoskript im DLA unter A: Andres. Konv. Politische Beiträge. Ansprache am alliierten Sender Neapel 1944.

frei, Schriftsteller, die unter dem Hitler-Regime hohe Stellen bei der SS inne hatten, zu deportieren.<sup>22</sup>

Trotz der Einwände der im Ausschuss angehörten Autoren, die den Gesetzesentwurf rundweg ablehnten, waren die übrigen Gutachter grundsätzlich dafür. Lediglich die Literatursachverständigen bejahten zwar den Entwurf, empfahlen jedoch wesentliche Änderungen. Schließlich wurde das Gesetz am 17.9.1952 mit 165 Ja- zu 133 Nein-Stimmen angenommen und trat am 14. Juli 1953 in Kraft.<sup>23</sup>

Die „Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften“ besteht seitdem aus zwei Gremien: dem 12er- und dem 3er-Gremium. Zum ersten Gremium gehören 8 Gruppenbeisitzer, die aus den Bereichen Kunst, Literatur, Buchhandel, Verleger, Träger der freien Jugendhilfe, Träger der öffentlichen Jugendhilfe, Lehrerschaft und Kirchen kommen.<sup>24</sup> Andres nahm als Gruppenbeisitzer für den Bereich Literatur von 1954 bis 1957 teil, was einer Amtszeit entspricht.<sup>25</sup>

Warum er sich bereit erklärte, in der Bundesprüfstelle mitzuarbeiten, obwohl er sich vehement gegen das entsprechende Gesetz gewandt hatte, lässt sich heute nur noch schwer rekonstruieren. In ihren Erinnerungen verweist Dorothee Andres auf seine räumliche Nähe zu Bonn, aber hier ist Erschens' Meinung zu teilen, dass es sich dabei nicht um einen hinreichenden Grund gehandelt haben dürfte.<sup>26</sup> Eher schon war es der Gedanke, der „guten“ Literatur auf diese Weise dienen zu können und eine tatsächliche Zensur zu verhindern. Erschens weist mehrfach auf Andres' Aversion gegen militaristische Bücher und Hefte hin und auf dessen kritische Haltung gegenüber Comics aller Art.<sup>27</sup> Zudem war ihm die Idee, Literatur in ‚gute‘ und ‚schlechte‘ zu trennen, durchaus nicht fremd, wie sein Entwurf für die „Bücherwarte“ aus dem Jahre 1944 zeigt. Dennoch bleibt es letztlich unerklärlich, warum ausgerechnet Stefan Andres, der immer wieder – nicht nur in dieser Rede – vor einem zu großen Einfluss des Staates auf die Literatur warnte und stets die Unabhängigkeit des Schriftstellers, auch und

---

<sup>22</sup> Weitere Anmerkungen zum Entwurf der „Bücherwarte“ s. Einleitung zu Konv. II, „Kriegsende und Nachkriegszeit – Perspektiven für Deutschland“.

<sup>23</sup> Vgl. Erschens: „Ich trinke ja auch keine Jauche!“, S. 62.

<sup>24</sup> Vgl. ebenda, S. 65.

<sup>25</sup> Vgl. ebenda.

<sup>26</sup> Vgl. ebenda, S. 71.

<sup>27</sup> Vgl. ebenda.

gerade vom Staat, beschwor, sich bereit erklärte, in einer staatlichen Prüf-  
stelle für Literatur mitzuarbeiten.

Heute lässt sich sagen: Andres' schlimmste Befürchtungen sind nicht eingetreten: die deutsche Demokratie hat keinen bleibenden Schaden erlitten und die Übergriffe des Staates auf die Literatur halten sich in überschaubaren Grenzen. Seit 2003 heißt die Prüfstelle nun „Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien“ und ist auch für Videofilme, Computer- und Videospiele zuständig. In der heutigen Zeit wird nicht mehr über die Existenz der Prüfstelle an sich gestritten. Geblieben ist allerdings die Frage, was „Schund“ und „Schmutz“ ist und durch welche Bücher, Filme und vor allem Computerspiele Jugendliche in ihrer gesunden Entwicklung gefährdet werden, falls dies überhaupt möglich ist. Damals wie heute sind die Antworten auf diese Frage vielstimmig, wie sich aus den Diskussionen nach den Amokläufen an deutschen Schulen ablesen lässt.

## 2. 1951 / 1952: Der Intellektuelle zwischen Ost und West

Wann und wo Stefan Andres die Rede „Der Intellektuelle zwischen Ost und West“ nach welchem Manuskript gehalten hat, lässt sich heute kaum noch rekonstruieren. Lediglich ein Datum kann exakt bestimmt werden: Unter der Überschrift „Intellektuelle zwischen Ost und West. Ein Vortrag von Stefan Andres vor Studenten der Freien Universität“ findet sich in der *Neuen Zeitung* eine kritische Reflexion der Rede (gezeichnet mit S.-F.) und zudem der Hinweis, Andres habe auf Einladung des „Kongreß für kulturelle Freiheit“ in einem Hörsaal der Freien Universität in der Königin-Luise-Straße [Berlin] gesprochen<sup>28</sup>. Michael Braun verweist darauf, Andres habe diese Rede neben der Rede „Amerika als Hoffnung der Welt“ an Colleges in New York, Ohio und San Francisco während seiner Amerikareise 1952 gehalten<sup>29</sup>, bleibt aber den Nachweis dafür schuldig. Daneben existiert eine Tonbandaufnahme dieser Rede, die von der Stefan-Andres-Gesellschaft auf CD veröffentlicht wurde, leider ohne Angabe von Ort und Datum der Aufnahme<sup>30</sup>. Aufgrund der Publikumsreaktionen, wie z.B. Lacher auf bestimmte Bemerkungen, liegt die Vermutung nahe, dass es sich hier um ein deutsches Publikum handelt. Allerdings fehlt der in dem oben genannten Zeitungsartikel zitierte Zwischenruf (s.u.), so dass es sich wohl nicht um eine Aufnahme von dieser Veranstaltung handelt.

Als schriftliche Zeugnisse sind zum einen ein Typoskript erhalten, das 19 Seiten umfasst und als eine Art „Urfassung“<sup>31</sup> angesehen werden kann, zum anderen zwei sehr kurze Druckfassungen<sup>32</sup>, die unter Andres' Namen ver-

---

<sup>28</sup> Vgl. *Die Neue Zeitung* 20. Februar 1952 (Nr. 43) S. 6. In besagtem Artikel wird darauf verwiesen, Andres habe sich „tags zuvor“ „warm und nachdrücklich“ für die Opfer des Nationalsozialismus eingesetzt. Bezieht man diese Äußerung auf die Rede „Untaten, über die kein Gras wächst“, ergibt sich für die hier zu besprechende Rede, dass Andres sie am 18. Februar 1952 gehalten haben muss. In: John Klapper: Stefan Andres. Der christliche Humanist als Kritiker seiner Zeit. Bern 1998, S. 195 findet sich die Angabe: Der Intellektuelle zwischen Ost und West, *Die Neue Zeitung* 20.1.1952, S. 6. Hier handelt es sich offenbar um einen Irrtum bezüglich des Monats.

<sup>29</sup> Vgl. Michael Braun: Stefan Andres – Leben und Werk. Bonn 2006, S. 122.

<sup>30</sup> Vgl. Stefan Andres: Heimgang zur Wahrheit (Rede über die Toleranz) / Der Intellektuelle zwischen Ost und West, CD der Stefan-Andres-Gesellschaft, o.O., o.J.

<sup>31</sup> Das Typoskript findet sich im DLA unter A: Andres Prosa. Konv. Politische Beiträge „Der Intellektuelle zwischen Ost und West“.

<sup>32</sup> 1. Stefan Andres: Der Intellektuelle zwischen Ost und West. In: *ISSF (Informationen, Zeitschrift des Internationalen Studentenbundes)*, Bonn 1952, S. 6-10 / 2. Stefan Andres: Der Intellektuelle zwischen Ost und West. In: *Deutsche Studentenzeitung*, Juli 1952, S. 13.



öffentlich wurden, demnach vermutlich von ihm zumindest autorisiert waren. Alle Texte und die Hörfassung bieten im Vergleich zur „Urfassung“ keine neuen Textteile, sondern sind mehr oder weniger gekürzte Versionen des Typoskriptes. Da sich die verschiedenen Fassungen sehr stark voneinander unterscheiden, werden sie im Anschluss an die Betrachtung des Typoskriptes kurz einzeln erläutert.

### **Das Typoskript<sup>33</sup>**

Der Beginn der Rede ist zunächst geprägt von einer recht ausführlichen Auseinandersetzung mit dem „Offenen Brief“, den Bertolt Brecht am 26. September 1951 an „deutsche Künstler und Schriftsteller“ gerichtet hatte<sup>34</sup>. Andres geht nicht nur sinngemäß auf diesen Brief ein, sondern zitiert eine lange Passage wortwörtlich:

„Als Schriftsteller wende ich mich an die deutschen Schriftsteller und Künstler, ihre Volksvertretungen zu ersuchen, in einem frühen Stadium der erhofften Verhandlungen folgende Vorschläge zu besprechen:

1. Völlige Freiheit des Buches, mit einer Einschränkung.
2. Völlige Freiheit des Theaters, mit einer Einschränkung.
3. Völlige Freiheit der bildenden Künste, mit einer Einschränkung.
4. Völlige Freiheit der Musik, mit einer Einschränkung.
5. Völlige Freiheit des Films, mit einer Einschränkung.

Die Einschränkung: Keine Freiheit für Schriften und Kunstwerke, welche den Krieg verherrlichen oder als unvermeidbar hinstellen, und für solche, welche den Völkerhaß fördern.“

Andres ist deutlich verärgert über diese Worte und befindet, der „stalinistische Dramatiker“ trage hier „Eulen nach Athen“. Auch den Schlusssatz des Briefes zitiert er wörtlich: „Das große Carthago führte drei Kriege. Es war noch mächtig nach dem ersten, noch bewohnbar nach dem zweiten. Es war nicht mehr auffindbar nach dem dritten.“ Diese „Drohung mit der Geschichte“ weist Andres als „unwirksam“ zurück.

---

<sup>33</sup> Alle aufgeführten Zitate finden sich, soweit nicht anders vermerkt, in dem Typoskript des DLA (vgl. Anm. 31).

<sup>34</sup> Der Brief findet sich, mit den originalen Anstreichungen von Stefan Andres versehen (er hatte sich die zu zitierenden Stellen markiert), im DLA Marbach unter A: Andres Prosa. Konv. Politische Beiträge „Der Intellektuelle zwischen Ost und West“.

Liest man die Rede weiter, wird schnell deutlich, dass es Andres gar nicht um die Auseinandersetzung mit Bertolt Brecht geht oder gar darum, ihm auf diesem Wege eine Antwort auf seinen Brief zu geben, sondern er benutzt ihn lediglich als ‚Aufhänger‘, um daran anknüpfend die grundsätzliche Rolle der Intellektuellen in Deutschland zu erklären und zu beleuchten, weshalb er Brecht namentlich nach dem Zitat des Schlusssatzes des Briefes nicht mehr nennt und auch nicht mehr zitiert<sup>35</sup>. Im weiteren Verlauf der Rede finden sich nur noch zwei Anspielungen auf den Brief: „Die Epigonen dieser Utopisten [gemeint sind die „glühenden Utopisten von 1917“] aber sitzen im Osten Deutschlands und ermahnen uns zum Kampf für den Frieden, die Freiheit, die soziale Gerechtigkeit!“ und gegen Ende seiner Rede erwähnt er noch einmal in einem Nebensatz die „Friedensbotschaften der literarischen Agenten Stalins“.

Interessant an der Person Brecht ist für Andres lediglich die Frage, wie es dazu kommen kann, dass sich Intellektuelle freiwillig bis zur „geistigen Selbstvernichtung“ in den Dienst des „Gottes Staat“ stellen und weiter: Wie kann es überhaupt zur Entwicklung einer derartigen „Sozialreligion“ kommen? Diese Frage wiederum führt ihn zu der Kernfrage vieler seiner Reden: „Was ist der Mensch?“ Ziel seiner Rede ist darzustellen, welche Aufgaben die Intellektuellen haben und aus welchen Notwendigkeiten heraus ihnen diese Aufgaben zugewachsen sind. Daher erklärt sich am Ende auch, warum die Rede bewusst den Titel trägt „Der Intellektuelle zwischen Ost und West“ und nicht etwa „Der Intellektuelle in Ost und West“.

Diese Erklärungsentwicklung soll hier aufgezeigt werden, wobei darauf hinzuweisen ist, dass die Reihenfolge der Erklärungsschritte durch die Anknüpfung an den Brecht-Brief in Andres' Rede eine andere ist. Diesen rhetorischen „Umweg“ setzt er sicherlich bewusst ein, da der Brecht-Brief seinerzeit große Beachtung fand und von vielen in unterschiedlicher Weise kommentiert wurde. Wie schon gezeigt, ist der Brief allerdings höchstens ein konkreter Anlass für Andres, um sich mit den im Weiteren aufgezeigten Gedanken zu befassen. Die Brechtschen Forderungen weist er als „gutstilisierte [...], aber doch empörend überflüssige [...] Ermahnungen“ zurück und reiht sie ein in die „von den östlichen deutschen Schriftstellern im

---

<sup>35</sup> Dieser Schlusssatz findet sich auf der zweiten von 19 Seiten des Typoskriptes.

Chorus und in Solostimmen vorgetragene Friedensmelodie“, bei der es sich um nichts anderes als um „ihnen vom Staat vorgeschriebene [...] propagandistische [...] Verhaltensweisen“ handelt. Insofern verwundert es nicht, dass er sich nicht lange mit der Beantwortung des Brechtschen Briefes befasst. Wichtiger ist ihm die Frage nach der Ursache für diese „intellektuellen Selbstaufopferungen“. Bei der Ursachenforschung rückt er schnell von der Person Brecht ab, denn die Beantwortung dieser Frage lässt sich nicht an einer Person, und sei sie noch so exponiert, festmachen. Stattdessen sucht er einen grundlegenden Ansatz: „Da es sich [...] um Menschen handelt, blicken wir in uns selbst hinab.“ Der Mensch, so stellt er fest, braucht ein „absolutes Gegenüber“. Fehlt dieses, so ersetzt der Mensch es zwangsläufig, indem er „irgendetwas Bedingtes, Endliches [...] verabsolutiert“. Auffallend ist, dass er auf die explizite Nennung Gottes, der christlichen oder einer anderen Religion verzichtet. Er hat seinen Blick ganz auf den Menschen gerichtet, der nicht allein leben kann, sondern eines Koordinatensystems bedarf, das ihm die Orientierung ermöglicht, was nichts anderes bedeutet als die Herausbildung einer Religion, die jedoch in totalitären Regimen nicht auf transzendenten, nicht fassbaren Erfahrungen und Traditionen beruht, sondern eine von Menschen errichtete „Sozialreligion“ ist. Deutlich verweist Andres auch sprachlich auf die Parallelführung von christlicher und „Sozialreligion“. Er spricht, in Anspielung auf das Dritte Reich, von „dem obszönen Gottesdienst“, „in welchem der Staat und innerhalb des Staates der Wille des Einzelnen als das Maß und Ziel aller Dinge gefeiert wurde“ und erinnert, vermutlich mit erhobenem Zeigefinger, an das Ende dieser „schwarzen Messe“. Dennoch gibt es, und das scheint zunächst unverständlich, immer noch Intellektuelle, die mit „religiöser Selbstaufgabe“ mit den „Gläubigen“ am „Altar Utopia“ dem „Götterbild der freien, glückseligen, von keiner Not und Angst mehr erreichbaren Menschheit“ dienen. Der Staat erscheint als „Erlöser“ und die Intellektuellen sind seine Hohepriester, die ihren „liturgischen Dienst“ verrichten, gestützt auf die „Lehre der kommunistischen Kirchenväter“. Die Handlungen des Staates dienen dazu, dass der Mensch „erlöst“ werde, dass er „frei und glücklich sein wird“. „Durch jede Verhaftung, jede Verbannung, jedes Todesurteil, durch jede seiner innen- und außenpolitischen Unternehmungen, die den Gegner drinnen und draußen in die Irre führt, schwächt, vernichtet“, versucht dieser Staat, das Heil der Menschen zu

erreichen. Nicht zufällig verwendet Andres hier immer wieder den Begriff „Staat“ und stellt ihm die „Menschen“ gegenüber. Es geht nicht um konkrete, zitierbare Personen, eventuell amtierende Regierungsmitglieder oder Ähnliches, denn ihre Namen sind austauschbar und tun nichts zur Sache. Der „Staat“ erscheint bei Andres immer wieder, so auch hier, als das Gegenteil des Menschen. Der „Staat“ ist ein von Menschen geschaffenes, aber dennoch entmenschlichtes System. Dabei ist nicht jeder Intellektuelle unbedingt ein „Gläubiger“, manche dienen diesem Staat auch aus „feigem Anpassungstrieb“. So oder so müssten sie aber alle wissen, welche furchtbaren Konsequenzen die Politik des „immerhin noch doppelgesichtigen Lenin[s]“ und vor allem Stalins für die Menschen hatte und, wir schreiben das Jahr 1951 oder 1952, noch immer hat.

Bevor jedoch seine Zuhörer sich als die vermeintlich besseren Menschen bequem in ihren Sitzen zurücklehnen können, in dem Glauben, selber vor derartigen Irrtümern und Irrwegen gefeit zu sein, warnt Andres davor, und zwar schon sehr früh in seiner Rede, sich diesem „seelischen Phänomen“ mit „Überlegenheitserklärungen“ nähern zu wollen. Die christlichen Vokabeln aufgreifend, ermahnt er sein Publikum, „den also jeder heilsamen Hoffnung abgewandten Intellektuellen nicht als einen durch eigne Schuld Verblendeten bezeichnen zu wollen“. Und er geht noch einen Schritt weiter. Er fordert nicht nur Verständnis, ausdrücklich nicht im Sinne von Verzeihung, aber im Sinne der ernsthaften Auseinandersetzung mit den so fremd erscheinenden Überzeugungen, sondern er stellt „eine dieser vielen radikalen Fragen“, die sich „die Verantwortungsträger der westlichen Welt nicht ein einziges Mal mit Entschiedenheit“ gestellt haben: „hat nicht der hemmungslose, vor keiner Untat und keiner Vergewaltigung des Rechts und der Freiheit zurückschreckende Mammonismus des Westens die Massen der sozial Abhängigen in die Igelstellung des Kollektivs gedrängt?“ Bereits zuvor hat er auf die Lage Europas Anfang des 19. Jahrhunderts verwiesen und eine ‚geschichtliche Metapher‘ konstruiert: Während Goethe seinen *Faust II* schreibt, Friedrich List als Verfechter der deutschen zollpolitischen Einigung seine Professur verliert, die Schweizer eine Verfassung bekommen, die auf bürgerlicher Gleichheit beruht, wird in England ein zwölfjähriger Junge hingerichtet, weil er einen unbedeutenden Geldbetrag gestohlen hatte. Damit ist für Andres in einem Satz erklärt, warum Karl Marx weder auf die Religion noch auf die Bürger setzte, um das

„irdische [...] Erlösungswerk der entrechteten Klassen“ zu verwirklichen. Die Bürger waren aus Sorgen um die bestehende Ordnung viel zu reaktionär und die Kirchen waren „damals allesamt noch bürgerlicher und amtlicher als heute“. Zudem hatten „die Religionen“ den Naturwissenschaften und „den Problemen des Massenstaates“ viel zu lange „ahnungslos, wenn nicht feindlich“ gegenübergestanden, wie er bereits im Anfangsteil seiner Rede bemerkte. Mehrfach macht er deutlich, dass ein durchaus lauterer Motiv zur Ausbildung der „Sozialreligion“ geführt hat: das Mitleid mit dem Menschen, das sich leicht aus der oben genannten Metapher nachvollziehen lässt. Doch der eingeschlagene Weg erweist sich als tragischer Irrtum: „noch keinem Molochgott der Weltgeschichte auf dieser Erde [wurden] soviel Blut und Tränen und Verzweiflungsschreie dargebracht als diesem Götzen, der vom Mitleid des Menschen mit dem Menschen errichtet wurde“.

Woher aber kommt die Abkehr des Menschen von der Religion, von seinem wahren Gottesglauben? Warum gehen die Intellektuellen, und nicht nur die im Osten, diesen tragischen Irrweg, der den Menschen soviel Leid beschert?

Andres greift zur Beantwortung dieser Fragen historisch weit zurück: Indem er sich nochmals gegen den westlichen Hochmut wendet, konstatiert er, dass „dieses trostlose und den Menschen zermalmende Machtschema auf weltanschaulichen Grundfesten ruht, die westliche Intellektuelle in der russischen Seele gelegt haben“. Bemerkenswert ist, dass er im Weiteren keinen Intellektuellen im engeren Sinne nennt als denjenigen, mit dem „der Angriff auf die menschliche Freiheit begann“, sondern den Begründer der modernen Naturwissenschaften und Mathematiker Galileo Galilei (1564-1642), der allerdings nicht namentlich erwähnt, sondern nur durch ein Zitat erkennbar wird: „Alles messen, was messbar ist, und messbar machen, was noch nicht messbar ist.“ Andres zitiert nicht ganz wörtlich und schreibt den Ausspruch allgemein den „ersten Vertreter[n] der quantitativ mathematischen Denkweise“ zu. Ihr entscheidender Fehler sei es gewesen, dass sie die „Qualität als die Grundlage aller Wirklichkeit übersahen“. Die daraus resultierende Entwicklung beschreibt er in drei Sätzen:

„Die exakten Wissenschaften, dem durchaus edlen Bedürfnis der Ratio nach Orientierung im Feld der Vielheit und der Ausdehnung entsprungen, bescherten dem Menschen die Technik. Aber sie bescherten ihm auch jene

gefährliche Überschätzung der meßbaren Größen, die nun im Bewußtsein des Menschen ihr zerstörerisches Spiel begannen und ihn mit der Kleinheit seiner Erde im Kosmos und der Kürze seiner irdischen Jahre verhöhnerten. Das aus dem Jahrtausende alten Erleben der Qualitas entstammende menschliche Selbstgefühl wurde illusorisch.“

Der Mensch verliert sein „Gegenüber“, er verliert sich selbst in den Weiten der Welt, er wendet sich gegen seinen Schöpfer und nun wird deutlich, woher die „Vereinsamung des Ichs“ rührt, die „durch die Katastrophe der letzten Jahre noch gewachsen ist“, wie er gleich zu Beginn seiner Rede feststellt. Was aber, so wird konsequent weiter gefragt, was aber ist der Mensch, „für den, der über sich als radikaler und konsequenter Rationalist nachdenkt?“ Er wird fast unweigerlich ein Determinist. Andres vermischt an dieser Stelle seiner Rede die Betrachtungen über den Menschen mit denen über die Intellektuellen. Selbstredend ist der Intellektuelle auch als Mensch aufzufassen, doch unterscheidet er an anderen Stellen immer wieder deutlich zwischen dem Menschen und den Intellektuellen, die für ihr Volk und für die Menschheit insgesamt in besonderer Verantwortung stehen. Diese Trennschärfe bleibt er hier schuldig. Die allgemeinen Betrachtungen zur geistigen Entwicklung des Menschen müssen also als Hintergrund für die Überlegungen zur besonderen Rolle und Aufgabe der Intellektuellen gesehen werden.

Der „in der Renaissance schon vereinzelt auftretende, titanisch anmutende Atheismus des an einem Überschuß seiner Persönlichkeit sozusagen leidenden Intellektuellen“ wird mit dem Vormarsch der Naturwissenschaften durch den „wissenschaftlichen Atheisten abgelöst – von einem Menschentyp also, der Gott und seine Welt nicht aus Kraft, Übermut und menschlicher Selbstherrlichkeit zurückweist, sondern aus einer barbarisch anmutenden Wissenschaftlichkeit übersieht“. Dem gegenüber steht eine „überwiegend totalitäre und intolerante Kirche“, was weiter zu einer Radikalisierung des Rationalismus der Intellektuellen beigetragen habe. Alle Inhalte, „die nicht exakt nachweisbar waren“, seien abgelehnt und verneint worden.

Sich wieder im Sprachfeld der theologischen Metaphern bewegend, führt Andres die weitere Entwicklung der Intellektuellen aus seiner Sicht heraus aus: „Ohne den Kompaß des Glaubens an das Absolute“ seien sie „in der unendlichen Wüste der puren Wissenschaftlichkeit“ umhergeirrt, bis eines

Tages „einige deutsche Philosophen“ – genannt werden Hegel, Fichte, Nietzsche und Marx – „kleinere und größere Sinais auftürmten und Tafeln schrieben und mit ihren pseudophilosophischen Geboten künstliche Notwendigkeiten in die Allbeliebigkeit des rationalen Betriebs brachten“. Das Resultat liegt für ihn auf der Hand: „ein großer Teil dieser Intellektuellen, die bisher die Wissenschaft zu ihrem Glauben gemacht hatten, unterwarf sich nun dem ‚Dschingiskhan des Mitleids Marx‘“ und

„aus dem zu einem Ende und Anfang strebenden Nihilismus entsteht der gläubige, chiliastisch begeisterte Kommunismus, aus diesem der seine Kinder fressende, total antimenschliche Stalinismus, der in einem neuen Nihilismus enden muß, in einem, der leise wie der Rost die Machtmaschine an den geheimsten Stellen anfrißt und zerstört“.

Er nennt diese Entwicklungslinie „allgemein bekannt“ und leitet aus ihr „ein großes Maß von Verantwortung gegenüber dem Osten [ab], den wir mit unserem kranken Geist angesteckt haben.“ Der Weg nach vorne muss demnach zwangsläufig ein Weg zurück sein: der „Geist der Qualitas“ muss „den Geist der Quantitas“ bändigen, denn erst „die Qualitas gibt dem Menschen das Unverwechselbare, Einzige, Unersetzbare, die persönliche Verbindung mit dem Sein überhaupt“. Dies würde unweigerlich auch dem Menschen einen Teil seiner Angst nehmen, denn „das Erlebnis der Qualitas ist seinem Wesen nach transzendent und verleiht dem Menschen Nähe, Heimat, Geborgenheit.“ Ziel muss ein Mensch sein, der dem Platonschen Idealbild entspricht: der „eins ist mit sich selbst und sich nicht widerspricht und darum nicht zerfallen ist mit sich und der Welt“. Das Gegenteil dieses Menschen bildet der von Andres mit Abscheu gebrauchte Begriff „Menschenmaterial“, der beinhaltet, dass es sich bei dem Menschen um ein „Serienprodukt von reinen Zufallsgnaden“ handelt, um einen „willenlosen Baustein“, dessen „Daseinszweck und Schicksal sich in seiner Zugehörigkeit zum Staat erschöpf[t]“.

Den „Kampf“ – Andres verwendet hier tatsächlich einen militärischen Begriff – gegen diese Unmenschlichkeiten sieht er nicht als Aufgabe der Politik, sondern als Aufgabe des Geistes. Bereits zu Beginn seiner Rede hatte er auf die Schwierigkeiten im politischen Umgang mit dem Osten verwiesen. In Reaktion auf den Brechtschen Brief mahnt er darauf zu achten, „daß unser Friedenswille nicht mißbraucht wird, daß er nicht ge- deutet wird als Müdigkeit, zynische Wurstigkeit, daß er nicht vom Osten

geradezu eingebaut wird in seinen Aufmarschplan gegen den Westen“. Er rät dazu „auf der Hut zu sein“ und ergänzt: „Mißtrauen ist in der Politik nicht nur erlaubt, sondern unter bestimmten Gegebenheiten sittliche Pflicht, es trägt dann den Titel einer Kardinaltugend und heißt: Klugheit.“ Obwohl er dazu rät, die „Friedensbotschaften der literarischen Agenten Stalins“ als „fundamentale Bedrohung alles Menschlichen“ zu verstehen, unterscheidet er auch hier eindeutig zwischen dem Staat und seinen Repräsentanten und den Menschen, denn diese Haltung bedeute „nicht im geringsten eine innere feindliche Haltung gegenüber dem russischen Volk – oder den anderen geknechteten Völkern des Ostens“.<sup>36</sup>

Auf diesem Hintergrund ist leicht nachvollziehbar, warum er so vehement die Intellektuellen an ihre Aufgaben erinnert und sie auffordert, sich in diesem „Entscheidungskampf“ an der richtigen Stelle zu positionieren. Um sein Idealbild eines Intellektuellen zu verdeutlichen, greift er auf ein Zitat von Goethe zurück:

„Jeder, der in sich fühlt, daß er etwas Gutes wirken kann, muß ein Plagegeist sein. Er muß nicht warten, bis man ihn ruft, er muß nicht achten, wenn man ihn fortschickt, er muß sein, was Homer an den Helden preist, er muß sein wie eine Fliege, die verscheucht den Menschen immer wieder von der andern Seite anfällt.“<sup>37</sup>

Der „radikale Intellektuelle“ muss ein Mensch „mit höherer geistiger Bildung sein“, der diese Bildung nutzt, um „mit seiner Kritik und seinen ethischen und sozialpolitischen Forderungen die Zeitgenossen nicht zur Ruhe kommen“ zu lassen. Dabei gibt es aus Andres' Sicht eine deutliche „Zweipoligkeit“ des Lebens, die er wieder mit einem Zitat belegt, das er Goethe zuschreibt: „Alles bleibt am Platz, / Was sich aber bewegt – ist der Geist.“ Wohin ein Ignorieren dieses notwendigen Austarierens zwischen Ruhe und Bewegung führt, zeigt sich sowohl bei den westlichen als auch bei den östlichen Intellektuellen: auf der einen Seite begegnet man der

---

<sup>36</sup> Die Bezeichnung „Westen“ steht in dieser Rede, so lässt sich aus dem Kontext erschließen, zumeist für Westdeutschland oder Westeuropa. Allerdings gibt es eine Stelle, an der Andres ganz offensichtlich Amerika mit dieser Bezeichnung assoziiert. Er kontrastiert dabei alte und neue Welt, wenn er behauptet: „Es ist keineswegs der Kulturstolz der alten Welt, der uns zu dieser geistigen Reserviertheit gegenüber dem Westen bringt; es ist vielmehr die Sorge für die Erhaltung der Überlieferung und der Kontinuität in unserer inneren Geschichte.“

<sup>37</sup> Andres zitiert hier den Doktor Verazio aus Goethes Singspiel *Lila*, 1. Aufzug.



„vollständigen geistigen, fast schon zynischen Ungebundenheit“, auf der anderen Seite der „totalen Gebundenheit des Geistes“. Dabei verzichtet der Intellektuelle auf jede „Selbstbewegung“ und wird damit zum „Funktionär, zum ausführenden Werkzeug, zur Schraube, zur Niete, zum Rädchen in der Maschine des Staatismus“.

Worin aber, und das ist eine der wesentlichen Fragen der Rede, sieht Andres die Aufgabe des Intellektuellen? Wo die politischen Möglichkeiten erschöpft sind oder die Mittel der Politik nicht ausreichen, muss der Intellektuelle für eine neue Menschlichkeit sorgen, indem er die *Qualitas* wieder in den Blick rückt. Der Intellektuelle ist in entscheidendem Maße für das „Menschenbild seiner Zeit“ und damit auch für das „Gesicht seines Staates“ verantwortlich. Dabei geht es um ein Menschenbild, „das von Gott sein Maß hat und vom Menschen nicht größer und kleiner gemacht werden kann“. Am Ende entscheidet sich daran, ob Europa in Frieden lebt oder ob sich die, wie er immer wieder zu zeigen versucht, nur scheinbaren Gegensätze von Ost und West in einem Krieg entladen. Auf diese mögliche politische Entwicklung geht er zwar nicht ein, doch mag so mancher Zuhörer zweifellos entsprechende Assoziationen gehegt haben, da Andres sich an diesen Stellen der Rede militärischer Sprachbilder bedient: „Der Geist muß an die Front“ für den „Entscheidungskampf“<sup>38</sup>. Dabei muss der Intellektuelle, ganz nach Art der Fliegen, große Beharrlichkeit haben, die er nur aus der Einsicht in seine Verantwortung gewinnen kann, weshalb es ihm keinesfalls erlaubt ist, dem an sich menschlichen Wunsch nachzugeben, dieser „Entscheidung“ aus dem Wege zu gehen, „auch um den Preis dieses Menschenbildes“. Dabei muss er sich von der folgenden Überlegung leiten lassen: „Wenn wir uns nicht mehr als uns selbst erkennen können, dann erkennen wir auch nicht mehr, was uns gut ist und was uns schadet, kurz: was uns zum Leben dient.“ Schon gar nicht darf sich der Intellektuelle von der scheinbaren Geschlossenheit des Ostens einschüchtern lassen, da diese, wie jeder, der es sehen will, auch sehen kann, nur „das Kind brutalster Gewalt und abgefemtsten Menschenbetruges“<sup>39</sup> ist, die nur

---

<sup>38</sup> Im Typoskript steht „Entscheidungskampf“, auf der CD spricht Andres, etwas abgemildert, von dem „entscheidenden Kampf“.

<sup>39</sup> Auf der CD spricht Andres nicht von „Menschenbetrug“ sondern von „Massenbetrug“, wobei der Begriff „Menschenbetrug“ innerhalb seiner Argumentation der schlüssigere zu sein scheint.

solange hält, wie die „Gewalt stark genug ist, den allgemeinen Betrug durchzuführen“. Am Ende der Rede fasst Andres zusammen:

„Wert und Rang des Menschen werden von dem geheimnisvollen und nicht immer sichtbaren Grad bestimmt, den die Verwirklichung dieses göttlichen Wunschbildes in der Person erreicht hat. Für dieses Menschenbild und seine Verwirklichung nicht durch den Staat, sondern durch menschliche Bemühung innerhalb des Staates zu leben, zu wirken, zu kämpfen und – falls es sein müßte – zu sterben, das ist Aufgabe des heutigen Intellektuellen zwischen West und Ost.“

Diese große und ebenso hehre wie schwer zu erfüllende Forderung sagt sich leicht in einer Rede. Man bedenke in diesem Zusammenhang auch die Vorwürfe, die nach dem Krieg gegen alle, somit auch gegen Andres laut wurden, die sich im Dritten Reich in die „Innere Emigration“ zurückgezogen hatten. Wo wart ihr denn, als es ernst wurde? fragte man. Warum habt ihr nicht deutlicher, eindeutiger Stellung bezogen? Man warf ihnen Feigheit, Angepasstheit, Angst vor. Genau davon sollte der Intellektuelle, nimmt man Andres Worte ernst, frei sein und nur seiner Einsicht verpflichtet. An der Stelle der Rede, an der er die Intellektuellen nach einem Goethe-Zitat mit den lästigen Fliegen vergleicht, bemerkt er, vermutlich mit einem Augenzwinkern: „Ich hätte es wohl nicht gewagt, Wesen und Aufgabe des Intellektuellen und zumal seine ihm anstehenden Kampfmethoden so drastisch zu umschreiben, könnte ich mich nicht hinter Goethe verstecken.“<sup>40</sup> Während seine Bemerkung an dieser Stelle eher kokett wirkt, gewinnt sie eine neue Bedeutung, wenn man das Ende der Rede betrachtet, denn der oben genannte Satz ist nicht, obwohl er so konzipiert ist, der Schlusssatz. Stattdessen folgt noch ein Halbsatz mit einer nachfolgenden Erklärung: „[...] das ist Aufgabe des heutigen Intellektuellen zwischen West und Ost, ,der ja sein muß, was Homer an seinen Helden preist.“<sup>41</sup> Dies Goethesche Wort kann in diesen Tagen einen neuen Sinn bekommen.“ Hier, so scheint es, setzt Andres tatsächlich auf die Autorität und die allein schon aus der historischen Distanz erwachsende Unangreifbarkeit Goethes, um seinen eigenen Worten Nachdruck zu verleihen.

---

<sup>40</sup> Auf der CD verwendet Andres statt „verstecken“ das Wort „verschanzen“. Die ganze Bemerkung wird vom Publikum mit Lachen quittiert.

<sup>41</sup> Es handelt sich um die teilweise Wiederaufnahme des oben erwähnten Zitates von Goethe (vgl. Anm. 37).

Die Überschrift des Typoskriptes weist eine typographische Besonderheit auf: „Der Intellektuelle zwischen Ost und West“ steht dort gesperrt zu lesen. Damit ist die Betonung klar auf die Betrachtung des Intellektuellen im Allgemeinen gelegt, wie sie sich auch in der Rede findet. Das Wort „zwischen“ macht jedoch deutlich, dass es im engeren Sinne um den deutschen Intellektuellen geht. Zwar wird die Formulierung der Überschrift nur an einer Stelle der Rede explizit noch einmal aufgegriffen, doch es finden sich deutliche Hinweise auf den dahinter liegenden Gedankengang. Andres verweist darauf, dass „wir deutschen Intellektuellen [...] auf besondere Weise durch das Schicksal zwischen Ost und West gestellt wurden“. Sicherlich nicht ohne Hintersinn verwendet er das Wort „deutsch“ und spezifiziert es nicht als „westdeutsch“, obwohl in den nächsten Sätzen aufscheint, dass er durchaus vor allem seine eigene, westdeutsche Position im Blick hat, wenn er sagt, man habe sich „politisch auf die Seite des Westens gestellt“, was aber keineswegs eine feindliche Haltung dem Osten im Gesamten gegenüber bedeutet. Dem „bolschewistischen Osten“ stehe man allerdings „wie einem Urfeind“ gegenüber. In dieser besonderen Stellung der deutschen Intellektuellen sieht er nicht nur eine Positionsbestimmung, sondern auch ein besonderes Maß an Verantwortung, das über das hinausgeht, was er in seiner Rede fordert. Aus der politischen Nähe zum Westen dürfe man auf keinen Fall eine „innere Abhängigkeit“ ableiten. Schnell verwischt Andres hier auch sprachlich die Grenzen, wenn er im Folgenden nicht mehr von den deutschen, sondern von den europäischen Intellektuellen spricht. Da er Deutschland an vielen Stellen als Ausgangspunkt für ein geeintes Europa sieht – ohne eine Einheit Deutschlands kann es kein geeintes Europa geben, das aber wiederum Voraussetzung für eine deutsche Einheit ist – ist dieser gedankliche Schritt logisch richtig, obwohl er, wie in fast allen seinen Reden, Ideen zur praktischen Umsetzung seiner Gedanken schuldig bleibt. Allein ein von ihm genannter Namen steht exemplarisch für die eingeforderte Haltung: „Albert Schweitzer, dessen Namen künftige Geschlechter segnen werden“. Warnend setzt er hinzu: „Suchen wir doch nicht so krampfhaft nach Symbolen der Einigung dort, wo politische Propaganda Parteizeichen und Fahnen in beliebigen Farben und Formen fabriziert und zu Sinnbildern des Heils militärisch befördert [werden].“ Das Symbol des Westens kann allein „das Bild des vor Gott

freien, aus seiner Kraft hervorgegangenen und in seinem Willen ruhenden Menschen“ sein.

## **Hörfassung**

In den grundsätzlichen Aussagen finden sich keine nennenswerten Diskrepanzen zwischen der Hörfassung und dem Typoskript. Erstere ist lediglich eine leicht gekürzte Version der „Urfassung“, weshalb im Weiteren auf einige wesentliche Auslassungen hingewiesen werden soll. Daneben gibt es einige kürzere Auslassungen, die nicht alle im Detail aufgegriffen werden.

1. Es fehlen alle wörtlichen Zitate aus dem Brecht-Brief, weshalb der „Aufhänger“ kürzer gerät als im Typoskript und die Bedeutung der Person Brecht noch weiter zurückgenommen wird.
2. Es fehlen die ausführlichen, sehr negativen Beschreibungen der Intellektuellen im Osten Deutschlands. Es bleibt lediglich der Hinweis, dass die „Friedensmelodie“ nur ein Teil der „vom Staat vorgeschriebenen propagandistischen Verhaltensweisen“ ist.
3. Es fehlt die oben genannte ‚geschichtliche Metapher‘. Stehen bleibt nur der Hinweis, dass Karl Marx „zum irdischen Erlösungswerk der entrechteten Klassen nicht die Religion und nicht die Bürger einlud“.
4. Es fehlt ein Exkurs über die italienischen Kommunisten und die dortigen Intellektuellen, der für den großen Argumentationszusammenhang seiner Rede auch keine besondere Bedeutung besitzt.
5. Die Passage über die geistige Entwicklung in Europa besonders in Bezug auf die Intellektuellen wurde gekürzt und damit gestrafft, ohne jedoch die oben skizzierte Aussage zu gefährden.
6. Es fehlt ein Zitat aus dem Tagebuch von Dostojewski und die genauere Betrachtung des Verhältnisses zwischen den westlichen Intellektuellen und den östlichen Völkern. Die wesentliche Aussage, dass zwar der „bolschewistische Osten“ als Urfeind angesehen wird, es aber keineswegs eine feindliche Haltung gegen das russische Volk gibt, bleibt jedoch bestehen.
7. Die Ausführungen zur Rückkehr der Qualitas sind gekürzt, aber in ihrer Bedeutung erhalten.
8. Die Äußerungen über die zögernden westlichen Intellektuellen, die weiterhin die Unverwechselbarkeit des Menschen nicht erkennen,

fehlen. Damit verliert der Aufruf zum „Kampf“ an Nachdruck, bleibt allerdings im Kontext verständlich.

9. Die letzten Sätze des Typoskriptes fehlen, weshalb sich die von mir oben ausgeführten Überlegungen zur „Inneren Emigration“ hier erübrigen. Die Hörfassung schließt mit einem deutlich unverfänglicheren Ende als das Typoskript:

„Wir im Westen haben ein Symbol, das in jedem von uns noch lebendig ist, heute vielleicht noch lebendiger als je. Jahrtausende haben daran gearbeitet, die Heiligen, die Denker, die Meister der Künste haben es mit ihren Taten und Werken ausgedrückt und verherrlicht. Dies Symbol ist das Bild des vor Gott freien, aus seiner Kraft hervorgegangenen und in seinem Willen ruhenden Menschen.“

## **Druckfassungen**

1. „Der Intellektuelle zwischen Ost und West“. In: *ISSF (Informationen, Zeitschrift des Internationalen Studentenbundes)*, Bonn 1952, S. 6-10.

Diese Druckfassung besteht lediglich aus 4 ½ DIN-A5-Seiten und ist eine gegenüber dem fast 19 DIN-A4-Seiten umfassenden Typoskript stark gekürzte Version des Textes. Dieser Text umfasst lediglich das Ende des Typoskriptes (ab S. 13 unten) mit dann nur noch sehr kurzen Auslassungen. Andres folgt hier einer seiner üblichen Vorgehensweisen, indem er an den Textanfang ein Zitat stellt, in diesem Fall beginnt er mit einem Zitat aus Dostojewskis Tagebuch, laut Andres vom Februar 1876:

„Ist es unserm Volk bestimmt, noch unbedingt eine neue Phase von Lüge und Verderbnis durchzumachen, wie wir (die Intelligenz und die Oberschicht) sie mit dem europäischen Pfropfreis der Zivilisation schon durchgemacht haben? Aber ich bin geneigt zu glauben, daß unser Volk von einer so ungeheuren Größe und Tiefe ist, daß alle neuen trüben Ströme, die es aufnimmt, in ihm von selbst verschwinden werden, wenn sie nur wieder ausströmen können.“

Im Weiteren stellt Andres die oben genannte Quintessenz seiner Rede zur Wiederfindung der Qualitas und zur Aufgabe der Intellektuellen im Speziellen in den Mittelpunkt. Die Auslassungen beziehen sich im Wesentlichen zum einen auf seine Äußerung zum Begriff „Menschenmaterial“, da diese Bemerkung in die sehr straff geführte Argumentation nicht mehr hineinpaßt, und die wörtlichen Wiederaufnahmen von Goethe-Zitaten, die

auf Stellen verweisen, die in dieser Druckfassung nicht aufgegriffen sind. So entfällt zwar nicht der Schlusssatz des Typoskriptes, wohl aber die oben erwähnte nachgesetzte Bemerkung zu Goethe.

2. Der Intellektuelle zwischen Ost und West. In: *Deutsche Studentenzeitung*, Juli 1952, S. 13.

Dieser Text umfasst lediglich 1 ½ Druckspalten und ist mithin der kürzeste. Andres hat hier aus dem gesamten Verlauf seiner Rede die jeweils markantesten Sätze zusammengestellt und folgt nun in etwa dem oben dargestellten Argumentationsverlauf. Der Hinweis auf den Brecht-Brief fehlt gänzlich ebenso wie fast alle wörtlichen Zitate und natürlich alle rhetorischen Rand- und Nebenbemerkungen. Die Aussagen wirken deshalb deutlich prägnanter, bleiben aber insgesamt eher oberflächlich und können nicht mehr die gesamte Breite der Argumentation vermitteln. So schreibt er gegen Ende: „Die Staaten im Westen haben dagegen noch Masken und Schleier vor dem Gesicht, die zu lüften – als Held oder Fliege! – eine der vorzüglichen Aufgaben des Intellektuellen ist.“ Ohne die im Typoskript genannten Goethe-Zitate bleibt die Bemerkung zu „Held oder Fliege“ vermutlich den meisten Lesern unverständlich. Der Text endet mit dem einzigen Zitat:

„Und wenn man ihn [den Intellektuellen] auch – nach einem alten Prinzip! – als lästig und vor allem als unzuständig aus dem Bereich der Politik ausschließen will, so vergessen wir nicht Goethes Rat: ‚- er muß nicht achten, wenn man ihn fortschickt – immer wieder von der anderen Seite herein!‘.“

Auch dieser Satz entfaltet im Typoskript eine ganz andere Wirkung, wenn Andres das Bild der Fliege als Plagegeist weiter ausführt und als Metapher für den Intellektuellen gebraucht.

Interessante Einblicke in den vor Studenten der FU Berlin gehaltenen Vortrag bietet die anfänglich bereits erwähnte Rezension<sup>42</sup>:

Nach genauen Angaben zu den Umständen der Rede stellt der Autor des Artikels zunächst die Frage, ob es sich bei dem Thema „Intellektuelle zwischen Ost und West“ um ein „politisches Thema“ oder um ein „geistiges“ handele. Zwar seien die beiden Bereiche nie ganz von einander

---

<sup>42</sup> Vgl. Intellektuelle zwischen Ost und West. Ein Vortrag von Stefan Andres vor Studenten der Freien Universität. In: *Die Neue Zeitung* 20. Februar 1952 (Nr. 43), S. 6.

zu trennen, aber bei der Andresschen Rede habe sich zum Ende herausgestellt,

„daß ein geistiges Gebäude, kunstvoll errichtet und mit dem Fazit einer ganzen Philosophie ausgestattet, selbst wenn es eminent politische Bausteine enthält, heute mit dem Antippen eines Zeigefingers umgestürzt und zu einer theoretisch- akademischen Übung degradiert werden kann“.

Auslöser war offenbar die bereits oben genannte Bemerkung, der Intellektuelle habe die Aufgabe „für dieses Menschenbild und seine Verwirklichung nicht durch den Staat, sondern durch menschliche Bemühung innerhalb des Staates zu leben, zu wirken, zu kämpfen und – falls es sein müsste – zu sterben“. Darauf fragte ein Zwischenrufer (der Autor des Artikels vermutet ihn in den Reihen der Studenten der „Linden-Universität“): „Sind Sie für die Remilitarisierung?“ Der Autor nennt dies „eine unstatthafte Assoziation“, wenn man „allein der Opfer des Nationalsozialismus gedenkt, die in den Konzentrationslagern auch für ihre Überzeugungen gestorben sind und für die sich Andres gerade tags zuvor so warm und nachdrücklich eingesetzt hatte“. Andres sei durch die „unangemessene Konfrontierung“ „verwirrt“ gewesen und habe selbst mit einem Satz geantwortet, der die Kategorien „politisch“ und „geistig“ nicht ausreichend auseinanderhält. Der Satz wird leider nicht wörtlich zitiert und findet sich auch in keiner Manuskriptfassung, er kann nur aus den Anmerkungen des Journalisten rekonstruiert werden:

„Das Böse‘ ist ja wohl bei ihm [Andres] notwendig religiös, ein in menschlichen und gesellschaftlichen Erscheinungsformen manifestiertes Absolutum. Es nun, wie er es tat, mit ‚politischen Erklärungen‘, die das Böse nicht beseitigen könnten, zu koppeln, – von denen aber niemand jemals behauptet hat, sie könnten Kriege abschaffen- , war unüberlegt.“

Andres zeige damit, dass er zwar „die geistesgeschichtlichen Gegensätze wohl zu analysieren weiß – vom Standpunkt religiös-humanitärer Verantwortung –, nicht aber der dialektischen Springprozeßion von einer Kategorie in eine andere wirksam zu begegnen“. Er fordert deshalb:

„Es genügt offenbar nicht mehr, die Schwächen des Bürgertums, den Anspruch der Massen und die hieraus resultierenden Erscheinungen gesellschaftlicher Explosionen und Veränderungen zu erkennen und – zutreffende – Anklagen zu erheben. Ein weiterer Schritt muß vollzogen

werden: die klare Scheidung der Kategorien und ihre jeweils genau angepaßte Anwendung.“

Im weiteren Verlauf des Artikels resümiert der Autor sehr kurz und knapp die Grundzüge der Rede, wie sie bereits oben dargestellt wurden. Am Ende kommt er zu dem Schluss, Andres sei ein

„Repräsentant des modernen, militanten Katholizismus, der sich an den Gegenwartsaufgaben nicht herumdrückt und der genug Mut aufbringt, auch Unbequemes zu sagen. Der Beifall bewies ihm, daß er verstanden wurde und daß selbst diejenigen ihn respektieren, die ihm nicht ganz zu folgen vermochten.“



### 3. 1952, Mainz: Verleihung des Literaturpreises von Rheinland-Pfalz

Der Text ist eine kurze Dankesrede für die Verleihung des Literaturpreises an Andres als Würdigung seines Gesamtwerkes. Ein Abdruck findet sich in den *Mitteilungen der Stefan-Andres-Gesellschaft* VII/1986, S. 9f. Bereits 1948 / 1949<sup>43</sup> hatte Stefan Andres den Rheinischen Literaturpreis für sein Werk *Die Hochzeit der Feinde* vom französischen Generalgouverneur erhalten, konnte ihn aber nicht entgegennehmen, da er keine Einreiseerlaubnis bekommen hatte<sup>44</sup>. 1952 nun bekam er den Preis erneut verliehen, dieses Mal als Würdigung seines Gesamtwerkes. Unklarheit herrscht bezüglich des Datums der Verleihung des Literaturpreises. Während in den *Mitteilungen der Stefan-Andres-Gesellschaft* der 4. Februar 1952 genannt wird, findet sich an anderer Stelle Juli 1952 als Datum<sup>45</sup>.

Inhaltlich steht die Rede in unmittelbarem Zusammenhang mit der Rede „Der Intellektuelle zwischen Ost und West“ und ist thematisch als eine Art Fußnote zu verstehen. Während er sich dort ausführlich mit den Aufgaben von Intellektuellen in Ost und West und ihrem Verhältnis zum Staat auseinandersetzt, wirft er in der Dankesrede einen kurzen Blick auf sein eigenes Verhältnis zum Staat angesichts der Verleihung eines „Staatspreises“. Zu Beginn stellt er zunächst die Frage, ob es sich bei dem erhaltenen Preis überhaupt um einen „Staatspreis“ handelt, da mit diesem „unausgesprochene Verdächtigungen“ verbunden sind. In „den letzten Jahrzehnten“ habe der Staat auf „unverschämte offene Weise“ Künstler durch „Preise und Auszeichnungen“ gekauft. Die geehrten Künstler hätten diese Ehrungen, ihren „Pakt mit dem Antigeist“, durch eine „Sterilität“ bezahlt, da das Kunstwerk eigentlich ein sehr hohes Maß an „Spontaneität und der geistigen Freiheit“ bedürfe. Der Künstler sei deshalb verpflichtet, „bei jedem Akt der Verehrung, der Bindung, bei jeder Zugehörigkeitserklärung

---

<sup>43</sup> Auf 1949 datiert Michael Braun die Verleihung: Stefan Andres. Leben und Werk. 2. verb. Aufl. Bonn 2006, S. 183; wohingegen in den beiden folgenden Monographien jeweils das Jahr 1948 genannt wird: Hans Wagener: Stefan Andres. Berlin 1974, S. 93 und Wilhelm Große: Stefan Andres. Trier 1980, S. 208.

<sup>44</sup> Vgl. <http://www.lbz-rlp.de/cms/rlb/digitale-angebote/ausstellungskataloge/literarisches-leben/index.html> (1.11.2008).

<sup>45</sup> Vgl. „Stefan Andres“. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. XVIII, Sp. 64-70 unter: [www.bautz.de/bbkl/a/andres\\_s\\_p.shtml](http://www.bautz.de/bbkl/a/andres_s_p.shtml) (1.11.2008).

aufmerksam und bedacht zu sein“ und sich nur dort zu binden, wo die „Bindung höhere Freiheit bedeutet“ und weiter:

„daß wir nur dort gehorchen, wo jeder Gehorsam zu höherer persönlicher Verantwortung führt; und dass wir nur Aufträge entgegennehmen von einer Autorität, die den Staat und alle Institutionen unendlich übersteigt: vom Leben selber also, das uns zum Verstehen, zum Miterleben und Miterleiden einlädt und durch eben diese Einladung fruchtbar macht“.

Überaus deutlich fällt sein Hinweis aus, dass er für eben diese Worte jenseits der Grenze „vielleicht in eine politische Verbesserungsanstalt“ wandern würde. Er sieht diesen Hinweis als „Mittel, um den Schriftstellern, die drüben für ihre Molochhymnik [...] Staatspreise empfangen, die Augen zu öffnen für die auffällige Verschiedenheit der Umstände [...]“. Natürlich handele es sich in seinem Fall ohne Zweifel um einen „Staatspreis“, doch er versichere den „Schriftstellern im Osten“, dass er den Preis nicht für „politische Linientreue“ erhalte und dass „von seiten des Staates [nicht] die geringste Gegenforderung politischer Natur einkalkuliert ist“. Dabei dient ihm seine Person und sein Werk als Beweis, denn seine „normale moralische Sehkraft“ und sein „vielleicht ein bisschen anormales Unabhängigkeitsgefühl“ haben ihn immer daran gehindert, es sich „bequem“ zu machen. Hier scheint, mit leicht kokettem Augenzwinkern, wieder auf, was Andres an anderer Stelle immer wieder betont: Dass er zum einen den Schriftsteller als ebenso unabhängige wie moralische Instanz begreift, wenn er seiner Berufung gerecht werden will, und dass jeder einzelne dafür verantwortlich ist, sein eigenes Tun und Schreiben zu überprüfen, ob es dem Anliegen des Staates oder der darin lebenden Menschen dient. Die Verleihung des „Staatspreises“ an ihn zeige somit, dass es sich hier nicht unbedingt um einen Widerspruch handeln muss. Voraussetzung sei allerdings, dass dieser Preis von „anteilnehmenden Menschen und nicht nur ausschließlich von Beamten oder gar vom Funktionär“ verliehen wird. Auch hier scheint die Unterscheidung zwischen „Staat“ und seinen Repräsentanten und dem „Menschen“ auf, wie Andres sie ausführlich u.a. in der Rede „Der Intellektuelle zwischen Ost und West“ thematisiert hat. Er betont deshalb am Ende seiner Danksagung, dass er den Preis sehe als „Gebärde der Anerkennung, die mir durch das Mittel des Staates von einem Land zukommt, in dem meine Heimat liegt“. Und hinter dem Kultusminister stehen für ihn alle jene, die sein Werk bisher „freundlich auf-

genommen haben und [...] halfen, [es] als freier, unabhängiger Mann am Schreibtisch aushalten zu können“. Er schließt seinen Dank damit, dass er der Hoffnung Ausdruck verleiht, er möge sich der „Ehrung würdig erweisen“ und dazu gehörte seiner Ansicht nach sicherlich nicht zuletzt, sich weiterhin seine politische und moralische Unabhängigkeit zu bewahren und sich dort zu Wort zu melden, wo es ihm geraten erschien, ungeachtet, ob er damit die breite Masse oder nur einige wenige oder auch gar keine Mitstreiter an seiner Seite wusste.

#### 4. 29. März 1953, Berlin: Verleihung der Jochen-Klepper-Medaille

Die Rede ist abgedruckt in den *Mitteilungen der Stefan-Andres-Gesellschaft* XXIV / 2003, S. 1-3<sup>46</sup>. Dort findet sich neben einigen biographischen Anmerkungen zu Jochen Klepper der Hinweis, dass die Jochen-Klepper-Stiftung für christliche Dichtung Stefan Andres die „Jochen-Klepper-Medaille“ 1952 für sein Schauspiel *Gottes Utopia* zuerkannte. Nachdem die Novelle *Wir sind Utopia* (entstanden 1941) 1949 in niederländischer Übersetzung erschienen war, fragte ein holländischer Kritiker an, warum der Autor diesen Stoff noch nicht dramatisiert habe. Daraufhin begann Andres auf der Stelle die Novelle in die Form eines Dramas zu bringen, das, um Verwechslungen zu vermeiden, den Namen *Gottes Utopia* erhielt. Das Werk wurde am 15. September 1950 in Düsseldorf uraufgeführt.<sup>47</sup> Ab November 1952 wurde es in der evangelischen Paulskirchengemeinde in Berlin-Zehlendorf von der Gruppe „Die Vaganten“ gespielt. Nach einer Aufführung des Stückes am 29. März 1953 hielt Andres die im Folgenden zu besprechende Rede.

Es handelt sich um eine kleine, nur wenige Seiten umfassende Rede, in der Andres jedoch einige interessante Aspekte seiner Gedanken über das Verhältnis von Mensch und Staat erwähnt. Zunächst verweist er zu Beginn auf Parallelen zwischen seinem und Kleppers Leben, das „bis zum vierten Akt innerhalb der Gesetze dieser Tragödie in brüderlicher Schicksalsähnlichkeit verlief“, weshalb er selbst mit „ehrfürchtigem Erschauern den letzten Akt [...] vor die Seele stellen und miterleiden“ könne. Diese Anspielung auf Kleppers Freitod im Jahre 1942 nutzt er, um grundsätzlich zu klären, warum er Klepper, nicht nur im Sinne der Tragödie, als „Helden“ sieht, während die Nazigrößen, die angesichts der unabwendbaren Niederlage Deutschlands für sich und ihre Familien den Freitod wählten, keinesfalls Helden, sondern weiterhin Mörder seien und blieben. Der entscheidende

---

<sup>46</sup> Dort angegebene Quelle: Stefan-Andres-Archiv Schweich Mappe „Gottes Utopia“, S. 93-96.

<sup>47</sup> Vgl. hierzu und zu weiteren Anmerkungen über die Entstehung und Rezeption von *Gottes Utopia* den Artikel von Hermann Erschens: Anmerkungen zu „Gottes Utopia“ von Stefan Andres, zur Aufführung des Schauspiels am 8. April 1952 im Stadttheater Trier und zur „Literarischen Morgenfeier“ mit Stefan Andres am 6. April 1952 in Trier. In: MStAG XXIV / 2003, S. 3-11.

Unterschied ist der Beweggrund für das Ausscheiden aus dem Leben. Während Nationalsozialisten wie Himmler und Goebbels, die nicht nur sich, sondern ihre gesamten Familien auslöschten, versuchten, der Verantwortung für ihre Taten auszuweichen, also alleine aus Feigheit handelten, stehe hinter Kleppers Entscheidung nicht Mutlosigkeit oder Resignation, sondern der feste Wille, dem Staat seine Grenzen aufzuzeigen. Er demonstriert die „Freiheit des Menschen“, selbstbestimmt dem Staat ein „stummes ‚Bis hierhin und nicht weiter‘“ zuzurufen. Ein letztes Maß an Menschenwürde lässt Klepper sich nicht mehr nehmen, auch wenn die Alternative der eigene Tod ist. An dieser Stelle verweist Andres darauf, dass sein Held in *Gottes Utopia* letztlich „aus denselben oder doch ähnlichen Motiven“ heraus handelt und zum gleichen Ziel strebt. Diese Motive und Ziele sind jedoch, das glaubt er aus der negativen Kritik auf sein Werk herauslesen zu können, „vom Menschen der Serie, dessen geistige Wahrnehmungskraft von dem alles versimpelnden Einfluss unseres heutigen politischen und sozialen Alltags vergrößert wurde“, nicht zu verstehen. Der Mensch wird nur noch vor dem Hintergrund politischer Dimensionen gesehen und eingeordnet, weshalb häufig die Frage gestellt werde: „Auf welcher Seite steht Paco, auf welcher Pedro?“ Ärgerlich bemerkt Andres, dass viele Zuschauer offensichtlich nicht erkennen, dass er eine eindeutige Zuordnung der Personen zu dem einen oder anderen „Weltanschauungslager“ bewusst vermieden hat. Angesichts der weltpolitischen Lage, die Spaltung zwischen Ost und West vertieft sich fortlaufend, der Kalte Krieg beherrscht zunehmend das Denken der Menschen, scheint eine solche Sichtweise nicht ungewöhnlich. Doch Andres geht es nicht um die Stärkung einer bestimmten Position, seine Gesinnung ist weder rechts noch links, sein Standpunkt ist der eines Menschen, der aufpassen muss, dass er nicht zwischen den welt- und tagespolitischen Schlagzeilen den Blick für das Wesentliche verliert, dass er nicht den Blick auf Gottes Willen verliert. Dabei kann, so gibt er zu bedenken, „Gottes Wille sich an uns und der Welt ebenso gut wie gegen uns erfüll[en], aber nie ohne uns“. Die Entscheidung, welchen Weg der Mensch wählt, liegt bei jedem Einzelnen. Diesen Akt der Entscheidung nennt er den „eigentliche[n] Akt der Menschwerdung“. Der Mensch wird erst dadurch zum Menschen, dass er wie ein Mensch handelt. Wichtig sind dabei nicht Kategorien wie Gut und Böse, Ost und West, Freund und Feind. Entscheidend allein ist, ob eine „Handlung glaubwürdig

ist und nicht ein unechter Effekt“ und ob sie „moralisch richtig ist“. Zwar erwähnt Andres Klepper an diesem Punkt nicht mehr explizit, aber es steht doch außer Frage, dass er dessen Lebensweg und vor allem seinen Tod in dieser Weise bewertet sehen möchte.

Um Missverständnissen zu begegnen, formuliert er deutlich, dass es ein „großer Irrtum“ sei anzunehmen, er spräche sich für „die Idee der vollständigen Wehrlosigkeit“ aus. Wichtig sei jedoch, „dass die Begegnung mit Gott für den Menschen die Lösung seines Schicksalsknotens bedeutet“. Die daraus resultierenden Handlungen können anderen, die den Hintergrund nicht erkennen können oder wollen, durchaus unverständlich und nicht nachvollziehbar erscheinen. Diese kritische Haltung dürfe keine Richtschnur für das eigene Handeln sein.

Zum Schluss seiner Rede richtet Andres einen eindringlichen Appell an seine Zuhörer. Es sei unübersehbar, dass „Hass und Unversöhnlichkeit“ wachsen. Zudem verbreite sich „die Ansicht, dass wir nur dann hinreichende Entschiedenheit gegen unsere Feinde aufbringen, wenn wir sie hassen“. Unbedacht bleibe dabei, dass „nicht nur private sondern ebenso politische Handlungen auf den Handelnden selber zurückfallen und ihm den schlimmsten Schaden zufügen“. Die Menschen sind deshalb gefordert, sich immer wieder ihrer Menschenwürde bewusst zu werden und diese auch dann zu verteidigen, wenn dies bedeutet, am Ende ganz „unheldisch“ dazustehen. Klepper habe durch sein Leben und Sterben wohl ein höchst eindrückliches Beispiel dieser Position gegeben. Doch auch für die weniger heldenhaften Menschen bleiben eine Verpflichtung und eine Aufgabe, die Andres in seinem Satzesatz formuliert:

„Wenn es in ‚Gottes Utopia‘ heißt, dass es dem Helden nicht erlaubt sei, die eine Seite der Schlammlut zu lieben und die andere zu hassen, so ist das in diese unsere zerrissene Welt gesprochen, vor allem ist es in unser zerrissenes Deutschland hinein gesprochen, das nicht durch Bruderhass geeint und gerettet wird, sondern durch die Überlegenheit dessen, der den längeren Atem und die helleren Ziele hat.“

## 5. 4. April 1954, Düsseldorf: Der Künstler in Staat und Volk

Die Analyse der Rede stützt sich auf einen Sonderdruck aus der Zeitschrift *Ärztliche Mitteilungen* (Heft 9, 1. Mai 1954), der sich in der Privatsammlung der Familie Andres befindet. Die Kopie trägt den Hinweis von Frau Andres, die Rede sei „in andern Zeitschriften“ unter dem Titel „Man vergißt, daß wir Arbeitgeber sind“ veröffentlicht worden und sie sei auch im Band „Der Dichter in dieser Zeit“ (München 1974, S. 47-52) enthalten. Von dem Unterschied zwischen dieser Version und der zuerst genannten wird noch zu reden sein.

In „Der Dichter in dieser Zeit“ findet sich die Angabe, Anlass der Rede sei die „Eröffnung der Großen Kunstaussstellung des Landes Nordrhein-Westfalen“ in Düsseldorf gewesen, tatsächlich jedoch handelte es sich um die an diesem Tage eröffnete erste Ausstellung der Künstlergruppe Niederrhein 1953 im Kunstverein, d.h. in der Städtischen Kunsthalle Düsseldorf<sup>48</sup>. Im „Namen des Deutschen Schriftstellerverbandes“ spricht Andres über die Rolle des Künstlers in Staat und Volk, wobei er naturgemäß vornehmlich die Belange der Schriftsteller im Auge hat, weshalb er gleich im ersten Satz darauf verweist, die Rede müsse eigentlich „Der Schriftsteller in Staat und Volk“ heißen. Er nutzt diese Rede für eine Abrechnung nicht nur mit dem Staat, sondern auch mit der deutschen Gesellschaft insgesamt. Zu diesem Zweck lässt er die Zuhörer zunächst von außen auf die deutschen Schriftsteller blicken, indem er seine Schwierigkeiten schildert, Ausländern, namentlich Franzosen oder Italienern, die „soziale Stellung“ der Schriftsteller in Deutschland zu erläutern. In einem zwischen Sarkasmus und feiner Ironie schwankenden Ton, der die gesamte Rede bestimmt, konstatiert er zu Beginn, dass der deutsche Schriftsteller als Stand nicht vorhanden sei, vom Staat allerdings als „Einzelwesen“ durchaus wahrgenommen werde, nämlich als „Mann der freien Wirtschaft“. Während das Interesse des Staates am Schriftsteller somit rein finanzieller Natur ist, gäbe es lediglich „zwei Menschengattungen, die vom Schriftsteller ernstlich Notiz nehmen und ihm freundlich gesonnen sind“. Das sind zum einen die Leser und zum anderen die – wie Andres sofort einschränkt- „sich ihres

---

<sup>48</sup> Die Ausstellung dauerte bis zum 2. Mai 1954. Den Hinweis darauf verdanke ich dem Stadtarchiv der Stadt Düsseldorf.

geistigen Auftrags bewußten Verleger“. Deren Zahl beziffert er auf „ungefähr zwölf“. Die übrigen nennt er „literarische Wegelagerer“ wegen derer eine Überarbeitung des Autorenrechts dringend erforderlich sei.

Doch auch was das Lesepublikum anbelangt, macht Andres deutliche Unterschiede. Auf dieses Publikum verweise er im Ausland durchaus mit „Stolz“, er komme aber nicht umhin festzustellen, dass es sich dabei vornehmlich um junge Menschen oder um Frauen handle, während der deutsche Mann, mit wenigen Ausnahmen, „prinzipiell [eine] amüsische Haltung“ habe. Mit einem Anflug von Zynismus resümiert er am Ende:

„Es gibt da nur einen Trost für den deutschen Schriftsteller: die Mißachtung seines Werkes, seiner Person und seines ganzen Standes hat eine altehrwürdige Tradition. Während sich sogenannte große Männer in Deutschland öffentlich rühmen durften, keine schöngeistigen Bücher zu lesen – [...] – ja während eine solche anspruchsvolle Zurschaustellung von [...] ödester Übermännlichkeit in andern Ländern, etwa in Frankreich und England und vor hundert Jahren auch noch in Deutschland – einen solchen Mann gewissermaßen in Kulturverschleiß brächten, vertraut man ihm in Deutschland höchste Ämter an.“

In einem kurzen Exkurs wird zuvor noch auf die Zeitungen und die Theater in Deutschland verwiesen, die beide dem deutschen Schriftsteller denkbar wenig Unterstützung böten. Während die Zeitungen nur noch „Kriminalromane“, „Klischeeware“ und „auf zweieinhalb Seiten [...] zurückgenormte Kurzgeschichten“ druckten<sup>49</sup>, spielten die Theater, „in einer Art Montan – Union vereuropäisiert“, in der Hauptsache französische und amerikanische Autoren.

Nach dieser ersten Abrechnung mit Teilen der deutschen Gesellschaft wendet er sich in einem neuen Abschnitt dem speziellen Verhältnis von Staat und Schriftsteller zu. Das im Piper-Band abgedruckte Essay mit dem Titel „Man vergißt, daß wir Arbeitgeber sind“ setzt genau an dieser Stelle

---

<sup>49</sup> An dieser Stelle verweist Andres ausdrücklich auf das Eingehen der *Frankfurter Zeitung* während des Dritten Reichs. Seinerzeit hätten sich noch einige Zeitungen getraut, Prosadichtungen „wenn nötig in fünfzig Fortsetzungen“ zu drucken. In seinem Aufsatz „Anmerkungen zu „Gottes Utopia“ von Stefan Andres, zur Aufführung des Schauspiels am 8. April 1952 im Stadttheater Trier und zur „Literarischen Morgenfeier“ mit Stefan Andres am 6. April 1952 in Trier“. In: MStAG XXIV/2003, S. 3 macht Hermann Erschens darauf aufmerksam, dass die *Frankfurter Zeitung* das Werk vom 13.-24. Februar 1942 in zwölf Folgen in ihrem Feuilletonenteil erstmals veröffentlichte.



ein, spart die zuvor gemachten Anmerkungen gänzlich aus, stimmt aber im übrigen wortwörtlich<sup>50</sup> mit dem hier besprochenen Text überein.

Andres beginnt diesen Teil seiner Rede mit einem Satz von Hippokrates<sup>51</sup>: „Solange das Gehirn unversehrt ist, solange hat der Mensch seinen Verstand!“ Diese medizinische Weisheit wendet er zunächst auf das Verhältnis von Schriftsteller und Volk an: „Solange die geistig Schaffenden unversehrt sind, solange hat auch das Volk seinen Verstand.“ Voller Ironie besteht er hier auf dem Unterschied zwischen Volk und Staat, dem er unterstellt, das Zitat noch in anderer Weise wenden zu wollen: „Solange der Staat unversehrt ist, haben auch die geistig Schaffenden ihren Verstand.“ Daraus leitet Andres die Aufgabe des Schriftstellers ab: er muss „den Staat und alle seine Bewegungen kritisch im Auge [...] behalten“. Dazu wird er vom Volk durch das ihm entgegengebrachte Vertrauen verpflichtet. Wie auch in anderen seiner Reden unterscheidet Andres wieder deutlich zwischen dem „Staat“, als einem oft von Politikern bestimmten, insgesamt abstrakten Gebilde, geprägt durch die erlassenen Gesetze und die daraus entstehende Bürokratie, und dem „Volk“, den in diesem Staat lebenden Menschen, deren Einflussmöglichkeiten sehr gering sind.

Die dem Schriftsteller angemessene Haltung sei der Nonkonformismus. Als Vorbild nennt er Henry David Thoreau<sup>52</sup>, der sich wegen des amerikanischen Krieges gegen Mexiko weigerte, die Kopfsteuer zu bezahlen, und dafür ihm Gefängnis landete. Mit Hinweis auf die „Oststaaten“ versucht Andres die Gefahren aufzuzeigen, die in einem vom Staat alimentierten „Kunstbeamtentum“ liegen: die Kunst könnte „Dienstbotin des Staates“ oder schlimmer noch „Zuhälterin der Tyrannen“ werden.

---

<sup>50</sup> Lediglich die gelegentliche Anrede „meine Damen und Herren“ wurde natürlich aus dem Essay gestrichen.

<sup>51</sup> Hippokrates übernahm diesen Satz vermutlich sinngemäß von Alkmaion von Kroton (um 500 v. Chr.). Vgl. dazu: Die Fragmente der Vorsokratiker. Griechisch und Deutsch. Hermann Diels / Walther Kranz (Hg.). Berlin 17. Aufl. 1974 (1. Aufl. 1903): Alkmaion von Kroton 24 A 11, S. I 213, 14+15; Hippokrates De morb. sakro 14. Vermutlich hat Andres an dieser Stelle den Satz nicht eigenständig aus dem Griechischen übersetzt, sondern ihn aus einer bisher unbekanntenen Quelle übernommen. Die wörtliche Übersetzung lautet: „Solange das Gehirn nicht zittert, solange denkt der Mensch.“ Diesen Hinweis verdanke ich Dr. Annette Hüffmeier.

<sup>52</sup> In seinem Aufsatz „Henry D. Thoreau, der Eremit von Walden Pond“ (in: Stefan Andres: Der Dichter in dieser Zeit. München 1974, S. 137-160) hat Andres sich ausführlich mit dem Dichter beschäftigt.

Davon scheint ihm der westdeutsche Dichter allerdings weit entfernt, denn dieser befindet sich in einem

„Staate, wo Kirchen<sup>53</sup>- und Kulturbehörden so amusisch und banausisch sind, daß sie selbst an der gottgewollten Leibesmitte eines gemalten Knaben Anstoß nehmen und überhaupt der Meinung sind, man solle die Künstler nicht so fett und groß werden lassen, damit sie auch hübsch fleißig bleiben und nicht soviel Selbstbewußtsein vor den Obrigkeiten entwickeln“.

Hier führt Andres nun das in der Einleitung bereits angekündigte Motiv des Schriftstellers als Arbeitgeber weiter aus. So rechnet er vor, wer alles von den Schriftstellern lebt (Verleger, Lektoren, Buchbinder usw.) und dass alle diese Leute für ihre Arbeit Geld bekommen und davon Umsatzsteuer bezahlen, so dass „bei der Herstellung des Buches gewiß zehnmal die Umsatzsteuer bezahlt wird“, weshalb nicht nur die Kunst nicht vom Staat, sondern andersherum sogar der Staat von der Kunst lebt, zumindest „zu einem ganz bestimmten Teil“. Hier sieht Andres eine entscheidende Grenze überschritten: zwar dürfe ein Staat durchaus „amusisch“ sein, aber er dürfe keinesfalls „seinen Neutralitätspakt, den er durch sein praktisches Verhalten schweigend mit der Kunst einging, brechen, indem er zum Beispiel den Künstler mit denselben Steuern wie den Kaufmann belegt [...]“. Diese finanzielle Ausbeutung des Künstlers durch den Staat könne durchaus dazu führen, dass der ein oder andere,

„einen verwegenen Blick über die Grenze gen Osten riskiert und die im Beichtspiegel der christlichen Demokratie gewiß schon als Todsünde gewertete Überlegung wagt, auf welche Weise der totalitäre Molochstaat seine Künstler behandelt und auf welche Weise der bürgerliche Staat“.

Dieser Vergleich wird ihn zu der Erkenntnis bringen, „daß der böse Staat immerhin so klug ist, um zu wissen, wie hoch die Kunst einzutaxieren ist, während der Staat, der sich selber für einen guten, nämlich christlichen, humanen und freien Staat hält, der Kunst gegenüber nicht einmal seine fiskale Gier bändigen kann“. Dabei geht es nicht nur um die Gleichsetzung von Kunstwerken mit „Sauerkraut, Nähmaschinen und Glühbirnen“, sondern auch um das Verkennen der tatsächlichen Lage vieler Schriftsteller, deren „Ernten auf dem Felde der Kunst, was die materielle Seite angeht,

---

<sup>53</sup> Dieses Wort fehlt in dem Abdruck von „Man vergißt, daß wir Arbeitgeber sind“.

schwankend sind“. Eine ausreichende Vorsorge in finanziell erfolgreichen Jahren für Zeiten mit weniger oder gar ausbleibendem Erfolg sieht Andres nicht gewährleistet. Aus diesem Grund zählt er die Künstler zum „Stand der Besitzlosen“, der dem Staat durchaus gefährlich werden könnte: „sie [die Künstler] sind produktiv, und das heißt unter gewissen Umständen explosiv...“ Die Drohung versendet in der Auslassung, aber sie dürfte verstanden worden sein. Er schließt diesen Gedankenkreis mit einer Warnung, das Hippokrates – Zitat vom Anfang wieder aufnehmend: „wenn der geistig Schaffende erkrankt, dann verliert das ganze Volk den Verstand“. Um dies zu verhindern müsste der Staat nicht nur von „ungerechten Forderungen“ finanzieller Art absehen, sondern auch dafür sorgen, dass niemand den „Garten der Kunst zu einer Zone der Rechtlosigkeit“ machen kann. Dass dies nicht der Fall ist, versucht er am Beispiel des Autorenrechts zu verdeutlichen. Zudem führt er die Urheberrechts-Novelle und das Rundfunkgesetz an als Beispiele für Schriftsteller betreffende Gesetze, die aber ohne deren Zutun zustande kamen. Daran glaubt er zu erkennen, „wie stark schon wieder der Staat und wie schwach noch immer der Geist in Deutschland auf den Beinen steht“. Mit Entrüstung benennt er als weiteres Indiz für diese Diagnose die Einweihung des Schiller-Theaters in Westberlin<sup>54</sup>, zu der der Westberliner Senat angeblich keine Schriftsteller geladen hatte, weil es sich um einen „politischen Festakt“ handelte. Passend zu diesem Thema schließt er seine Rede mit einem angedeuteten Schiller-Zitat:

„Daß der Dichter – wenigstens nach Schiller – bei der Verteilung der Erde zu spät kam<sup>55</sup>, ist nicht so schlimm, daß er aber bei der Verteilung des Rechts zu kurz kommen soll, darin liegt von seiten des Staates ein Affront [...].“

Die Schuld für diese Situation sieht Andres keineswegs allein auf Seiten des Staates, sondern auch seitens der Schriftsteller, die es nie verstanden hätten, sich entsprechend in Szene zu setzen und ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen. Grundsätzlich sieht er nur drei Möglichkeiten, einen Menschen oder einen Staat zur Aufmerksamkeit zu zwingen: entweder man nützt ihm, man schadet ihm oder man belästigt ihn. Da der Staat in der

---

<sup>54</sup> Das Schiller-Theater war am 6. September 1951 mit einer Aufführung von Schillers *Wilhelm Tell* wiedereröffnet worden.

<sup>55</sup> Gemeint ist das Gedicht „Die Teilung der Erde“, zu finden in: Schillers sämtliche Werke. Hg. von Conrad Höfer. Berlin 1924, 21. Band, S. 1.

Arbeit der Schriftsteller keinen Nutzen erblickt, sie ihm als „loyale Bürger“ aber auch nicht schaden wollen, bleibt allein der dritte Weg, um das vom Staat zu fordern, was er den Künstlern schuldet: „das gute Recht“. Auf diese Weise sind am Ende alle in die Pflicht genommen: die Verleger, die Leser, die Zeitungen, die Theater, der Staat und schließlich auch die Schriftsteller selber, die sich endlich zu einem „Berufsstand“ formieren sollten, um sich in eigener Sache mehr Gehör zu verschaffen, um damit gleichzeitig ihrer Aufgabe, im Namen des Volkes den Staat im Auge zu behalten, gerecht zu werden.

## II. Kriegsende und Nachkriegszeit – Perspektiven für Deutschland

### Einleitung

Mit der Befreiung seines italienischen Zufluchtsortes Positano von den Nationalsozialisten beginnt für Stefan Andres eine neue Zeit. 1943 schreibt er in einer Notiz: „[...] die Welt muß wieder freundlich werden und die wirklichen Menschen werden sich wieder wie Könige begegnen.“<sup>56</sup>

Und weiter: „Ich habe mich theoretisch viel mit Gesetzgebungen befaßt. Oft in der Nacht entwarf ich Systeme, nach denen die Menschen ihr Zueinander ordnen könnten.“<sup>57</sup> In seinem „Anliegen an die Alliierten“ erklärt er:

„In dieser letzten Viertelstunde nun vor dem Siege des freien Europas, da die Diskussion allerorten beginnt, wie mit dem niedergeworfenen Deutschland zu verfahren sei und zumal auf welche Weise die Greuelthaten gesühnt werden sollen und wie vor allem die deutsche Jugend in einen Lebensraum mit vollständig neuen Wertungen hinübergerettet werde – in diesem Augenblick voll unerhörter Entscheidung nicht nur für das Schicksal Deutschlands sondern mehr noch das Europas möchten diese Deutschen [„die den Hitlerismus als eine politische Massenerkrankung rechtzeitig erkannten und richtig beurteilten, den Krieg voraussahen und das furchtbare Ende, keinen Augenblick von den militärischen Erfolgen verblendet, immerfort vor Augen hatten“], seit Jahren zum Schweigen oder einseitigen Reden verurteilt, mit dabei sein, um die Sieger zu beschwören [...]“<sup>58</sup>

Er schreibt drei Ansprachen für den alliierten Sender in Neapel, in denen er die Deutschen zur Abkehr vom Nationalsozialismus aufruft, und entwirft Pläne für den Aufbau eines besseren Deutschlands nach dem Krieg, die er auch den Alliierten zukommen lässt.

---

<sup>56</sup> Vgl. Positano 1943 im DLA: A: Andres. Gesamtwerk 89.84.34/1 Zugehörige Materialien Manuskripte Anderer. Verschiedene Autoren: Prosa. Rezensionen Konv. Kritiken zum Gesamtwerk und Leben Stefan Andres 1937 bis 1957.

<sup>57</sup> Vgl. ebenda.

<sup>58</sup> Vgl. Anliegen an die Alliierten im DLA: A: Andres. Prosa Konv. Politische Beiträge. Ansprache am alliierten Sender Neapel 1944.

So verfasst er am 2. Juni 1944 ein Schreiben<sup>59</sup>, vermutlich gerichtet an die englischen oder amerikanischen Befehlshaber, in dem er einen Vorschlag unterbreitet, den er nach einer „Unterhaltung mit englischen Offizieren“ entwickelt hat: Nach einer kurzen Vorstellung seiner Person („Ich bin deutscher Schriftsteller, in ernsten Literaturkreisen Deutschlands wohlbekannt. [...] Ich selber gehöre keiner Partei an und ich werde mich, einfach, weil ich als „Dichter“ allen gehören will, keiner Partei anschließen.“) nennt er zwei Ziele, die nach Kriegsende umgesetzt werden müssen: „1. vollständige Zerstörung der hitleristischen Weltanschauung [...] 2. Erziehung zu demokratisch-staatsbürgerlichem und europäischem Denken und dazu brauchen wir jene, die diesen Krieg in seiner ganzen Unsinnigkeit erkannt haben, also die Nicht-Nazi-Soldaten.“ Seine Devise lautet: „Deutschland im Dienste Europas, Europa im Dienste der Welt.“ Sein Plan ist folgender: Er selber möchte in deutschen Kriegsgefangenenlager ein „paar richtige Kerle [...]: besonnene, nicht zu politischen Extremen tendierende Männer, womöglich gebildet, wenn nicht, so doch erfahren und herumgekommen“ aussuchen. Diese von ihm so genannten „Herausgewogenen“ sollen nun ihrerseits alle Kriegsgefangenen in Nazis und Nicht-Nazis trennen. Andres geht dabei ungefähr von der Hälfte der Kriegsgefangenen aus, die sich als Nicht-Nazis erweisen könnten und von den Alliierten in gesonderten Lagern unter besonderen Schutz gestellt werden sollten. Die Nicht-Nazis sollen nun ihrerseits die Nazis durch „Vorträge, Diskussionen, Frontberichte usw.“ aufklären. Die besonders fähigen Nicht-Nazis sollen sich überdies um die deutsche Jugend kümmern, indem man sie zu „Jugendführern“ ausbildet. Andres ist fest davon überzeugt, dass man die deutsche Jugend von Hitlers Verbrechen überzeugen kann, allerdings nicht durch die Alliierten selber, sondern nur und am besten durch dafür geeignete deutsche ehemalige Soldaten. Als Namen für sein Unternehmen schlägt er „Bund kriegsgefangener Deutscher“ vor, denn seines Erachtens, „kann der kriegsgefangene und heimgekehrte Soldat mit all seinen furchtbaren Erfahrungen der deutschen Jugend allein ein guter Kamerad sein“.

Eine Antwort auf dieses Schreiben ist nicht überliefert.

---

<sup>59</sup> Vgl. Brief an Unbekannt vom 2.6.1944 aus Positano / Salerno, erhalten im DLA unter A: Andres. Konv. Politische Beiträge. Ansprache am alliierten Sender, Neapel 1944.

Die Jugend liegt Andres besonders am Herzen. In einem Aufsatz mit dem Titel „Anliegen an die Alliierten“<sup>60</sup> formuliert er einige Leitideen, die er auch in den nächsten Jahren weiter verfolgen wird. Er gibt der Hoffnung Ausdruck, dass

„die Sieger voll Großmut und politischer Weisheit dem deutschen Volk alle Voraussetzungen eines friedlichen und ehrenhaften Zusammenlebens innerhalb der europäischen Völkerfamilie gewähren und gleichzeitig ebenso unerbittlich und unermüdlich an der Ausrottung der getarnten und unterirdischen Hitlerreligion arbeiten und jahrelang, wenn nötig ein Jahrzehnt lang, bis eine neue Jugend und ein neuer Geist heranwächst“.

Deutlich fährt er fort: „Daß diese ebenso widerliche wie notwendige Inquisitionsarbeit zum größten Teil in deutscher Hand liegen muß, scheint uns als selbstverständlich.“ Von Anfang an geht es ihm um ein selbstständiges, unabhängiges Deutschland in einem vereinten Europa. Eine Schlüsselrolle spielt dabei die deutsche Jugend, weshalb er in demselben Aufsatz bereits 1944 fordert: „Und diese Jugend muß Sprachen studieren und mit den Jungen aus den Nachbarländern sich treffen.“ Dabei ergeht er sich keinesfalls nur in Floskeln und schönen Redensarten, sondern zeigt auch konkrete Schritte auf, die seiner Meinung nach getan werden müssen: „Die Polizei der Siegermächte muß innerhalb der Deutschen unbestechliche und kühnentschlossene Männer finden, die ohne Haß, sondern aus Liebe zu einem neuen Deutschland und gefestigten Europa an das schwere Werk gehen [...]“. Seine Erziehungsideale dürften bei den Alliierten jedoch vermutlich auf einiges Befremden gestoßen sein:

„Eine Jugend, die seit Jahren täglich in Uniform marschierte, muß wieder das friedliche und zivile Gehen in Gemeinschaft lernen und die alten Spiele im Freien. Und das wenige Gute, das ihnen der Feldwebel und Hitler als Erzieher beibrachten: körperliche Abhärtung, Einordnung in die Gemeinschaft und Opferbereitschaft, dürfen ihr nicht verloren gehen, schon allein, daß diese Jugend einem demokratischen Deutschland gegenüber nicht sagen kann, seine Erziehungsideale entbehrten der männlichen Tugenden.“

---

<sup>60</sup> Vgl. Anliegen an die Alliierten im DLA: A: Andres Prosa Konv. Politische Beiträge. Ansprache am alliierten Sender Neapel 1944.

Und weiter:

„Wie schön, sich vorzustellen, die ehemalige Hitlerjugend in der Tracht der Pfadfinder in der Kirche, in einem Freilichttheater oder bei der Erntearbeit oder auf fröhlicher Fahrt zu sehen, ein Trupp von dreißig oder fünfzig Jungen geführt von einem oder zwei Männern, die wie vierzigjährige aussehen und noch keine fünfundzwanzig alt sind und im Kaukasus kämpften und den Jungen erzählen können, wie alles sich wirklich verhielt – und warum es gut war, daß Deutschland den Krieg verlor.“

Neben der Sorge um die Zukunft Deutschlands gilt sein weiteres Augenmerk in dieser Zeit und auch in den späteren Jahren der Kultur, besonders der Literatur. Aus diesem Grund erarbeitet er einen „Entwurf über Ziele und Arbeitsweise eines deutschen Institutes zur Reinigung und Neuordnung und Belebung des deutschen Schrifttums. Zur Prüfung vorgelegt dem PWB<sup>61</sup> von Stefan Andres, 27. August 1944“<sup>62</sup>. Als Namen für diese Institution schlägt er „Die Bücherwarte“<sup>63</sup> vor. Aufgabe soll es sein, die „sauberen und tapferen“ Verleger und Autoren zu fördern und die „nicht einwandfreien“ Verleger und Autoren zu strafen. Alle Verleger sollen zunächst ihre Arbeit einstellen und erst wieder aufnehmen, wenn sie von der „Bücherwarte“ dazu autorisiert werden. Dazu müssen alle Verleger eine Liste ihrer Veröffentlichungen seit 1923 einreichen, samt Auflagenzahl und Verkaufspreisen. Zuwiderhandlungen würden von der alliierten Polizei verfolgt. Für eine erste Prüfung aller Listen auf „die im neuen Sinne kulturfeindlichen Tendenzen“ müsste das Institut „aushilfsweise etwa zwanzig demokratische deutsche Intellektuelle beschäftigen“. Aus diesen könnte man die auch für die spätere Arbeit wichtigen „Buchzensoren“ herausuchen. „Nicht einwandfreie“ Verleger und Autoren werden mit Geldstrafen belegt. Dabei sollte Rücksicht auf alteingesessene Verlage, die durch die Geldbußen in ihrer Existenz bedroht sein könnten, genommen werden. Auch nationalsozialistischen Autoren sollte das Schreiben nicht

---

<sup>61</sup> PWB = Psychological Warfare Branches

<sup>62</sup> Vgl. Entwurf über Ziele und Arbeitsweise eines deutschen Institutes zur Reinigung und Neuordnung und Belebung des deutschen Schrifttums im DLA: A: Andres. Prosa. Konv. Politische Beiträge, Aufrufe, Antworten, Rundschreiben, Umfragen, Erklärungen, (A-Z) Reden.

<sup>63</sup> Zu den Zielen der „Bücherwarte“ und den Strafmaßnahmen gegen nationalsozialistische Autoren und Verleger siehe auch die Ausführungen zur Rede „9. November 1950, Bonn: Über das Schmutz- und Schundgesetz“.



gänzlich verboten werden, da dies eine „Nazimethode“ wäre, aber die Verleger könnten eindringlich gebeten werden, von diesen Personen nichts mehr zu veröffentlichen. Für ranghohe Schriftsteller der SS schlägt Andres die Deportation durch die Alliierten vor. Ausdrücklich weist er auf den Unterschied von bildender Kunst und Literatur hin: „In der Plastik und Malerei kann der Verrat am Geist niemals so weit getrieben werden als in der Literatur.“ Weshalb Andres ausdrücklich darauf hinweist, dass der Bildhauer Arno Breker nach einer Enteignung seiner Besitzstände ruhig weiterarbeiten könnte, obwohl er sich der nationalsozialistischen Kunst sehr verdient gemacht hat.

Nach einer „oberflächlichen Schätzung“ könnten die Strafmaßnahmen 50 Millionen Reichsmark einbringen (alleine Adolf Hitler müsste für „Mein Kampf“ 5 Millionen zahlen). Das Geld sollte den durch das Naziregime ruinierten Verlegern und Autoren zugute kommen und die Arbeit der „Bücherwarte“ finanzieren. Ein Jahr nach dem Waffenstillstand soll ein Kongress der deutschen Verleger und Autoren stattfinden, möglichst in einer alten, unzerstörten Stadt (z.B. Bamberg oder Würzburg). Vermutlich hatte Andres sich bereits eine konkrete Aufgabe zgedacht, denn das Personal der „Bücherwarte“ sollte aus sieben Personen bestehen:

- „1. Der den Alliierten verantwortliche Leiter
2. Ein erfahrener Verleger
3. Ein juristischer Beirat
4. Eine Bibliothekarin
5. Eine Sekretärin
6. Wenigstens zwei Stenotypistinnen“

Auf diese Überlegungen ist keine Reaktion überliefert.

Auch in anderer Hinsicht macht Andres sich in der Zeit nach der Befreiung Italiens Gedanken über seine Zukunft. Eine Zeitlang spielt er mit dem Gedanken, zumindest für einige Zeit nach Amerika auszuwandern. Bereits Ende 1944 fragt er nach den Möglichkeiten einer Ausreise und bietet seine

Hilfe und Arbeit an.<sup>64</sup> Im Januar 1945 wendet er sich mit einer ähnlichen Bitte an einen gewissen Mr. Mann.<sup>65</sup>

Doch alle (Aus-)Reisepläne können in den kommenden Jahren nicht umgesetzt werden. Erst 1952 kann Andres endlich die ersehnte USA-Reise antreten. Auch seine Rückkehr nach Deutschland verzögert sich. In einem Brief an die deutsche Kunstkammer in Berlin schreibt er 1946 oder 1947:

„Von meiner Schwiegermutter hörte ich, daß in dem zerschossenen Berlin eine Kunst-Kammer besteht. Zuerst glaubte ich, eine Kulturkammer – und da dachte ich mir schon: warum man denn neuen Wein in alte Schläuche gießt? Aber immerhin, es ist doch befreiend, daß man zu einer Behörde ohne Stillgestanden und ohne dieses übliche schlechte Gewissen kommen kann. So melde ich mich denn gehorsamst zur Stelle. [...] Ich möchte nämlich heimkehren.“<sup>66</sup>

Doch bürokratische Hürden verhindern die Heimreise zunächst. Frau Andres vermutet, dass die Alliierten ihn nicht nach Deutschland lassen wollten, weil er offen für die Errichtung einer Monarchie plädiert hatte.<sup>67</sup> So reist er 1946/47 zunächst in die Schweiz und hält dort Vorlesungen.<sup>68</sup> Dabei drängt es ihn weiterhin, endlich seinen Teil zu den anstehenden Aufgaben beitragen zu können: „Außerdem wird es hohe Zeit, daß ich mich der Sache der Deutschen als guter Europäer zur Verfügung stelle.“<sup>69</sup> Doch neben dem Willen zum Engagement deutet er in einem Brief noch einen Grund an, aus dem er nach Deutschland reisen möchte: „[...] Ich habe eine Mordssehnsucht nach Deutschland, [...]. Ich kann mir überdies die deutsche Situation nur ziemlich theoretisch vorstellen, und es wäre doch sehr nötig für mich, den Sprung aus dem Traum zu wagen, so erschütternd und er-

---

<sup>64</sup> Vgl. Brief an Mr. Hartley, Positano 12.11.1944 im DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

<sup>65</sup> Vgl. Brief an Mr. Dennis Mann IGCR / FAU HQ Allied Commission APO 394 im DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

<sup>66</sup> Vgl. Brief an die Kunstkammer 1946? 1947? im DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

<sup>67</sup> Gespräch mit Dorothee Andres 31.10. bis 2.11. 1998 in Rom; vgl. auch die ausführlichen Bemerkungen im Kapitel „Deutschlandbericht 1948“.

<sup>68</sup> Vgl. DLA: A: Andres. Prosa Konv. Reisen und Landschaften Europa – Vorderasien – Asien.

<sup>69</sup> Vgl. DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

nüchtern er auch sein wird.“<sup>70</sup> 1947 ist diese Sehnsucht einer gewissen Resignation gewichen. Der lange Kampf mit den Behörden hat seine Spuren hinterlassen. In einem weiteren Brief an Gabriele Freiin von König-Warthausen klagt er:

„[...] meine Reise nach Deutschland rückt nun in sofern immer mehr ins Nebelhafte, als ich selber ganz und gar die Lust verloren habe, den Kampf mit der Bürokratie, der doppelten, dreifachen, vierfachen aufzunehmen. Das ist eine andere Form von irrendem Rittertum, denn in diesem Falle bildet sich der angreifende Ritter keine Gefahren ein, sondern unterschätzt die vorhandenen.“<sup>71</sup>

Über seinen regen Briefverkehr mit Freunden und Verlegern versucht Andres, sich in seinem Haus am Meer ein Bild des zerstörten Deutschlands zu machen, und mit der Zeit wachsen die Zweifel darüber, was er in diesem Deutschland als Schriftsteller bewirken könnte. In dem oben erwähnten Brief heißt es deshalb weiter:

„Außerdem: ich kann gar nicht einsehen, worin z.Zt. die Wirkung von Vorleseabenden und Reden und Ermahnungen vor deutschen Zuhörern bestehen soll. Ich wenigstens bin so beschaffen, daß ich hungernden und frierenden Menschen unmöglich Gedichte vorlesen kann! Das hab ich mir alles in langen Nächten gründlich überlegt. Vielleicht ist es überhaupt für mich noch zu früh, aus meiner Einsamkeit herauszutreten. Überdies sind die Deutschen, begreiflicherweise, wie ich aus so vielen Briefen höre, so verbiestert und vernagelt, daß ich wenig Ansätze zu geistiger Aufmunterung sehe. Trotzdem wäre ich natürlich gekommen und hätte mein Scherflein dazu beigetragen, aber dieses demütigende Gebettel um einen Erlaubniswisch, nach zehn Jahren meine eigene Heimat betreten zu dürfen, hängt mir nun nachgerade zum Halse heraus.“<sup>72</sup>

Aus all diesen Überlegungen heraus entschließt er sich zu einer entschiedenen Haltung: „Nein, liebe Gabi, bevor ich nicht auf regulärem Wege oder von den alliierten Behörden eingeladen nach Deutschland gehen kann,

---

<sup>70</sup> Vgl. Brief an Gabriele Freiin von König-Warthausen, Positano 27.7.1946 im DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

<sup>71</sup> Vgl. Brief an Gabriele Freiin von König-Warthausen, Positano 1947 im DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

<sup>72</sup> Vgl. ebenda.

werde ich darauf verzichten.“<sup>73</sup> Nicht ohne Zweifel fügt er hinzu: „ Ich weiß, gegen meine Haltung ist vieles einzuwenden, aber auch das wirst Du zugeben, vieles daran ist richtig.“<sup>74</sup> In einem ähnlichen Sinne äußert er sich gegenüber seinem Freund Gustav René Hocke:

„Eine Rückkehr nach Deutschland habe ich mir und uns aus dem Sinn geschlagen – außer ein paar Freunden will mich ja niemand dort haben – und man will sich nicht aufdrängen [...] Oder? Außerdem bedeutet es für die Erziehung der Kinder einen schweren und tiefgehenden Riß, wenn sie Unterricht und Umwelt [...] von heute auf morgen wechseln sollten. Kurzum: ich weiß gar nichts. [...] Zur Zeit ist alles in geistiger Hinsicht sehr leer – nein ganz leer, man lebt von der Reserve [...].“<sup>75</sup>

Die hier anklingende Verbitterung tritt an anderer Stelle noch deutlicher zutage. Dabei geht es ihm nicht mehr nur um die bürokratischen Hürden der Besatzungsmächte, sondern er fühlt sich von den Deutschen selbst nicht geschätzt und geachtet, im Gegenteil: Erinnerungen an die letzte Zeit in Deutschland kommen hoch. Er schreibt:

„Ich bin nämlich auf einem Punkt angelangt, wo man sich Fragen stellt, die man nie für möglich gehalten hätte. Eine dieser Fragen lautet: ist mein Platz wirklich in Deutschland? Seit zwei Jahren kämpfe ich, wie Sie wissen, um eine Reiseerlaubnis, daß ich meine Heimat, nur für einige Wochen, wiedersehen kann. Sie wurde mir nicht gewährt – ganz einfach, nicht wahr? Ich bin kein Geschäftsmann, kein Politiker, selbst mein Ruf als Schriftsteller ist nicht zu denen gedrungen, die heute als die Offiziellen die deutsche Kultur vertreten. Ich weiß, ich habe einige treue Freunde meines Werkes in Deutschland, aber deren Einfluß reicht heute auch nicht weiter als im III. Reich. Im Grunde also ist die Situation, unter der ich im vorigen Deutschland arbeiten mußte, die gleiche geblieben. Daran ändern die eifrigen Offerten der Verleger nichts, denn sie haben dabei ja eindeutige Interessen. Und da kommt der Augenblick, wo man sich ein bißchen betroffen, verärgert auch und schließlich entschieden umblickt und fragt: Warum soll ich mit einem Volk freiwillig leiden, daß mir, seit ich die Seitänzerei dieses gefährlichen Lebens (der Kunst!) erwählte, nie auch nur einen Beweis seiner Anhänglichkeit brachte? Im III. Reich habe ich – in München! – [...] mit Nazis, sehr böse Erfahrungen gemacht. Sie

---

<sup>73</sup> Vgl. ebenda.

<sup>74</sup> Vgl. ebenda.

<sup>75</sup> Vgl. Brief an René Hocke, Positano 4.7.1947 im DLA: A: Andres. Briefwechsel  
Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

wissen vielleicht, daß ich eine halbjüdische Frau glücklich meine eigene nenne. Damals in München hat man uns ihrethalben gemieden. [...] Ich ging mit einem feuchten und einem lachenden Auge aus Deutschland fort. – ‚Ihr habt mich nicht gewollt‘, das sagte ich an der Grenze – und nicht nur zu den Nazis [...] Das ist die Wahrheit, nur ich kann es verzeihen, aber nicht vergessen. Ich blieb mit der deutschen Sprache und Kultur und mit meinen Freunden stets in enger Verbindung, versteht sich! – aber die entstandene Lücke wurde nie geschlossen. Sie vergrößerte sich sogar. [...] ich habe mich entschlossen, zunächst in meiner Einsamkeit weiter zu verharren.“<sup>76</sup>

In einem weiteren Brief an Wilhelm Hausenstein relativiert er seine Aussagen allerdings ein wenig:

„Es ist sicher wahr, daß mir und meinem Werk gewisse Akzente und Nuancen innerdeutschen Schrifttums von heute fehlen. Viele aktuelle Züge im entsetzlichen Bilde der heutigen deutschen Wirklichkeit sehe ich nur verschwommen, ja unklar – aber ich wage zu fragen: ist das vielleicht nicht ein Vorteil, für mich und meine Leser? Gibt der entferntere Standpunkt nicht zugleich auch großzügige Hauptlinien und eine gerechtere Verteilung in den Bildlasten, eine klarere Komposition? Darf ich Ihnen etwas ganz Positives von mir sagen, das freilich ein reines Geschenk des Himmels ist, eben dieses geistigen Ortes: ich habe keinerlei Ressentiments – auch wenn mein erster Brief diesen Eindruck erwecken könnte – Stimmung! – und generalisiere nicht – denn wenn ich einen Ansatz dazu mache, lache ich mich sofort selber aus. Und doch habe ich, glaube ich, einen sehr klaren und deutlichen Begriff von unserer heutigen abendländischen Situation.“<sup>77</sup>

Gegen Ende des Jahres lässt er seine Freundin Gabriele Freiin von König-Warhausen sogar wissen:

„Jedermann rät mir ab, der es gut mit mir meint. Ich glaube, daß ich [...] nicht so schnell heimkehre. Erst lasse ich meine Freunde herkommen. [...] Abgesehen von den äußeren Lebensumständen in Deutschland habe ich viel Angst vor den Menschen des IV. Reiches. Das Bild, das ich mir von

---

<sup>76</sup> Vgl. Brief an Wilhelm Hausenstein 3.12.1947 im DLA: A: Andres. Briefwechsel  
Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

<sup>77</sup> Vgl. Brief an Wilhelm Hausenstein 17.3.1948 im DLA: A: Andres. Briefwechsel  
Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

dem jetzigen Deutschland mache, ist (auf Unterlagen hart gegründet) so furchtbar, daß ich es nicht wage, mich ihm zu nähern.“<sup>78</sup>

Obwohl er nach wie vor nicht nach Deutschland reisen kann, engagiert Andres sich von Positano aus in diesen ersten Nachkriegsjahren auf vielfältige Art und Weise. Sein besonderes Interesse gilt natürlich weiterhin der Jugend (mit seiner Frau zusammen wird er 1947 zur zweiten internationalen Jugendtagung eingeladen).<sup>79</sup> Er hilft z.B. bei der Zusammenstellung einer italienischen Jugendgruppe und -delegation, die an einer Jugendwoche in Deutschland 1948 teilnehmen soll.<sup>80</sup>

Er stellte sein Werk *Utopia* für eine Literaturreihe für Kriegsgefangene zur Verfügung. Eine Veröffentlichung von *Freund und Feind* wird jedoch im Jahre 1947 abgelehnt, da es bereits ein Werk von Andres in der Reihe gibt und zudem die Zahl der Kriegsgefangenen rückläufig ist.<sup>81</sup>

Andres beschäftigt besonders die Fragen der Völkerverständigung. In einem Brief an Hans Paeschke schreibt er: „Wenn man endlich begriffe, daß das Böse nicht so sehr von den Völkern ausgeht als von den Menschen, dann wäre man der Wahrheit ein Stück nähergerückt und für die Verständigung wäre viel getan.“<sup>82</sup> In seinem Roman *Die Hochzeit der Feinde*, der 1947 erstmals erscheint, thematisiert er deshalb genau dies: Eine junge Deutsche verliebt sich nach dem ersten Weltkrieg in einen französischen Besatzungsoffizier, und der Liebe dieser beiden gelingt es, die Feindschaften zu überwinden. Die Botschaft ist eindeutig: Nur der Einzelne kann die Trennungen und Grenzen der Feindschaften überwinden.

---

<sup>78</sup> Vgl. Brief an Gabriele Freiin von König-Warthausen 20.11.1947 im DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

<sup>79</sup> Vgl. *Echo der Woche* 11.2.1947 im DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

<sup>80</sup> Vgl. Auszug aus einem Brief des *Echo der Woche* aus München 2.2.1948 im DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

<sup>81</sup> Vgl. Brief von der World's alliance of the Young Men Christian Association Chukney, War prisoner's aid Geneva Switzerland YMCA Norton Camp an Andres 13.5.1947 im DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

<sup>82</sup> Vgl. Brief an Hans Paeschke, Redaktion des Lancelot, 2.1.1947 im DLA: A: Andres. Briefwechsel, Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom u.a.

Andres hat sehr klare Vorstellungen davon, wie eine neue, friedlichere Weltordnung aussehen müsste und weißt dabei den Amerikanern eine entscheidende Rolle zu:

„Erst wenn Amerika die Weltherrschaft in Händen hat, kann es Frieden und Gerechtigkeit in der Welt geben [...].“<sup>83</sup> Die Herrschaft von Kaiser Augustus dient ihm bei diesen Überlegungen als Vorbild. Daran, dass die amerikanische Weltherrschaft dabei auf friedlichem Wege errungen werden könnte, glaubt er nicht. Deutlich sagt er:

„Im übrigen bin ich auch fest überzeugt, daß die Amerikaner innerhalb von vier Wochen mobil gemacht werden könnten, um in den entscheidenden Kampf einzutreten, der m. E. nicht mehr abzuwenden ist. Du weißt, daß ich alles andre bin als ein Militarist, aber ich bin ebensowenig ein Pazifist.“<sup>84</sup>

Diese ambivalente Haltung wird sich in seinen Überlegungen und auch in seinen Äußerungen noch des Öfteren finden.

1948 bricht Andres dann doch zu einer ersten Vortragsreise durch Deutschland auf. In einem „Deutschlandbericht“ konstatiert er: „Alle Deutschen sind heute arm, und keiner von uns hat die Aussicht, derart reich zu werden, daß sein Besitz ein soziales Problem für die anderen werden könnte – ich sage ganz leise: Gott sei Dank, daß uns diese Armut gegen unseren Willen geschenkt wurde.“<sup>85</sup> An anderer Stelle schreibt er:

„[...] daß heute im christkatholischen Bereich die Jugendbildung stark von der Geistlichkeit beeinflusst wird. Diese Freude und Zustimmung wäre nicht so groß, ja überhaupt nicht vorhanden, wenn die Geistlichkeit sich nicht inzwischen eben durch den Krieg und das Leben auf den Grenzscheiden sozusagen erneuert hätte. Hier sehe ich einen Punkt, wo der Krieg ‚schöpferisch‘ gewirkt hat.“<sup>86</sup>

---

<sup>83</sup> Vgl. Brief an Dr. William M. Kuntz Positano 30.5.1947 im DLA: A: Andres. Prosa Konv. Politische Beiträge Aufrufe, Antworten, Rundschreiben, Umfragen, Erklärungen, (A-Z) Reden.

<sup>84</sup> Vgl. ebenda.

<sup>85</sup> Vgl. Deutschlandbericht. Funkmanuskript 1948, gesendet vom SWF im DLA: A: Andres. Prosa Konv. Politische Beiträge Aufrufe, Antworten, Rundschreiben, Umfragen, Erklärungen, (A-Z) Reden.

<sup>86</sup> Vgl. Brief an Willi Braune (Kaplan) 24.8.1948 im DLA: A: Andres. Biographisches x 89.8415 /12.

Über die Problematik dieser Äußerung ist er sich durchaus bewusst und so ergänzt er vorsichtig: „Es gibt natürlich noch andere positive Ergebnisse des Krieges, nur darf mans nicht laut sagen, sonst wird man mißverstanden.“<sup>87</sup>

In dieser Zeit setzt sich Andres immer wieder kritisch mit den alliierten Besatzern auseinander,

„[d]enn die Militärregierungen sind und waren und werden sein die stupideste Regierungsform, die eben möglich ist. Am liebsten möchte ich meine Heimkehr nach Deutschland solange hinausschieben, bis ich ein freies Land betreten kann. So gern und frei ich auch hier mit jedem Engländer oder Franzosen und Amerikaner verkehre, so verhaßt ist mir die Uniform des Siegers im Vaterland.[...] Wenn ich sehe, wie die Schweden und vor allem die Schweizer reisen und im tiefsten Frieden leben, und wenn ich dann überlege, wie leicht man auch unserm gequälten Volk diese allermenschlichsten Rechte und Freiheiten schenken könnte und wenn ich weiter überlege, warum man es nicht tut, dann schießt mir das Blut in den Kopf [...] wie sanft der erste und zweite Pariser Friede war und im Grunde haben die Franzosen mit ihrem Napoleon Europa dasselbe Geschenk gemacht, wie die Deutschen mit ihrem Schnurrbärtchen. Aber welch ein Unterschied in der Behandlung des Falles! Und noch etwas: ob der Rückfall ins Unmenschliche während der französischen Revolution nicht ebenso tief war wie der in unsern Tagen in Deutschland?“<sup>88</sup>

Auch mit seinen eigenen Landsleuten geht er hart ins Gericht. Entsetzt stellt er fest:

„Deutschland wird also nach dem Idealbild des kleinen Piefke gestaltet [bezieht sich auf die Sprengung von Schlössern durch die SED]. Noch sind diese Leute an der Macht, im übrigen genauso grausam hirnverbrannt und blödsinnig wie die Nazis. Offenbar stimmt es, was Clemenceau sagte, daß es nämlich 20 Millionen Deutsche zu viel gibt, nur ist es schwer, den richtigen den Laufpaß zu geben!“<sup>89</sup>

Sein Vertrauen in die Zukunft ist nicht sehr groß:

„[...] die Menschen in Europa sind teils so stumpf und teils durch den kalten Krieg so nervös überreizt, daß der Krieg gar nicht so schrecklich

---

<sup>87</sup> Vgl. ebenda.

<sup>88</sup> Vgl. Brief an Wilhelm Hausenstein im DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

<sup>89</sup> Vgl. Brief an Max Baumgärtel 8.4.1948 im DLA: A: Andres. Biographisches x 89.8415/11.



empfunden würde. Man betrachtet ihn wohl mehr als eine unumgängliche Operation, als einen Schnitt in einen von Gift tödlich [sic!] gefüllten Körper.“<sup>90</sup>

Seine besondere Sorge gilt dabei der Nutzung der Atomkraft: Es hängt vom Menschen ab, „ob er imstande ist, den geradezu über Nacht ihm zugewachsenen Reichtum an Potenzen und Energien [gemeint ist die Atomkraft] ohne Verwirrung des Geistes und mit Mäßigung und mit dem Blick auf die Ganzheit der Welt zu benutzen“<sup>91</sup>.

1949 reist Andres wieder nach Deutschland. So nimmt er auch an einer Woche der Jugend in Bielefeld teil.<sup>92</sup> Bereits im Juli 1948 hatte er auf einer Jugendkundgebung gesprochen.<sup>93</sup> Er wird in den PEN-Klub (BRD) aufgenommen. 1947 hatte Andres entrüstet festgestellt, dass der PEN-Klub es ablehnte, deutsche Schriftsteller aufzunehmen, mit der Begründung „keiner der während des Hitlerregimes in Deutschland verbliebenen Schriftsteller [habe] hörbar gegen Hitler protestiert.“<sup>94</sup> Er empfand diese Äußerung verbunden mit der Geste der offenen Ablehnung als Affront ersten Grades, auch gegen seine Person.

Im Sommer 1949 hofft er auf eine Übersiedlung nach Deutschland.<sup>95</sup> In einem Brief an einen Oberbürgermeister bekennt er:

„Schon vor Jahren hatte mich der mit der Neuordnung der deutschen Universitäten betraute Prof. Hartshorne (von der Havard) ausersehen, mit ihm nach Deutschland zu gehen. Als er dann auf der Autobahn eines tragischen Todes starb, gab ich selber diese Idee auf, zumal aus dem Grund, weil ich mit der damaligen Besatzungspolitik der Alliierten nicht übereinstimmte. Ich möchte es nicht unterlassen, Ihnen offen zu bekennen, daß mich nicht äußere Anlässe zur Heimkehr antreiben. [...] Was mich und meine Frau bewegt, wieder in der Heimat zu leben, der

---

<sup>90</sup> Vgl. ebenda.

<sup>91</sup> Vgl. Deutschlandbericht. Funkmanuskript 1948, gesendet vom SWF im DLA: A: Andres. Prosa Konv. Politische Beiträge Aufrufe, Antworten, Rundschreiben, Umfragen, Erklärungen, (A-Z) Reden.

<sup>92</sup> Vgl. Brief an Paeschke 20.6.1949 im DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

<sup>93</sup> Vgl. Brief an Paeschke 8.6.1948 im DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

<sup>94</sup> Vgl. „Die deutschen Schriftsteller vorm Tribunal des PEN-Clubs“. In: Stefan Andres: Der Dichter in dieser Zeit. München 1974, S. 36-40, hier S. 36.

<sup>95</sup> Vgl. Brief an Paeschke 11.2.1949 im DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

drohenden Zukunft zutrotz, brauchte ich Ihnen gewiß nicht auseinanderzusetzen. Natürlich- auch das bekenne ich offen – werde ich mich nur dort niederlassen, wo man meine Anwesenheit richtig einschätzt und mich entsprechend aufnimmt.“<sup>96</sup>

Doch auch in diesem Jahr erfüllt sich die Hoffnung auf Rückkehr nach Deutschland noch nicht.

Zwar schrieb Andres noch 1948 an seinen Freund René Hocke „[...] ich vermeide es nach Kräften, in irgendeiner Form politisch zu werden, wiewohl das die große Versuchung für die Schriftsteller in dieser Zeit ist“, aber dennoch macht er sich ausführliche Gedanken zur Zukunft Deutschlands und kommt zu dem Schluss:

„[...] uns Deutschen bleibt keine Hoffnung als die auf den Frieden. Und wir müssen mit allen Kräften gegen eine Remilitarisierung Deutschlands arbeiten, da wir ja doch nur eine Fremdenlegion für die Amerikaner und Engländer und Franzosen darstellten und überdies uns in einem fürchterlichen Bürgerkrieg zerfleischten und damit die Hoffnung vieler unversöhnlicher Feinde Deutschlands nur verwirklichten. Also nichts von Krieg, nichts von Waffen, ja sogar nichts von einem westdeutschen Reiche, wir müssen unsern Willen zu einem Ganzen und ungeteilten Deutschland mit den uns möglichen Mitteln bekunden, und wir dürfen auf keine Verlockung von links und rechts nachgeben, das ist mein Überzeugung.“<sup>97</sup>

Dieser Überzeugung bleibt er in den nächsten Jahren treu und ihr gilt sein ganzes politisches Engagement: für eine Wiedervereinigung Deutschlands in Unabhängigkeit und Freiheit.

Mit Sorge sieht er dabei die vielen Menschen, die gerade jetzt, in der Nachkriegszeit, ihre Heimat verlassen und in andere Erdteile auswandern. Er kann ihre Haltung verstehen und nennt sie „kluge Flüchtlinge, die eine Stadt, bevor der Feind einrückt, mit ihrem Hab und Gut verlassen, und diese Stadt heißt eben Deutschland und heißt Europa“<sup>98</sup>. Dennoch ist seine eigene Haltung klar: „Ich sage dann immer, es können nicht alle gehen, und

---

<sup>96</sup> Vgl. Brief an den Oberbürgermeister von [?] 21.2.1949 im DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

<sup>97</sup> Vgl. Brief an Paeschke 11.2.1949 im DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

<sup>98</sup> Vgl. ebenda.

ich bin Europäer und Deutscher und werde mit den Meinen bleiben und das Europa zugedachte Schicksal auf mich nehmen.“<sup>99</sup>

1950 endlich findet Andres die Möglichkeit, sich in Unkel am Rhein niederzulassen. Geprägt wird dieses Jahr allerdings nicht nur von der Heimkehr nach Deutschland, sondern auch von einer längeren Reise nach Paris<sup>100</sup> und einer sechswöchigen Vorlesungsreise in die Niederlande, von der Frau Andres berichtet:

„Die Reise nach Holland war für Andres und mich ein ganz großes Erlebnis, in jeder Hinsicht sehr befriedigend, wenn auch mitunter nicht ohne Peinlichkeit, das Publikum zu sehen, das Andres eindeutig zu dem katholischen Dichter gestempelt hatte! Des Öfteren prallte er im Gespräch überm Genever zusammen mit älteren Geistlichen, immer aber war die Jugend dankbar für die Offenheit, mit der er jedem Thema zu Leibe ging – sie selber wagens nicht allemal der Autorität gegenüber. Sehr erfreulich war, wie aufgeschlossen die Holländer wieder – trotz allem, was voranging! – für die Deutschen sind.“<sup>101</sup>

Nachdem er in Unkel eine neue Heimat gefunden hat und die langen quälenden Jahre des Nachdenkens über den richtigen Zeitpunkt für eine Rückkehr nach Deutschland ein Ende haben, bringt er sich wieder mit seiner ganzen Kraft ein, um sich am Aufbau des neuen Staates zu beteiligen. Gleich 1950 beteiligt er sich aktiv an der Debatte um das neu zu fassende so genannte „Schmutz- und Schundgesetz“.<sup>102</sup> Auf seiner Amerikareise versucht er, aus dem Vorbild der Vereinigten Staaten Perspektiven für Deutschland und Europa zu entwickeln. Doch auch die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit lässt ihm keine Ruhe, wie sich auch in der Rede „Es gibt Untaten, über welche kein Gras wächst“<sup>103</sup> deutlich zeigt. Die Vergangenheit bestimmt die Gegenwart, und nur über eine Bewusstmachung der Zusammenhänge lässt sich eine neue Ordnung gestalten. Seine Rolle ist dabei immer wieder eine zwiespältige. Bereits 1946 schreibt er in einem Aufsatz über die „Innere Emigration“: „Ich weiß näm-

---

<sup>99</sup> Vgl. ebenda.

<sup>100</sup> Vgl. DLA: A: Andres. Prosa Konv. Reisen und Landschaften Europa- Vorderasien- Asien.

<sup>101</sup> Vgl. Dorothee Andres an Josef Breitbach 13.7.1950 [Privatarchiv der Familie Andres].

<sup>102</sup> S. dazu das Kapitel: „9. November 1950, Bonn: Über das Schmutz- und Schundgesetz“.

<sup>103</sup> S. dazu das Kapitel: „1952, Berlin: Es gibt Untaten, über welche kein Gras wächst“.

lich gar nicht, ob ich einer war, ein richtiger, echter Emigrant.“<sup>104</sup> In diesem Satz spiegelt sich seine Situation im Nachkriegsdeutschland wider: Er gehört nirgendwo ‚richtig‘ dazu. Zum Teil weil er selbst immer wieder auf seiner Freiheit als Schriftsteller besteht und es ablehnt, sich in einer bestimmten politischen Partei zu engagieren, zum Teil, weil er zu keinem der literarischen Kreise den Anschluss findet: Es gibt die „echten“ Emigranten, zu denen er zweifellos nicht gehört, es gibt die Ewiggestrigen, mit denen er zweifellos nichts zu tun haben möchte, und es gibt die junge Generation der Nachkriegsschriftsteller, die ihm fremd ist und bleibt. Fast klingt es, als wolle er das Nachdenken über die Frage: „Wo warst du während des Krieges?“ wie eine lästige Fliege abschütteln, wenn er seine Überlegungen zur „Inneren Emigration“ mit den Worten schließt: „Und hören wir auf zu fragen, wo einer die letzten zehn Jahre war, sondern fragen wir, wo er ist und wohin er will! Wer er aber ist, das ersehen wir aus seinen Taten.“<sup>105</sup> Auch zehn Jahre später sind diese Worte noch nicht in Erfüllung gegangen, wie man aus seiner Rede anlässlich der Tagung der Exil-Autoren lesen kann<sup>106</sup>.

Wohin geht der Weg Deutschlands? Diese Frage stellt Andres sich immer wieder neu. Seine Antworten sind manchmal konkret, verbunden mit Vorschlägen und genauen Ideen, manchmal philosophisch, tiefgründig, fundiert, immer geprägt von der Suche nach dem Menschen, der in einer unmenschlichen Welt seine Menschlichkeit behält, Verantwortung übernimmt und sich Fehlentwicklungen entgegenstellt.

---

<sup>104</sup> Vgl. „Innere Emigration“. In: Stefan Andres: Der Dichter in dieser Zeit. München 1974, S. 57-64, hier S. 57.

<sup>105</sup> Vgl. ebenda, S. 64.

<sup>106</sup> S. dazu das Kapitel: „1956, Düsseldorf: Tagung der Exil-Autoren“.

## 1. 1943: „Was ist des Deutschen Vaterland?“

Das Manuskript zu dieser Ansprache unter dem Titel „Was ist des Deutschen Vaterland?“ findet sich im DLA in Marbach<sup>107</sup> und trägt den Hinweis: „für den alliierten Sender, erbeten von Prof. Hartshorne Harvard USA oder vom irischen Kontrolloffizier CIC?“ Daneben findet sich noch die Angabe: „Stefan Andres Positano (Sal)“. Um die genaueren Umstände des Zustandekommens der Ansprache zu klären und eventuell auch den genauen Sendetermin und weitere Details zu kennen, bedarf es noch weiterer Recherchen, eventuell in den persönlichen Aufzeichnungen von Dorothee Andres. Dagegen lässt sich das Entstehungsdatum der Rede relativ genau eingrenzen: Das Jahr 1943 nennt Andres selbst am Ende seiner Rede. Zudem berichtet er am Anfang von seiner momentanen persönlichen Situation:

„Da ich diesen Vortrag niederschreibe [...] war es endlich so weit: Der Kriegsfeind, Amerikaner und Engländer, hatte Salerno und Castellamare genommen, wir auf der sorrentinischen Halbinsel waren abgeschnitten und kein deutscher Militärwagen konnte mehr passieren [...] wir sind zur Zeit also wirklich abgeschnitten, und es wird kein deutscher Soldat mehr hier passieren.“

Mit dem Beginn des Unternehmens „Avalanche“ am 9.9.1943 landeten vier Divisionen der 5. US-Armee unter Führung von Generalleutnant Clark bei Salerno. Am 12. und 14. September kam es zu deutschen Gegenangriffen. Erst durch die anrückende 8. britische Armee unter Führung von General Montgomery konnten die Alliierten bis zum 16. September 1943 die Oberhand gewinnen.<sup>108</sup> Man kann demnach davon ausgehen, dass Andres seine Rede unmittelbar nach diesen Ereignissen, also Ende September 1943 geschrieben hat. Eine literarische Aufarbeitung dieser Zeit hat Andres Jahrzehnte später mit dem Roman *Der Taubenturm* geliefert, der allerdings nur

---

<sup>107</sup> Alle nicht gesondert gekennzeichneten Zitate stammen aus diesem Typoskript, das sich im DLA findet: A: Andres. Prosa Konv. Politische Beiträge. Ansprache am alliierten Sender Neapel 1944.

<sup>108</sup> Vgl. Christian Zentner (Hg.): Der Zweite Weltkrieg. Ein Lexikon. München 21995, S. 473.

begrenzt als Zeitzeugnis zu verstehen ist, da er auf kunstvolle Weise fiktionale und autobiographische Elemente verbindet.<sup>109</sup>

Die Mission, die Andres in dieser Situation erfüllen soll und möchte, ist denkbar schwierig. Vom fernen und gerade befreiten Positano aus will er die Deutschen ermuntern, sich gegen den Krieg zu entscheiden und sich gegen die Tyrannei der Nationalsozialisten zu wenden. Er ist sich dabei der Problematik durchaus bewusst, dass man ihm, der unbeschadet an der italienischen Küste sitzt, vorwerfen wird, die Situation in Deutschland nicht, oder nicht ausreichend zu kennen. Einige der möglichen Vorwürfe greift er in seiner Rede explizit auf und legt seine Sicht der Dinge dar. Sowohl am Aufbau seiner Rede, also auch an seiner Wortwahl lässt sich der Zwiespalt ablesen, in dem er sich befindet: Er schildert zu Beginn seine persönliche Situation: das Ankommen der Alliierten und die Flucht des „Ortsspitfels“ kurz zuvor unter „Hinterlassung von Schulden, Denunziationen und einem stinkenden Geruch böser Prophezeiungen über unser Schicksal“. Entgegen den Empfehlungen dieses Nazis waren aber „etwa 20 Personen, Künstler, Bürger, Männer und Frauen und Kinder“ geblieben, wo sie waren, und hatten auf die Ankunft der Alliierten gewartet. Andres schildert die empfundene Freude bei dem Anblick der Amerikaner. Er spricht von „dankbaren Seufzer[n] und großer Herzenserleichterung“. Dreimal gebraucht er in diesem Abschnitt seiner Rede den Ausruf „Gott sei Dank“. Dreimal macht er aber auch deutlich, dass es sich um eine „außergewöhnliche Lage“ handelt, die einen Menschen mit Erstaunen erfüllen muss: sich in der Obhut der Feinde frei zu fühlen: „Wie seltsam, nicht wahr!“ Einfach auf den Feind zu warten, ohne Gegenwehr oder Flucht: „Ist das nicht seltsam, ja überraschend [...]?“ Eine Rückkehr nach Deutschland auszuschließen und dem in Bedrängnis geratenen Land und den eigenen Landsleuten nicht zur Hilfe zu eilen: „wir wunderten uns selber über unsere Härte, unsre Entschlossenheit, unsern heiligen Zorn“.

Andres wagt hier einen argumentativen Drahtseilakt, was sich deutlich im Gebrauch des Wortes „Feind“ niederschlägt. Anfangs taucht „Feind“ als Bezeichnung für die alliierten Truppen im herkömmlichen Sinne auf (ausdrücklich spricht er von „Kriegsfeind“), aber die Besonderheit liegt bereits

---

<sup>109</sup> Vgl. Claudia Gärtner: Biographische Elemente und Interpretationsansatz des Romans „Der Taubenturm“ von Stefan Andres. In: MStAG XV/1994, S. 34-52 (1. Teil) und MStAG XVI/1995, S. 42-47 (2. Teil).

hier darin, dass er die Freiheit betont, die er empfindet, obwohl er sich in der Macht der Feinde befindet. Dies mag angesichts seiner persönlichen Unversehrtheit und der allgemeinen Lage der Menschen in Positano seine Zuhörer noch nicht weiter verwundern. Dass unter „Feind“ auch eine andere Gruppe von Menschen zu verstehen sein könnte und dass die Begrifflichkeiten in diesen Zeiten des Krieges keineswegs so klar sind, wie es zunächst den Anschein hat, wird deutlich, wenn er das Wort *Feind* in Anführungszeichen setzt und sich somit eine weitere Ebene öffnet: „Keiner lief fort, alle warteten auf ‚den Feind‘!“ Im weiteren Verlauf der Ansprache zeigt sich, dass es hier nicht nur darum geht, dass die Alliierten sich nicht als „Feinde“ erweisen, weil sie die Deutschen in Italien menschenwürdig behandeln, sondern dass der „Feind“ tatsächlich an einer anderen Stelle zu finden ist, nämlich unter den Deutschen selber. In seiner Ansprache unterscheidet er ebenso penibel wie deutlich zwischen vier Gruppen von Deutschen: zum einen gibt es die „Auslandsdeutschen“, zu denen er sich zählt und zu denen prinzipiell auch die „Emigranten“ gehören, die sich allerdings von Leuten wie ihm darin unterscheiden, dass „man [sie] rechtlos machte und wie rüdische Hunde hinausjagte“. Dagegen rechnet sich Andres zu jenen Deutschen, „die freiwillig und mit schwerem Herzen selber in die Verbannung gingen, wie Söhne, welche die Luft des elterlichen Hauses nicht mehr atmen können“. Daraus leitet er eine besondere Legitimierung seiner Ansprache ab, da er zu denen gehörte, die nicht gehen mussten, sondern freiwillig, also kraft ihrer eigenen Überzeugung und aufgrund ihrer klugen Einschätzung der politischen Entwicklung, Deutschland zur rechten Zeit verließen. In der Rede verweist er darauf, dass er zur Zeit der Reichskristallnacht zum letzten Mal in Deutschland war. Damals habe man auf das schließen können, „was in Kürze geschehen würde. Und ich ging fort, den Brandgeruch des Krieges in der Nase.“ Wie schwierig in diesen Zeiten die Bestimmung fällt, wer Freund und wer Feind ist, zeigt sich in der Passage, in der er deutlich ausspricht, dass es eine bewusste Entscheidung ist, nicht nach Deutschland zurückzukehren: „wir wollten nicht heimkehren, wir wollten fern von euch sein, ja sogar wir wollen mit euch hadern, euch bittere Wahrheiten zurufen, so bitter, wie kein Feind und kein Emigrant sie euch sagt“.

Außer den Auslandsdeutschen gibt es die „Reichsdeutschen“, die sich wiederum in zwei Gruppen teilen, die Andres nicht eigentlich benennt (z.B.

als „Nationalsozialisten“ oder „Widerstandskämpfer“), die er aber beschreibt, um den Unterschied zu verdeutlichen: nicht gegen die still Leidenden richtet sich seine Rede, sondern gegen jene „zuzementierten Seelen, die heute noch, [...] immer noch einem partiellen Narren, einem überwältigenden und umfassenden Dilettanten, einem vor Boshaft [sic!] rasenden Derwisch ihr Schicksal anvertrauen mit jener einmaligen deutschen Verbohrtheit“. Er nennt sie „Hitlers Milchkühe [...] und Maulesel [...]“. Eine Rückkehr zu diesen Menschen wäre nach seiner Meinung ein Verstoß gegen das fünfte Gebot: Du sollst nicht töten. Einem „an Freiheit Gewöhnte[n]“ wäre es vermutlich unmöglich, sich still zu verhalten, was jedoch seinen sicheren Tod bedeuten würde, in diesem „Schlachthaus“, in der „Irrenanstalt“, in der „Mörderhöhle“.

Sein Mitgefühl gilt den Leidenden, vor allem den unschuldig Leidenden, namentlich den Kindern. Er sieht „eine eiserne Mauer“ auf Deutschland vorrücken, die schreckliches Leid über das Land bringt, aber „wir müssen wünschen, daß diese Mauer hält und voranschreitet, bis die Deutschen heulend vor Wut das Joch ihrer schmähhlichen und tödlichen Tyrannei abschütteln und beim Feind – ja, beim Feind! Zuflucht suchen“. Hier erscheint wieder der Feind als Retter, und Andres fordert die Deutschen auf, endlich „ihre Wut und Rache gegen die zu lenken, die ihre wirklichen Feinde sind“ und den Kriegsfeind als den zu empfangen, der er ist, nämlich als „Befreier“.

An mehreren Stellen nimmt er Stellungnahmen auf, die entweder tatsächlich an ihn heran getragen worden waren oder die er sich als Reaktion auf diese Ansprache leicht vorstellen konnte. Er formuliert Fragen:

„Ist das [das bloße Warten auf den Feind, ohne Gegenwehr oder ohne die Flucht zu ergreifen] nicht seltsam, ja überraschend und in den Augen eines vom zehnjährigen Wellenschlag der Propaganda glatt und uniform gewordenen Denkers, eines eingeschlossenen Reichsdeutschen nicht sogar höchst unnational, undeutsch, verräterisch und verwerflich? Hätten wir nicht, alle Auslandsdeutschen, in die Heimat eilen sollen, uns dem zumindest freiwilligen Arbeitsdienst zu stellen, dem Luftschutz oder dem Sanitätsdienst? Können wir in Ruhe zusehen, wie unsre Brüder und Schwestern, und das im wörtlichen Sinne, in einem verzweifelten Kampf begriffen sind, dem wir untätig jenseits der Grenzen zuschauen?“



Andres versichert, diese Fragen oft erwogen und diskutiert zu haben, aber die Entscheidung in der Fremde zu bleiben, ist eine eben so harte wie alternativlose Entscheidung wie jene, 1938 Deutschland für viele Jahre den Rücken zu kehren. Bereits zu Beginn seiner Rede beteuert er, dass die Freude über die Einnahme Positanos durch die Alliierten keineswegs darauf beruhte, der Schlacht heil entronnen zu sein oder darauf, dass die Feinde Lebensmittel brachten. Um über jeden diesbezüglichen Verdacht erhaben zu sein, erwähnt Andres, dass „ein jeder genug im Hause [hatte], den Hunger zu stillen“. Ebenso betont er, dass es ihm lieber wäre, die deutschen anstatt der fremden Soldaten zu sehen, denn alles andere „wäre ja Unnatur“. Es geht also nicht um existentielle menschliche Grundbedürfnisse, sondern um eine Sache von grundlegender Bedeutung. Treuherzig versichert er, dass er mit denen, die nicht nach wie vor dem großen Führer nachlaufen, „gern zusammensitzen“ wolle, „auch in einer brennenden Stadt am äußersten Rande des Erträglichen“.

Auf zwei Gruppen von „Feinden“ geht er genauer ein: zum einen warnt er davor, den Engländern ihren „Feuerregen“ heimzahlen zu wollen. Zwar sei es „nicht abzuleugnen, daß der Feind die Deutschen terrorisieren will“, aber es gelte hier der Satz: „womit du sündigst, damit wirst du gestraft werden“. Zum anderen gibt er zu bedenken, dass es sich bei der weitverbreiteten Angst vor den Russen um eine „ganz und gar braune Angst“ handeln könnte, die den Deutschen „durch die Goebbelssche Giftspritze“ eingeflößt wird.

Das Ende seiner Rede leitet der Satz ein: „wer kein Menschenmörder und Schinder ist, soll bei der nahe bevorstehenden Abrechnung, ob sie von Westen, Süden, Norden oder Osten über Deutschland kommt, sich nicht fürchten!“ Fast gebetsmühlenartig wiederholt Andres mehrmals, dass es der Feind, der scheinbare Feind, der Kriegsfeind ist, der den Deutschen die Freiheit bringen wird. Auffallend ist, dass er sich hier, am Ende seiner Ansprache, deutlich eines militärisch anmutenden Jargons bedient, indem Befehle wie „Kehrt marsch!“ oder „Ändert euer Denken“ verbunden werden mit kurzen und prägnanten Erklärungen:

„Adolf Hitlers breite Straßen führen ins Verderben.“

„Den Frieden zu schaffen aber steht nicht nur bei den Waffen des Feindes, sondern auch bei uns.“

„Die Ehre heftet sich an die Hälse und Knopflöcher einiger politischer

Hochstapler und ehrgeiziger Generäle, die in die Weltgeschichte eingehen wollen. Ihr habt derweil nur das Recht, zu sterben.“

Das Resümee lautet: „Es war häufig schon für ein Volk besser, einen Krieg zu verlieren als ihn zu gewinnen, diesmal aber ist es für Deutschland notwendig geworden, den Krieg zu verlieren.“ Die Zeit des Diskutierens, des Abwägens, der Bedenken ist vorbei. Es zählt nur noch die Umkehr des Einzelnen, „derweil sich unter den deutschen Generälen noch immer nicht der Mann findet, der den großen Kehrtmarsch kommandiert“.

Nachdem Andres zuvor auf verschiedene Weise, offen oder versteckt, seine Legitimation für diese Rede aufgezeigt hat, liefert er am Ende, in einer Art Grußformel, wie man sie gewöhnlich unter einen Brief setzt, eine letzte, simple Erklärung für seine Äußerungen: „Und damit grüßt euch einer, der die Anmaßung hat, zu Deutschen öffentlich zu reden, weil er die Anmaßung hatte, für sie Bücher zu schreiben.“ Eine nicht geringe Anzahl seiner Zuhörer dürfte diese Rede tatsächlich als Anmaßung verstanden haben.

Andres' Gruß lautet: „Heil Deutschland!“ Die Grenzen zwischen Freund, Feind, Emigrant, Dagebliebenem und Gegangenen verschwimmen hier endgültig, es bleibt nur die Hoffnung auf eine bessere Zukunft für das Land und damit aller dort Lebender und Leidender, ausgesprochen in einer Formel, die den Deutschen ebenso fremd wie vertraut erscheinen durfte. Richtet euren Blick nicht mehr auf diesen einen Größenwahnsinnigen, sondern blickt auf euer Land und damit auf euch selbst! Sucht euer „Heil“ nicht bei denen, die euch in den Krieg geführt haben, sondern kehrt endlich um! Die Formulierung „Heil Deutschland!“ muss als verfehlt angesehen werden. Wie gezeigt ist es Andres erklärter Wille, seine Landsleute zur Umkehr aufzufordern. Sie sollen die alten Denkbahnen durchbrechen, was zwangsläufig eine Revidierung der alten Sprachmuster zur Folge haben müsste. Ausgerechnet mit der Verwandlung von „Heil Hitler“ in „Heil Deutschland“ versucht Andres diesen notwendigen Bruch zu verdeutlichen und die Menschen dort zu erreichen, wo sie sich momentan befinden, eingekullt von der nationalsozialistischen Propagandasprache. Ob derartige Sprachspielereien tatsächlich die von Andres gewünschte Wirkung entfalten konnten, lässt sich heute nicht mehr nachvollziehen, darf aber mit Recht bezweifelt werden.

## 2. 1944: Ansprachen am alliierten Sender Neapel

Der Ansprache vom September 1943 folgten im Jahre 1944 offenbar zwei weitere Ansprachen. Entsprechende Typoskripte finden sich im DLA in Marbach<sup>110</sup>. Beide tragen den Hinweis: angeregt und erbeten von Prof. Hartshorne (Soziologe der Harvard Universität USA). Die Texte tragen die Nummerierung I und II, wobei I als „Ansprache“ und II als „Vortrag“ betitelt wird. Tatsächlich beginnen beide mit der Anrede „Lieber deutscher Hörer“ und sind eher als Ansprachen, denn als Vorträge angelegt, da Andres sich in beiden immer wieder direkt an seine Hörer wendet. Die Entstehung der Texte lässt sich in etwa auf Juni 1944 datieren. Im zweiten Text wird ausdrücklich das Jahr 1944 erwähnt und im ersten Teil nennt Andres vier Beispiele aus der „glänzende[n] Reihe unserer Niederlagen“: Stalingrad, Tunis, Sewastopol, Cassino. Die endgültige Niederlage bei Stalingrad lässt sich auf den 2. Februar 1943 datieren, darauf folgte Tunis am 13. Mai 1943, dann Sewastopol am 12. Mai 1944 und schließlich das Ende der Schlacht am Monte Cassino am 18. Mai 1944. Andererseits erwähnt Andres in der zweiten Ansprache mit keinem Wort das Attentat auf Hitler (20. Juli 1944), obwohl es in seinen Überlegungen eine wichtige Rolle spielen müsste, wie zu zeigen sein wird. Man kann also davon ausgehen, dass der Text für die Ansprache vor diesem bedeutsamen Datum geschrieben wurde.

In beiden Texten spricht Andres eine sehr deutliche Sprache und ermuntert die deutschen Zuhörer zur Abkehr vom Nationalsozialismus, so dass man zudem davon ausgehen kann, dass die Texte zu einer Zeit entstanden sind, als er selbst sich sicher sein konnte, dass „die Herren vom Propagandaministerium, die etwa beim Abhören an dieser Stelle sich erzürnen“ (s. Teil 1), ihn nicht mehr belangen können.

Umfang und Aufbau der Ansprachen sind sehr ähnlich. Beide umfassen 3 1/2 DIN-A4-Seiten und Andres geht jedes Mal von einer Frage aus, die er seinen deutschen Zuhörern stellt: „Sind die Deutschen eigentlich tapfer?“

---

<sup>110</sup> Alle im Folgenden nicht gesondert gekennzeichneten Zitate finden sich in diesem Typoskript im DLA: A: Andres. Konv. Politische Beiträge: Ansprache am alliierten Sender, Neapel 1944. Im selben Konvolut finden sich auch entsprechende Manuskripte. Die Zusätze Prof. Hartshorne betreffend stammen wohl aus der Hand von Dorothee Andres.

(Teil 1) und „Was denkt sich eigentlich der deutsche General! [sic]“ (Teil 2).

## Teil I

Gleich zu Beginn stellt Andres klar, wer da über den alliierten Sender spricht: „Diese Stimme kommt aus Italien, es ist die Stimme eines Deutschen.“ Mit kumpelhaftem „du“ spricht er hier seine Hörer an und flicht gleich auch noch die Anrede „lieber Landsmann“ ein, denn „ein Ausländer dürfte sie [die Frage] gar nicht stellen“. Aber er, der deutsche Schriftsteller im befreiten Italien nimmt sich das Recht, seinen deutschen Mitbürgern unangenehme Fragen zu stellen wie diese: „[...] sind die Deutschen eigentlich tapfer?“ Natürlich kennt er die Antwort auf diese Frage und verweist entsprechend darauf, dass es hier keineswegs um die „mit deutschem Blut vollgeschriebenen Ruhmesblätter“ geht, die dem deutschen Volk so beharrlich vor Augen gehalten werden. Auch geht es nicht um die „redlich vergossenen Tropfen Soldatenblut“ und die „unendlichen Opfer der Frauen und Alten und Kinder in der Heimat“, derer man mit „schwermütige[m] Respekt“ begegne. Doch: „[...] die übrigen Völker leiden und sterben ebenfalls und ebenso.“ Zur Beantwortung seiner Frage formuliert Andres eine zweite: „[...] wissen wir Deutsche eigentlich, was Tapferkeit ist?“ Klar ist für ihn was Tapferkeit nicht bedeutet: „Ein Fuchs, der sich den Schwanz abbeißt, um aus der Falle zu entweichen“ oder „ein Schäferhund, der sich einem Rudel Wölfe entgegenstellt und auf der Stelle bleibt“.

Tapferkeit hat für Andres nicht ursächlich etwas mit Kampf oder Selbstaufopferung zu tun, mit dem Befolgen oder nicht Befolgen von Befehlen. Tapferkeit entsteht für ihn allein durch die Dimension des Menschlichen, d.h. durch das Gewissen. Doch gerade das Gewissen der Deutschen hat Hitler ausgeschaltet oder sollte man sagen übernommen? „Führerbefehl“ ist wohl ein Schlagwort, das den Deutschen überaus bekannt vorkommt und das er in seiner Ansprache ganz gezielt mit Ausrufezeichen setzt: „Führerbefehl!, und da zucken diese Helden vom General bis zum einfachen Grenadier zusammen, der Führerbefehl fällt in sie wie ein Groschen in den Automaten, und der Mechanismus läuft ab.“ Als Beispiel erzählt er die Geschichte von einem wehrlosen 18-jährigen Jungen, der von deutschen

Soldaten erschossen wurde, ebenso wie seine Mutter, die ihn schützen wollte. Das alles geschah nur aus einem einzigen Grund: der Befehl verlangte es so. „Henker im Dienst“ bemerkt Andres sarkastisch. Tapferkeit dagegen beweisen jene Soldaten, die es wagen, sich diesen sinnlosen und menschenverachtenden Befehlen zu widersetzen und sich damit des „Ungehorsams“ und „grober Pflichtverletzung“ schuldig zu machen.

Die Deutschen sollen nicht auf die äußeren Zeichen für scheinbare Tapferkeit wie Orden, Abzeichen und Ritterkreuze schauen. Im Gegenteil: „[...] [die Orden] dokumentieren nur das Eine: daß du bis zur Stunde ein Werkzeug in Hitlers Hand warst.“ Wer tapfer war und wer nicht, wird sich, da ist sich Andres sicher, erweisen, sobald der Krieg zu Ende ist, und dann wird man die wirklich Tapferen finden: „in den Strafkompangien, in den Listen der Hingerichteten, in den Zuchthäusern und im Ausland [...] Ritterkreuzträger scheiden aus!“ Dabei trägt jeder Einzelne die Verantwortung für sein Tun und muss sich fragen lassen, ob er mitmarschierte oder aus der Reihe trat, ob er willenlos Befehle ausführte oder sich dem unsinnigen Morden widersetzte, ob er tapfer war oder feige und ob er „mitgetan [hat], den deutschen Namen vor aller Welt verhaßt zu machen, so verhaßt, daß noch deine Kinder daran zu tragen haben“.

Die Ansprache wird mit einem mahnenden Appell geschlossen: „Es wäre an der Zeit, sich das zu überlegen, noch in letzter Stunde – denn Tapferkeit kann wohl verspätet kommen, aber doch nie eigentlich zu spät.“

## **Teil II**

Auch in der zweiten Ansprache bedient sich Andres des schon im ersten Teil gebrauchten kumpelhaften Tones. So versucht er, indem er sofort einen vertraulich – freundschaftlichen Anfang wählt, die Zuhörer auf seine Seite zu ziehen bzw. ihnen deutlich zu zeigen, auf wessen Seite er steht: nämlich auf der der Deutschen, die unter Hitler leiden und ein Ende des Krieges herbeisehnen. Es ist die Perspektive der kleinen Leute, die er annimmt, wenn er mit den folgenden Worten seine Rede beginnt:

„Lieber deutscher Hörer, da bin ich wieder mit einer Frage! Fragensteller sind manchmal lästige Menschen, aber – du gehörst doch gewiß selber zu dieser Gattung – heute platzt man doch förmlich vor Fragen – und die eine, mit der ich hier zu dir komme, hast du dir wohl selber schon gestellt, nämlich: was denkt sich eigentlich der deutsche General!“

Geschick wählt er als Beispiel General Ludendorff, von dem er annehmen konnte, dass er allen Deutschen ein Begriff ist. Ludendorff hatte sich seinerzeit im 1. Weltkrieg großen Ruhm erworben durch die Eroberung von Lüttich und den Sieg bei Tannenberg, doch er war es auch, der erst Ende September 1918 einen Waffenstillstand forderte, weil er bis zuletzt nicht einsehen wollte, dass der Krieg längst verloren war und seine Truppen auf verlorenem Posten kämpften. Und so stellt Andres nun, im Juni 1944, die Frage, was im Kopf dieses berühmten und mit großer militärischer Sachkenntnis ausgestatteten Generals wohl vor sich gegangen sein mag, als er die Soldaten immer weiter zum Durchhalten aufrief – wider besseres Wissen.

Andres konnte davon ausgehen, dass allen seinen Zuhörern diese historischen Ereignisse deutlich vor Augen standen. Und so kann er sich, ohne weitere konkrete Namen aus den Reihen der amtierenden Generäle zu nennen, mit denen seine Zuhörer vielleicht im Einzelnen sogar sympathisierten „diese höchst disziplinlose Frage“ stellen:

„Und was denken sich [...] unsre Ludendorffs von heute, nun, da die Erkenntnis Allgemeingut aller Deutschen geworden ist, soweit sie nicht Ober-Nazis oder Oberidioten sind – Was denken, so lautet die Kardinalfrage, unsre heutigen Generäle, jene Männer also, die zusehen, wie täglich an allen Fronten und in der Heimat nicht minder Menschen – Männer, Frauen und Kinder sterben und verstümmelt werden, was denken sie sich?“

Er ist sich sicher, dass die meisten deutschen Generäle in vertrauter Runde längst über die unabwendbare Niederlage sprechen, aber sie ziehen daraus keine Konsequenzen. Sarkastisch bemerkt er:

„Ja, diese Leute [die Generäle] sind physiologische Wundertiere. Es wird sich nämlich herausstellen, daß diese Art von Generälen mit dem Großhirn ihre persönlichen Gedanken dachten, und im Kleinhirn ohne Zusammenhang mit den persönlichen Erkenntnissen Hitlers Befehle vollführten. Zu dieser Vermutung muß man unbedingt kommen, will man nicht diesen tüchtigen Feldherren menschlich zu nahe treten und einfach annehmen, daß sie feige und unentschlossen ihrem besseren Wissen zum Trotz sich als Werkzeuge sinnlosen Mordens in Hitlers Hand mißbrauchen ließen.“

Er vergleicht die Generäle mit einem Familienvater, der auch noch den Eherring der Frau und den Schmuck der Tochter versetzt, nur um seinen Ruin um zwei Wochen hinauszuzögern. Und so vermutet er, dass es auch „Hitler und seinem Verbrecherstab“ nur um eine Verlängerung ihrer Galgenfrist geht. Doch was ist mit den Generälen? Wieder unterscheidet er, wie schon im ersten Teil, in dem er zwischen Nazi-Soldaten und den anderen unterschied, zwischen Nazi-Generälen und den übrigen, „die in einer sauberen deutschen Familientradition aufwuchsen und nach einem peinlich genauen Kodex von Ehrbegriffen leben?!“ Diese Äußerung legt die Vermutung nahe, dass er die Ansprache vor dem 20. Juli 1944, also vor dem Attentat auf Hitler schrieb, denn es findet sich keinerlei Hinweis auf dieses Ereignis, obwohl es ihn in seiner Auffassung stärken müsste, dass es auch unter den deutschen Generälen noch verantwortungsbewusst denkende Menschen gibt. Der Kreis der Attentäter setzte sich doch genau aus diesen von Andres genannten Männern zusammen, die die Hitlersche Kriegsführung nicht mehr mit ihrem Gewissen vereinbaren konnten.

So fordert Andres seine Zuhörer nun auf, Lehren aus dem Verlauf des ersten Weltkrieges zu ziehen, denn es wird „kein Wunder [...] geschehen, nicht heute und nicht übers Jahr“. Dass Generäle sich wieder auf ihre „soldatische Ehre“ berufen könnten, ist aus den Erfahrungen nach dem letzten Weltkrieg zu erwarten, und auch darauf hat er eine eindeutige Antwort:

„[...] es ist ehrlos, andere wegen seiner eigenen Ehrauffassung hinzuschlachten! Und der Ehre des deutschen Volkes ist genug getan, vollauf genug! [...] Und überdies: die Ehre des deutschen Volkes und die seiner Generäle, lieber deutscher Hörer, du weißt, das sind gar verschiedene Sachen!“

Auch das Ende der Rede lässt darauf schließen, dass Andres noch nichts von dem Attentat auf Hitler weiß, wenn er vermutet, die Generäle würden nach dem Krieg behaupten, sie hätten den Krieg einfach nicht stoppen können:

„Und das wird die größte Lüge sein! Nicht zu schwach, – zu feige waren sie, es fehlte ihnen, den an Befehle gewöhnten Hirnen, einfach der Mut, sich selber einen Befehl zu erteilen, den einzigen, den es zur Stunde gibt: das Ganze kehrt!

Aber vielleicht erwächst doch noch im letzten Augenblick, wenn auch

schon viel zu spät, aus der Reihe der Generäle der Eine, dessen Name dann in die Geschichte eingehen wird, der Eine, der es wagt, zu sehen, wo der wirkliche Feind Deutschlands steht und der daraus seine unerschütterlichen Folgerungen zieht.

Kommt dieser Mann aber nicht, dann wird der deutsche Offiziersstand mit Schande bedeckt vom Schauplatz dieses Krieges abtreten.“

Zum Zeitpunkt der Ansprache bleibt Andres somit als Antwort auf seine Frage, was der deutsche General im Juni des Jahres 1944 denkt, nur eine Möglichkeit: „nichts dachte er, nichts, das seinem Volk nützte, er dachte an Hitler, an seine Offiziersehre, an seine Pension und überhaupt – er dachte an sich selber – und an sonst nichts auf der Welt!“

Tatsächlich fand sich mit Oberst Claus Graf Schenk von Stauffenberg genau der „Eine, dessen Name in die Geschichte“ eingegangen ist. Er gehörte zum Kreis der Offiziere, die Hitler aufhalten wollten und die erkannt hatten, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen, die Weiterführung des Krieges nur das Leid aller daran beteiligten Völker erhöhen würde und die daraus sehr wohl persönliche Konsequenzen gezogen hatten. Die Rache des Regimes war furchtbar und der Krieg noch lange nicht vorbei.

Andres hat die Hintergründe des Attentats anlässlich einer Rede zum 20. Juli 1966 genauer beleuchtet. Eine Betrachtung dieser Rede findet sich in dem Kapitel „1966: Der 20. Juli, Tat und Testament“.



### 3. Deutschlandbericht 1948

Der „Deutschlandbericht 1948“ liegt als gedruckte Version vor in dem Band „Stefan Andres: Der Dichter in dieser Zeit“ (München 1974), S. 64-72. Dort findet sich der Hinweis, es handele sich um ein „Funkmanuskript, gesendet im SWF“.<sup>111</sup>

Als äußere Form wählt Andres für diese Ansprache die Briefform. In den Jahren unmittelbar nach dem Krieg hatte er eine Reihe mehr oder minder fiktiver Briefe an verschiedene Personen geschrieben und sich darin mit dem Verhältnis des Einzelnen zum Nationalsozialismus auseinandergesetzt. Kein Brief ist datiert, nur der als Vorwort fungierende erste Brief enthält am Ende den Hinweis, er sei am 12. April 1946 geschrieben worden.<sup>112</sup> Wie aus den Texten hervorgeht, war von Anfang an eine Veröffentlichung in Buchform geplant. Der erste Brief beginnt mit den Worten:

„Lieber Karl, damit Du Dich nicht verwunderst über diesen Brief, will ich Dir gleich am Anfang erklären, daß er in einem Buch stehen soll zusammen mit den Briefen an andere und ganz verschiedene Menschen. Ich habe da einen Versuch unternommen, auf diese gar nicht einmal sehr originelle Weise zum ‚deutschen Problem‘ eine knappe und summarische Stellung zu nehmen, einfach weil es mich drängte.“<sup>113</sup>

Doch erst 1977, sieben Jahre nach Andres' Tod, erschienen die Briefe unter dem Titel „Lieber Freund, lieber Denunziant“. In einem Brief, dem die Anrede fehlt, erklärt der Autor, weshalb er sich dieser Textform bedient:

„Nun wird es doch ein Brief und kein Essay,<sup>114</sup> wiewohl ich schon alles, in dieser Form für Sie fertig gemacht, vor mir liegen habe. Aber was ich darin zur Situation der Zeit, wie ein Hinausgegangener es empfindet, gesagt habe, erscheint mir beim Durchlesen wegen der darin angestrebten Objektivität kalt und auf eine besondere Weise unwahr. [...] Außerdem: ich habe, einen Brief schreibend, das – wenn auch eingebildete – Gefühl, nur zu einem Einzigem zu sprechen, und das gibt den Gedanken, zumal den intimeren, etwas von Geborgenheit. Überhaupt halte ich den Weg

---

<sup>111</sup> Alle folgenden, nicht gesondert gekennzeichneten Zitate sind diesem Band entnommen.

<sup>112</sup> Vgl. Stefan Andres: Lieber Freund, lieber Denunziant. Briefe. München, Zürich 1977, S. 18.

<sup>113</sup> Vgl. ebenda, S. 5.

<sup>114</sup> Bei Wilhelm Große, der drei Jahre nach der Erstveröffentlichung der Briefe diesen Brief nochmals abdruckt, findet sich an dieser Stelle der Einschub „geehrter Herausgeber“. Vgl. Wilhelm Große: Stefan Andres. Trier 1980, S. 48.

zum Einzelnen für den stabilsten und am tiefsten in den fremden Bereich eindringenden: das ist unmodern, ich weiß es, aber unmodern bin ich notgedrungen, da ich nunmehr zehn Jahre lang aufs Meer starre [...].“<sup>115</sup>

Auch wenn genaue Datierungen fehlen, lässt sich vermuten, dass alle Briefe vor seiner Rückkehr nach Deutschland, also vor 1948, geschrieben wurden. Der hier besprochene „Deutschlandbericht 1948“ ist in dem Sammelband nicht enthalten. Er bildet gewissermaßen eine Fortsetzung der früheren Briefe, denn Andres schreibt hier aus einer neuen Perspektive, nämlich unmittelbar nach seiner Rückkehr von einer Vortragsreise durch Deutschland: „Mein lieber B., einige Tage nach meiner Rückkehr aus Deutschland kam hier in Positano Ihr Brief an.“

Scheinbar handelt es sich um einen Antwortbrief für einen Freund, der vor Jahren nach Südafrika („Johannesburg“ wird explizit genannt) ausgewandert ist und nun darüber nachdenkt, nach Europa, vielleicht sogar nach Deutschland heimzukehren.

Hinter dem Angesprochenen könnte man leicht Andres' Alter Ego vermuten: Ein Mann, der Deutschland aus „Fernweh, aus dem Drang nach Weite und Welterleben“ verließ, nicht jedoch aus „politischen oder rassischen Gründen emigrieren“ musste, denkt nun, im Jahre 1948, über eine Rückkehr nach Deutschland nach, obwohl es ihm in der Fremde keineswegs schlecht ergangen ist. Sicherlich hat Andres selber keinen „afrikanischen Wohlstand“ erreicht, auch kann man nicht davon reden, er wolle sich den „Goldstaub“ abschütteln, und das angegebene Alter ist eher ein Näherungswert; der Brief richtet sich an einen „fast Fünfzigjährigen“, Andres selber war damals 42. Dennoch ist unschwer der Autor selber hinter dieser Figur zu erkennen, die von der „geradezu nackten Sehnsucht nach dem Land des Herkommens“ gepackt ist.

1948 hatte er seine, nach zehn Jahren im Ausland, erste Reise nach Deutschland unternommen und kann nun auf seine gerade gemachten Erfahrungen und das neu gewonnene Bild von Deutschland zurückgreifen.

Er gibt zu bedenken, dass „von hundert Europäern sicher am liebsten fünfzig dem alten Kontinent den Rücken kehrten, um irgendwo sonst – und wärs in Feuerland – neu anzufangen“. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Andres selber sich nicht nur im Unklaren war, ob er endgültig

---

<sup>115</sup> Vgl. Stefan Andres: Lieber Freund, lieber Denunziant, S. 139.

nach Deutschland zurückkehren sollte oder nicht, sondern auch die Möglichkeit erwog, vor allem in rechtlicher und finanzieller Hinsicht, in die USA auszuwandern. Doch letztlich, so konstatiert er in seinem „Brief“, gehe es im Leben nicht nur um „materielle und bürgerliche Sicherheit“. Für „beängstigend“ hält er es, dass „weitaus die meisten Menschen sozusagen als Angestellte im Versicherungswesen der eigenen Person und der eigenen Familie schwitzen.“

Der Begriff der „Sicherheit“ ist ein erstes großes Stichwort, das Andres in diesem Text aufgreift. Er bezieht sich dabei offensichtlich auf die umstrittenen Entnazifizierungsverfahren der Alliierten. Dabei ist sein erster Eindruck von Deutschland zunächst positiver Art: Trotz der inneren und äußeren Unsicherheit Deutschlands wirkt das Land auf ihn „weniger bedrückend und die Hoffnung lähmend als jenes frühere gestiefelte und gespornte Reich“. Die „satanische Litanei“ ist verstummt, und „über den niedergemähten Städten und über der von den apokalyptischen Rossen zertrampelten Hoffnungssaat eines politisch unreifen und kläglich verführten Volkes hängen nun bei Tag und Nacht die stechenden, blanken Prüfungsfragen wie Schwerter“. Wiewohl er die „großen und unerbittlichen Examinatoren, [die] [...] aus dem furchtbaren Troß des Krieges hervortraten, aus tiefstem Herzen begrüßt“, gehört Andres doch auch zu denjenigen, die die Entnazifizierung, zumal in der vor allem von den Amerikanern eingeschlagenen Weise, für fragwürdig, ja sogar sinnlos erachten. 1948 äußerte sich beispielsweise auch Martin Niemöller, Kirchenpräsident der evangelischen Kirche von Hessen-Nassau, kritisch zum Entnazifizierungsverfahren der Amerikaner. Dieses Verfahren bilde lediglich Keimzellen für Denunziantentum, Sippenhaft und soziales Elend aus, ohne dass dabei der Nationalsozialismus mit gesetzlichen Mitteln beseitigt würde. In ähnlicher Weise äußerte sich auch Theophil Wurm, der erste Vorsitzende des Rates der EKD, der die fehlende Rechtsstaatlichkeit des Verfahrens beklagte. Obwohl Andres diese Ansichten sicherlich geteilt hat, zielen seine Überlegungen nicht so sehr auf das konkrete Verfahren, sondern auf die damit einhergehenden Vorstellungen von Schuld und Sühne. Zunächst einmal glaubt er, dass der Mensch, „der diesen Gattungsnamen einigermaßen zu Recht trägt“ – hier scheint bereits, der in späteren Reden noch genauer zutage tretende vorsichtige und genaue Umgang mit dem Begriff „Mensch“ auf – dass dieser Mensch, wenn er „von den bösen

Umständen und den Mächten der Vernichtung auf solche Weise befragt und bis an den Existenzrand gedrückt wird“ mit den „prüfenden Mächten“ und mit sich selbst in Zwiesprache treten wird und sein Gewissen auf diese Weise erforschen und wohl auch darlegen wird. Was indessen für den Einzelnen gilt, gilt aber keineswegs für eine Gruppe oder gar ein ganzes Volk. Zwar gäbe es, so Andres, eine „Gemeinschaftlichkeit im Emotionellen“, es werde durchaus gemeinsam gesiegt, gekämpft, gestorben, Leid erfahren, auch getragen, aber wenn es um die Auseinsetzung mit dem eigenen Gewissen geht, kann dies nur noch durch den Einzelnen getragen werden, aber nicht mehr in der Gemeinschaft, und: „sobald aber über ein Volk die Gethsemanestunde hereinbricht, flieht die Herde auseinander. [...] nie wird in Gemeinschaft Blut geschwitzt.“ Aus diesem Grund kann es kein gemeinsames Schuldbekenntnis der Deutschen geben, auch wenn dies von manchen Seiten, auch von einigen Deutschen, gewünscht wird und seien die Motive dafür auch noch so ehrlich. Hier zeigt sich deutlich ein Zusammenhang mit den oben genannten Briefen an Freunde und Denunzianten: jeder hat sich in der dunklen Zeit des Dritten Reiches anders verhalten, jeder muss nun einen anderen Weg finden, sich mit seiner und mit der deutschen Vergangenheit auseinanderzusetzen. Eine Lösung für alle ist nicht möglich, weshalb Andres insgesamt 14 Briefe verfasste, wo eventuell auch ein umfassendes Essay denkbar gewesen wäre. Während er die Forderung nach einem „gemeinsamen Sündenbekenntnis“ der Deutschen noch für ein „unbegreifliche[s] Verkennen der Grenzen des Möglichen“ hält, gilt seine harte Kritik den Motiven der Alliierten. Es sei ihnen gar nicht „ernstlich um die Niederwerfung des Widermenschlichen gegangen“, sondern um „die Demütigung Deutschlands und seine Verstümmelung, um es als wirtschaftlichen Konkurrenten für immer zu erledigen“. Die Alliierten seien, so habe er selber beobachten können, wahrlich als „Besetzer“ aufgetreten. In dem Glauben, dass es „bessere und schlechtere Völker“ gebe und man Menschen nach Gruppen aufteilen und bewegen könne, „behandelten sie die Deutschen lange Zeit [...] wie ein unterschiedsloses, ganzheitliches Gemisch aus reuelosen Verbrechern“. Mit dieser Einschätzung stand er seinerzeit keineswegs allein, und seine Beobachtungen und Schlüsse lassen sich leicht nachvollziehen. Dass es hier um ein grundsätzliches Problem des Umgangs von Siegermächten mit den besiegten Völkern geht, wird aktuell wieder deutlich, wenn man die

folgenden Sätze auf die heutige Situation im Irak oder in Afghanistan bezieht:

„Die Sieger entsprachen ihren eigenen lockenden Radiostimmen, ihren menschlich vornehmen Deklarationen und gerechten Manifesten keineswegs, da sie als Besetzer auftraten. Das meiste, was sie über Menschenwürde, Freiheit und Demokratie geäußert hatten, erschien nur als hohler, selbstgerechter Virtuisimus, den wir kurze Zeit zuvor aus dem Mund der faschistischen Diktatoren bis zum Ekel kennengelernt hatten.“

Wichtiger als ein allgemeines Lamento über den Umgang der Besatzer mit der Bevölkerung ist für Andres allerdings der Blick in die Zukunft: welche Konsequenzen ergeben sich daraus für das deutsche Volk bis hin zu der Frage, welche Staatsform für Deutschland die angemessene sein könnte. Seine Hoffnung richtet er auf einige, die er die „Schar der Erschütterten“ nennt, die Schar der „nachdenklich Gewordenen, der Befragten und um Antwort ringenden Menschen“. Diese sehen mit offenen Augen die vielen großen Nöte in Deutschland. Doch auf sie wartet, „eine besondere Gnade“. Jeder Mensch, so erläutert er weiter, kann sich irgendwann als „Beschenkte[r]“ erfahren, und sich dessen bewusst zu werden, sei bereits eine Gnade, ebenso wie die Fähigkeit zum Danken, denn jeder kennt auch die Momente, in denen er nichts mehr erkennen kann, wofür noch zu danken ist. Anstatt sich aber vom „blinden Lebensdrang“ davon tragen zu lassen, sollte der Mensch, da, wo er nichts erkennen kann, warten und schweigen:

„Wen die Gnade so in Geduld und Schweigen hält, den führt sie eines Tages auch dazu, das Grauen dieser Welt, den Blick in die unterste Hölle, wie wir ihn getan haben, als ebenso wirklich zu erleben wie ihn, im gleichen Atemzug, als Schein zu entlarven: ‚Peribit enim totum quod non est ex Deo ortum.‘“

Zu dieser Erkenntnis zu gelangen, sei heute „das Hauptwerk eines jeden, der inmitten der totalen Unsicherheit unserer Tage seine Menschheit und Menschlichkeit bewahren will.“ So wie der Einzelne als Mensch vor seinem Gott steht und sich dieser von Andres so genannten „Gnade“ bewusst werden kann, so kann er auch nur als Einzelner sein Gewissen erforschen, prüfen und sich seiner persönlichen Verantwortung stellen. „Menschheit“ ist in seinem Sinne keine anonyme, lenkbare Masse, sondern

besteht aus vielen Einzelnen, die sich ihrer Verantwortung für das Ganze bewusst sind.

Hier unterbricht Andres seinen Gedankengang, spricht den Adressaten erneut an: „Verzeihen Sie, lieber B., wenn ich Sie über meinen Gedanken ein wenig vergaß, aber es kam mir gerade so.“ Er nutzt diese bewusst herbei geführte Unterbrechung, um auf ein weiteres, an die vorher geäußerten Gedanken anknüpfendes Thema zu sprechen zu kommen, das ihm bedeutsam erscheint. Es geht um die Frage, wie ein zukünftiger deutscher Staat zu organisieren ist. Als rhetorischen Kunstgriff nutzt Andres hier den Begriff „Sozialismus“, den er scheinbar aus dem Brief seines Freundes B. übernommen hat. Er stellt zunächst fest, dass die „tausend Mißverständnisse um dieses Wort (wie auch um viele andere, etwa: Freiheit, Demokratie, Gerechtigkeit usw.)“ die „heillose Uneinigkeit im Denken des heutigen Abendlandes beweisen“. „Man scheut sich fast [...] einfach als Mensch Stellung zu nehmen.“ Zur Veranschaulichung greift er auf eine Geschichte aus dem „Frühling und Herbst des Lübuwe“ zurück: Vor dem Schloss wächst eine Ähre mit einem mächtig dicken Halm. Dies wird als Vorbote für Glück gedeutet. Tang, der Herrscher, erkennt jedoch, dass das Glück sich nur einstellen wird, wenn man auch entsprechend handelt. Er richtet sich danach und tut viel Gutes. Als Lehre ergibt sich: „das Unglück ist’s, worauf das Glück sich stützt, das Glück ist es, worauf das Unglück lauert“<sup>116</sup>.

Soviel Weisheit kann Andres sich nur in „Märchenzeiten“ vorstellen. Tatsächlich hätte es von jeher lediglich zwei Herrschaftsformen gegeben: die Diktatur des „Einzel-Tyrannen (der entweder ein Absolutist oder ein Ideologe oder beides war)“ oder die Diktatur „der Mehrheits-Tyrannie, die in dem gefährlichen Wahn lebt, daß die Wahrheit bei der Summe, bei der Menge sei“. Doch auch hier gilt, dass die Masse „von Emotionen getragen [wird], die sie selber nie zu kontrollieren vermag“. Was also ist zu tun? „Die Macht dieser beiden Diktaturen (auch der ‚Demokratie‘) [muss] ge-

---

<sup>116</sup> Diese Geschichte stammt aus „Frühling und Herbst des Lü Bu We“ aus dem Buch VI, Gi Hia Gi, Aufzeichnungen des letzten Sommermonats, aus dem 4. Kapitel: Die Grundlagen der Musik. Dschi Yüo. Die Originalversion dieses Buches, aus der Andres offensichtlich wörtlich zitiert, erschien 1928 bei Eugen Diederichs in Jena. Ein Nachdruck des Werkes erschien 2006 unter dem Titel „Das Weisheitsbuch der alten Chinesen. Frühling und Herbst des Lü Bu We. Lü Schi Tschun Tsiu“, Köln. Dort findet sich der zitierte Text auf S. 93.

brochen werden.“ Der Staat muss sich durch eine geistige Elite allmählich wandeln. Überdeutlich wird hier das antike Fundament der Andresschen Philosophie. Ausdrücklich nennt er die „Polis“ als angestrebte Form. Die Polis als „berührbares und überschaubares Ordnungsgerüst“. Für ihn ist der „sozialistische Staat“ ein „Organismus aus sich freiwillig zusammenschließenden Gemeinden“. Hier hat der Mensch seine Basis, und indem er sich für seine Gemeinde einsetzt, ist er gleichzeitig Teilhaber an einem aus Menschen gebildeten Staat, der nicht als von oben kommende Ordnungsmacht auftritt, sondern sich aus dem Einzelnen konstituiert. „Sozialismus“ hat für ihn, wenn überhaupt, nur in zweiter Linie eine ökonomische Komponente: „Wer über Sozialismus etwas sagen will und mit dem Ökonomischen beginnt, versteht ganz im Allgemeinen nichts von der Sache; und wenn er’s heute sagt, versteht er nichts von unserer Zeit, 1948.“ Andres ist davon überzeugt, dass die Deutschen, denen nach dem verheerenden Krieg keine nennbaren Reichtümer mehr geblieben sind, nie wieder so reich werden können, dass „Besitz ein soziales Problem für die andern werden könnte“. Hier irrt er in seiner Einschätzung, denn auch 1948 gab es noch – oder wieder – bedeutende Unterschiede zwischen den Deutschen, die sich im Laufe der nächsten Jahre, zumal mit dem beginnenden Wirtschaftswunder schnell und deutlich verschärften. Doch auch hierauf hat er bereits eine Antwort parat: „selbst der ganze verwirklichte Sozialismus ist noch lange kein Paradies, ebensowenig wie dieses ein Schlaraffia“. Das heißt, dass es auch im Sozialismus „einige Millionäre gäbe und einige Pechvögel, Unbegabte und abgerissene Liederjahne“. Wie aber sieht für ihn der „verwirklichte Sozialismus“ aus? Es handelt sich um eine Polis, in der der Einzelmensch vor der Gruppe, die Gruppe aber auch vor dem Verbrecher geschützt ist. Eine Polis, in der auf der Grundlage der Toleranz der innere und äußere Frieden erhalten werden kann und in der jeder seinen gerechten Lohn erhält. Zudem muss es unabdingbar eine funktionierende, hierarchische Ordnung geben, da ohne diese keine menschenwürdige Gemeinschaft existieren kann.

Andres’ Hoffnung für Deutschland beruht darauf, dass durch den „Sturz in die allgemeine Unsicherheit“ gerade die „besten“ Deutschen, und er setzt das Wort „aristoi!“ in Klammern dazu, den richtigen Weg finden, diese Polis zu verwirklichen. Aber er sieht auch die Gefahr, dass gerade diese Deutschen sich „vom politischen Leben vereckelt in ihr humanistisches Ge-

bäude zurückziehen und beim Neubau Deutschlands wieder einmal alles den Fachleuten überlassen, den Parteipolitikern und Bürokraten.“

Die Idee von der Errichtung einer „Polis“ muss sicherlich auch im Zusammenhang mit Andres' Überlegung gesehen werden, in Deutschland, namentlich zunächst in Bayern, wieder eine Monarchie zu errichten. Dorothee Andres berichtete darüber<sup>117</sup>, dass Andres die Bekanntschaft mit Rupprecht von Bayern und dessen Sohn Heinrich gemacht hatte. Während er Prinz Heinrich in Rom persönlich kennenlernte, pflegte er mit Rupprecht von Bayern einen regen Briefwechsel, da der Kronprinz die Werke Andres' mit großem Interesse las. Rupprecht von Bayern (1869-1955) war der letzte bayrische Kronprinz und verlor 1918 seinen Thronanspruch. Er war ein entschiedener Gegner des Nationalsozialismus und ging – wie Andres – ins italienische Exil, wo er 1944 nur knapp einer Verhaftung entging. Seine Frau und seine Kinder dagegen überlebten die Konzentrationslager Dachau und Flossenbürg. Andres hielt ihn für einen geeigneten Monarchen, der Deutschland im Sinne eines „aristoi“ führen könnte. Wie Erschens in seinem aufschlussreichen Aufsatz über „Stefan Andres und seinen Traum von der Monarchie als Ordnungsprinzip“<sup>118</sup> erläutert, war Andres unmittelbar nach Kriegsende in Rom auf einen Kreis bayrischer Monarchisten gestoßen. Für Andres gab es dabei zwischen seiner Idee von einem sozialistischen Staat und seiner, nach der Begegnung mit Prinz Heinrich entwickelten, Idee einer neuen deutschen Monarchie keinen Widerspruch. Es war lediglich die unterschiedliche Ausformung ein und derselben Vorstellung und Überzeugung. Erschens erklärt dazu:

„Andres' Monarchie ist der kleine überschaubare, hierarchisch gegliederte Staat, von ‚königlichen Menschen‘ geführt, ein Staat, in dem das Individuum sich frei entfalten kann, jeder nach ‚seinem Verdienst‘ entlohnt wird, der ‚humane Sozialismus‘ verwirklicht ist, die Gegensätze der Parteien in der Gestalt des Monarchen paralyisiert werden, ein Staat, in dem der ‚feste Wille zur Solidität, zur Mitte, zur Ausgeglichenheit‘ herrscht, ein Staat, der eine ‚neue Stetigkeit in den Fluß des politischen

---

<sup>117</sup> Die Aussagen von Dorothee Andres entstammen dem Gedächtnisprotokoll eines Gesprächs mit ihr in Rom am 1. November 1998.

<sup>118</sup> Vgl. Hermann Erschens: Stefan Andres und sein Traum von der Monarchie als Ordnungsprinzip. In: MStAG VI / 1985, S. 28-41.



Lebens‘ bringt und der ‚vor allem: Würde, Farbe und ein wenig Glanz über die müde und traurige Zeit‘ ausbreitet.“<sup>119</sup>

Anhand zahlreicher Briefe lässt sich belegen, dass für Andres – wie die Überschrift zu Erschens’ Artikel bereits zeigt – die Errichtung einer Monarchie auf deutschem Boden tatsächlich nur ein Traum war und er selber nie ernsthaft an eine Umsetzung geglaubt hat.<sup>120</sup> Dennoch nimmt er für sein öffentliches Bekenntnis zur monarchistischen Idee persönliche Nachteile in Kauf. Erschens verweist darauf, dass der Leiter des Deutschen Büros in Rom, Dr. Nix, ihn bei der römischen Quästur als „Störenfried“ und „Hetzredner“ anzeigte.<sup>121</sup> Zudem wurde seine Einreise nach Deutschland von den Engländern wegen der von ihm geäußerten Sympathien für eine Wiedererrichtung der Monarchie deutlich erschwert, wie Dorothee Andres sich noch lebhaft erinnern konnte. Monatlang verzögerte sich deshalb die Ausstellung einer Einreisegenehmigung.

---

<sup>119</sup> Vgl. ebenda, S. 33.

<sup>120</sup> Vgl. dazu: ebenda, S. 28-41.

<sup>121</sup> Vgl. ebenda, S. 33.

#### 4. 1952, Berlin: „Es gibt Untaten, über welche kein Gras wächst!“

Stefan Andres hielt diese Rede am 17. Februar 1952 im Titania-Palast in Berlin-Steglitz anlässlich einer Kundgebung „Versöhnung mit den Juden“ auf Einladung des „Kongresses für kulturelle Freiheit“ (Andres war Mitglied des Deutschen Exekutivkomitees) und der „Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“<sup>122</sup> zu der 2000 Zuhörer erschienen. Seine Vorredner waren Willy Brandt, als Mitglied des Bundestages, Dr. Joachim Tiberius, der für den Berliner Senat sprach, und Erich Lüth, der über den Stand seiner Aktionen „Friede mit Israel“ und „Unsere Ölbaumspende“ berichtete.<sup>123</sup> Die Rede wurde abgedruckt in der Broschüre „Wider den Antisemitismus: Theodor Heuss, Rudolf Hagelstange, Willy Brandt, Erich Lüth, Stefan Andres“, erschienen als Sonderdruck der Stadt Darmstadt 1953, S. 24-29. Erich Lüth erwähnt in seinen Erinnerungen, dass diese Schrift „in über hunderttausend Exemplaren“ gedruckt und u.a. an Schulen verteilt wurde.<sup>124</sup> Nachgedruckt wurde die Rede in den *Mitteilungen der Stefan-Andres-Gesellschaft XIV/1993*, S. 9-13<sup>125</sup>.

#### Zum Hintergrund der Rede

In dieser Rede nimmt Andres direkten Bezug auf die Aktivitäten von Erich Lüth in Zusammenhang mit seiner Aktion „Friede mit Israel“ und seinem Aufruf zur Ölbaumspende, weshalb hier in Kürze der Hintergrund dieser Vorgänge erläutert werden soll.<sup>126</sup>

Bereits kurz nach Kriegsende gab es von israelischer Seite die Forderung nach Entschädigung an Deutschland. Die deutsche Bevölkerung und auch die später gewählte deutsche Regierung war jedoch in den unmittelbaren

---

<sup>122</sup> Vgl. *Wider den Antisemitismus: Theodor Heuss, Rudolf Hagelstange, Willy Brandt, Erich Lüth, Stefan Andres*. Hg. vom Kongreß für kulturelle Freiheit – Deutscher Ausschuß. Sonderdruck der Stadt Darmstadt 1953, S. 15.

<sup>123</sup> Vgl. Erich Lüth: *Die Friedensbitte an Israel 1951. Eine Hamburger Initiative*. Hamburg 1976, S. 55.

<sup>124</sup> Vgl. ebenda.

<sup>125</sup> Soweit nicht anders gekennzeichnet stammen alle Redezitate aus dieser Quelle.

<sup>126</sup> Die Erläuterungen sind im Wesentlichen entnommen aus den Erinnerungen von Erich Lüth, die 1976 unter dem Titel „Die Friedensbitte an Israel 1951. Eine Hamburger Initiative“ im Hans Christians Verlag in Hamburg erschienen sind. Die Zahlen in Klammern verweisen auf die jeweiligen Seitenzahlen in diesem Band.

Nachkriegsjahren mit dem alltäglichen Kampf gegen den Hunger (9f.) und mit dem Wiederaufbau der Städte und der Wirtschaft beschäftigt, so dass eine Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit oder eine Diskussion über das Verhältnis zum Staat Israel und zu den Juden in aller Welt in der breiten Öffentlichkeit ausblieb. Lüth nennt für das Jahr 1951 zwei „wichtige Anstöße“, die ihn zu seiner „Friedensbitte“ veranlassten. Zum einen wirkte eine Analyse des deutsch-jüdischen Verhältnisses nach 1945 alarmierend auf Lüth und seinen Kreis. Diese Analyse stammte von Norbert Wollheim und stützte sich auf „zum Teil niederschmetternde Fakten“. (13) Den unmittelbaren Anlass bildete jedoch wohl eine außenpolitische Entwicklung: 47 Staaten erklärten sich 1951 bereit, den Kriegszustand mit der Bundesrepublik zu beenden. Israel mit seinem Ministerpräsidenten David Ben Gurion jedoch wandte sich gegen diese Aufhebung. In den deutschen Zeitungen war Ben Gurions Erklärung zu lesen. Er nannte als Grund für die Ablehnung die fehlenden konkreten Beweise für einen Gesinnungswandel der Deutschen. Dabei zielte seine Anklage nicht nur gegen das deutsche Volk, sondern nicht zuletzt auch gegen die deutsche Bundesregierung unter Konrad Adenauer. (13) Lüth verweist auf den Hintergrund dieser Offensive von Ben Gurion: Am 12. März 1951 hatte sich Israel mit einer Note an die vier Alliierten gewandt und eine Entschädigungsforderung von 1,5 Milliarden Dollar gestellt, die zu einem Drittel von der DDR und zu zwei Dritteln von der Bundesrepublik erbracht werden sollte. Die drei Westmächte hatten Israels Forderung für moralisch berechtigt angesehen, hielten jedoch eine Zwangsregelung ihrerseits für unklug und rieten zu direkten Verhandlungen mit der Bundesrepublik. Dem standen auf israelischer Seite „schwerwiegende psychologische Probleme entgegen“. (14), zumal die Forderung nach „Blutgeld“ (14) auch auf jüdischer Seite nicht unumstritten war. Noch bevor Ben Gurion Möglichkeiten gefunden hatte, sich mit der deutschen Seite ins Benehmen zu setzen, kam es zu der oben genannten Aufhebung des Kriegszustandes vonseiten der Staaten, die das „andere Deutschland“ wieder in die „Familie der Völker“ aufnehmen wollten. (15) Dies hielt die israelische Seite für voreilig, da ihrer Meinung nach vor einem derartigen Schritt eine Einigung über die jüdisch-israelischen Rechtsansprüche stehen müsste. Die deutsche Regierung und die Bundestagsfraktionen reagierten zunächst nicht auf die Äußerungen Ben Gurions.

Dieses Schweigen sei ihm und anderen Gleichgesinnten „unerträglich“ gewesen, schreibt Lüth in seinen Erinnerungen. (15) Ohne Rückhalt durch eine Organisation initiierte Lüth gemeinsam mit Rudolf Küstermeier am 31. August und 1. September die „Aktion Friede mit Israel“. Durch ihre Beziehungen als Journalisten gelang es ihnen, große Artikel in der *Neuen Zeitung* und im Berliner *Telegraf* zu platzieren. (15 ff.) Zudem gab es eine Sendung des Nordwestdeutschen Rundfunks, in der neben Küstermeier und Lüth selbst auch Norbert Wollheim zu Wort kam. (20) In seinem Artikel schrieb Lüth:

„Wir müssen ein Beispiel geben, das gleichzeitig ein Zeichen sein soll, ein Zeichen dafür, daß wir bereit sind, den Kampf gegen die Reste des Antisemitismus ebenso aufrichtig und leidenschaftlich zu führen, wie gegen jeden neuen Antisemitismus. Wir müssen mit innerer Selbstverständlichkeit die Bitte um Frieden, die wir an Israel richten, verknüpfen mit der Trauer um 6 Millionen schuldlose Opfer und mit dem Dank für das unabsehbar Gute, das die Juden im Dienste der Menschheit auch in Deutschland, geleistet haben. Diesen Dank dürfen wir nicht vergessen, denn auch damit tragen wir eine Schuld ab, die den Toten gegenüber besteht [...]. Von allen Kanzeln, Kathedern und Regierungsbänken Deutschlands sollte diese Bitte als Anruf an Israel und an die kleinste und verlorenste jüdische Restgemeinde in Deutschland hinausgehen. Im Namen der Menschlichkeit, des Rechts, zu dem wir zurückkehren wollen, und im Namen einer glücklicheren Zukunft.“ (115)

Eine Ergänzung der Aktion „Friede mit Israel“ war die mit einem Flugblatt am 22. Januar 1952 eingeleitete „Ölbaumspende“. (45) In dem Aufruf wird an die 6 Millionen getöteter Juden erinnert und darauf hingewiesen, dass die „überalterten Überlebenden [...] auch heute noch Not“ leiden. Es fehle an „Baumaterial, Krankenbetten und Maschinen“ sowie an Bäumen, um das Land aufzuforsten. Der Ölbaum als Symbol des Friedens solle zum „Symbol eines neuen Friedens zwischen dem deutschen und dem jüdischen Volk werden“. Die Kosten werden pro Stück auf 5 DM geschätzt. Die gesammelten Gelder sollen auch für andere notwendige Anschaffungen verwendet werden dürfen. Am Ende heißt es:

„Durch ihren Beitrag zur Ölbaumspende können alle Deutschen, die sich durch die an den Juden begangenen Greuelthaten Hitlers beschämt fühlten, von sich selber wie von den Verfolgten den Alldruck der Erinnerung an

eine furchtbare Vergangenheit lösen. [...] Helft unserer Ölbaumspende, damit böse Taten durch gute ersetzt werden.“ (47 f.)

Im Rückblick relativiert Lüth den Erfolg der Aktion: in Hamburg seien seinerzeit rund 44.000 DM gesammelt worden. Die organisatorischen Möglichkeiten reichten nicht weit genug, um auch große Spenden anzunehmen. Einen Überblick über den bundesweiten Ertrag der Aktion gibt es nicht, weil viele örtliche Initiativen ihr Geld direkt auf israelische Konten überwiesen. Es blieb alles in allem demnach eine eher symbolische Geste, die jedoch viele weitere Aktionen und Projekte nach sich zog, an denen Lüth und sein Kreis nicht mehr beteiligt waren. (48 f.)

Am 27. September 1951 gab Konrad Adenauer schließlich „seine Regierungserklärung zur jüdischen Frage ab“. (35) Darin heißt es u. a.:

„Die Bundesregierung und mit ihr die große Mehrheit des deutschen Volkes sind sich des unermeßlichen Leides bewußt, das in der Zeit des Nationalsozialismus über die Juden in Deutschland und in den besetzten Gebieten gebracht wurde. Das deutsche Volk hat in seiner überwiegenden Mehrheit die an den Juden begangenen Verbrechen verabscheut und hat sich an ihnen nicht beteiligt. [...] Im Namen des deutschen Volkes sind aber unsagbare Verbrechen begangen worden, die zur moralischen und materiellen Wiedergutmachung verpflichten [...] Die Bundesregierung ist bereit, gemeinsam mit Vertretern des Judentums und des Staates Israel [...] eine Lösung des materiellen Wiedergutmachungsproblems herbeizuführen, und damit den Weg zur seelischen Bereinigung unendlichen Leides zu erleichtern.“ (35 f.)

Im März 1952 wurden in Wassenaar (Holland) entsprechende Verhandlungen aufgenommen, und im September 1952 wurde in Luxemburg ein Wiedergutmachungsabkommen unterzeichnet, das der deutsche Bundestag am 18. März 1953 ratifizierte. Vereinbart wurden Warenlieferungen an Israel in einem Umfang von 3,45 Milliarden DM über einen Zeitraum von zwölf Jahren. (37)

Neben diesen außenpolitischen Vorgängen bestimmt u.a. eine studentische Protestbewegung die Stimmung in Deutschland zur Zeit der Rede. Auch hier steht wieder Erich Lüth im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Anlass war der Film „Unsterbliche Geliebte“ des Regisseurs Veit Harlan. Veit Harlan hatte zur Zeit des Dritten Reiches nationalsozialistische Filme gedreht, u.a. den antisemitischen Hetzstreifen „Jud Süß“ (1940). Nach dem

Krieg war Harlan wegen seiner Beteiligung an „Jud Süß“ zwar angeklagt worden, allerdings endete das Strafverfahren mit einem Freispruch. Harlan unterlag somit keinerlei Auflagen und durfte seinen Beruf uneingeschränkt ausüben. Erich Lüth kritisierte die Entscheidung, Harlans Filme wieder zu zeigen, und nannte ihn den „Nazifilm-Regisseur Nr. 1“, der am wenigsten geeignet sei, um den „im Nationalsozialismus verwirkten, moralischen Ruf des deutschen Films wiederherzustellen.“ Am 20. September 1950 äußerte Lüth seine Kritik öffentlich, als er in seiner Funktion als Vorsitzender des Hamburger Presseklubs bei der Eröffnung der „Woche des deutschen Films“ sprach, innerhalb derer auch der genannte Harlan-Film gezeigt werden sollte. Harlans Produktionsfirma forderte daraufhin eine Klarstellung, doch Lüth nutzte seine öffentliche Antwort zur Ausweitung der Anschuldigungen und rief zum Boykott auf. Es sei die Pflicht anständiger Deutscher, sich im „Kampf gegen diesen unwürdigen Repräsentanten des deutschen Films über den Protest hinaus auch zum Boykott bereitzuhalten“. Daraufhin erlangte die Produktionsfirma eine einstweilige Verfügung gegen Lüth, in der ihm untersagt wurde, die Filmverleiher aufzufordern, den umstrittenen Film nicht zu zeigen oder das deutsche Publikum zum Boykott des Films zu animieren. Das Gericht sah in diesem Aufruf eine sittenwidrige Handlung. Es entwickelte sich ein jahrelanger Rechtsstreit, an dessen Ende das Bundesverfassungsgericht Anfang 1958 zugunsten von Lüth entschied und damit auch ein viel beachtetes grundsätzliches Urteil über die Einschätzung der Meinungsfreiheit sprach.<sup>127</sup>

In den Jahren nach 1950 kam es wiederholt zu Ausschreitungen vor Kinosälen, da die Studentenschaft einiger Universitätsstädte ihrerseits zum Boykott der Harlan-Filme – neben „Unsterbliche Geliebte“ kam bald der Streifen „Hanna Amon“ in die Kinos – aufrief. Immer wieder kam es dabei zu Auseinandersetzungen mit der Polizei, die die Demonstranten auch mit Gewalt auseinandertrieben. Lüth berichtet in seinen Erinnerungen von Protesten in Münster, Göttingen, Frankfurt und Freiburg. Einige Filmauführungen hätten verhindert werden können und es sei immer wieder zu „Solidaritätserklärungen vieler örtlicher Partei-Organisationen, Gewerkschaften, Jugendverbänden und eigentlich aller neu gegründeten jüdischen Gemeinden“ gekommen. (19) Neben großer Zustimmung erhält Lüth

---

<sup>127</sup> Vgl. Barbara Gerber: Jud Süß. Ein Beitrag zur historischen Antisemitismus- und Rezeptionsforschung. Hamburg 1990, S. 289 f.

jedoch auch viele, zumeist anonyme, Karten und Briefe, in denen er für seinen Boykottaufruf und seine Aktion „Friede mit Israel“ beschimpft und auch bedroht wird. Lüth gibt jedoch das Verhältnis von Zustimmung und Ablehnung mit 35:1 an, was ihn positiv überrascht, auch wenn er nicht zu sagen vermag, „was wohl ‚die Schweigenden‘ dachten“. (89 ff.)

Wenige Tage vor Andres' Rede hatte es am 25. Januar 1952 in Göttingen vor dem Kino Central eine studentische Kundgebung gegeben, die sich gegen Veit Harlan richtete und für die Aktion „Friede mit Israel“ warb. Die Göttinger Stadtchronik berichtet darüber:

„Judensöldlinge! Judenlummel! Aufhängen! Niederknüppeln!‘ – mit anti-semitischen Parolen und Morddrohungen wurden am 25. Januar 1952 studentische Demonstranten vor dem Kino Central von ihren Widersachern bedacht. Die Polizei musste einschreiten, die handgreiflich gewordenen gegnerischen Gruppen trennen und den Notstand ausrufen.“

Viele Professoren und Dozenten billigten in einem Flugblatt wenige Tage später die Demonstration. Zu den Unterzeichnern der Erklärung gehörten auch so namhafte Persönlichkeiten wie Otto Hahn und Werner Heisenberg. Abschließend heißt es in der Chronik: „Der Film, übrigens die erste Göttinger Farbproduktion, wurde abgesetzt.“<sup>128</sup>

## Zur Rede

Andres beginnt seine Rede mit einem Zitat aus der Kalendergeschichte „Der Husar in Neiße“ von Johann Peter Hebel, die mit dem Satz endet: „Merke: Es gibt Untaten, über welche kein Gras wächst.“<sup>129</sup> Hier passt nicht nur das Zitat an sich zum Inhalt der Rede und wird deshalb von ihm zum Leitmotiv gemacht, sondern auch der Inhalt der Kalendergeschichte korrespondiert mit dem Thema der Rede. Die Geschichte handelt von einem Husaren, der zur Zeit der Französischen Revolution in der Champagne eine Bauernfamilie misshandelt, ausraubt und plündert und sich davon auch durch das Flehen des kleinen Sohnes nicht abhalten lässt.

---

<sup>128</sup> Vgl. [http://www-stadtarchiv.goettingen.de/frames/fr\\_stadtgeschichte.htm](http://www-stadtarchiv.goettingen.de/frames/fr_stadtgeschichte.htm) (1.11.2008) Die Vorgänge vom 25.1.1952 in Göttingen werden auch in Lüths Erinnerungen dokumentiert. Er veröffentlicht ein Studentenflugblatt vom 27. Januar 1952, in dem die Vorgänge detailliert aus Sicht der Demonstranten geschildert werden. (130 f.).

<sup>129</sup> Vgl. Johann Peter Hebel: Kalendergeschichten. Frankf.a.M. / Berlin / Bonn / München 1968, S. 33-35, Kapitel: Gut und Böses.

Zum Schluss wirft er noch die Tochter des Hauses in den Brunnen, was ihren Tod bedeutet. Achtzehn Jahre später kommt ein junger Sergeant im Zuge der napoleonischen Kriegszüge in den Ort Neiße und wird bei einer Frau einquartiert. Am nächsten Morgen erscheint er nicht zum Frühstück und als sie nach ihm sieht, findet sie ihn voller Trauer in seinem Bett: Er hat das seinen Eltern seinerzeit gestohlene Bettzeug wiedererkannt. Die Frau erzählt, sie habe es von einem Husaren gekauft, der noch am Ort wohne. Der junge Sergeant sucht auf der Stelle den Husaren auf und gibt sich ihm als der kleine Junge von damals zu erkennen. Nach einigen Ausflüchten erkennt der Husar den Ernst der Lage und versucht der scheinbar unausweichlichen Rache durch eine Entschuldigung zu entgehen. Der junge Sergeant aber rührt ihn nicht an und verlässt ihn mit den Worten: „Daß du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast und ist nimmer davongekommen, das verzeihe dir Gott.“ Der Husar hatte keine ruhige Stunde mehr und starb nach kürzester Zeit. Darunter setzt Hebel zwei Merksätze: „Merke: Man muß in der Fremde nichts tun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.“ Und: „Merke: Es gibt Untaten, über welche kein Gras wächst.“ Von genau solchen Untaten spricht Andres in seiner Rede, wenn er die an den Juden begangenen Verbrechen anspricht. Auch diese lassen sich weder durch eine Entschuldigung noch durch irgendeine Art von materiellen oder finanziellen Ausgleichen aus der Welt schaffen. Ebenso wie in der Geschichte vom bösen Husaren wird der Holocaust und das durch ihn verursachte Leid der Überlebenden weder durch zeitliche noch räumliche Entfernung gemildert. Vermutlich zufällig greift Andres mit dem Satz von den Untaten, über die kein Gras wächst, ein Bild seines Vorredners Erich Lüth auf, der in seiner Rede sagte:

„Und doch meine Freunde, das Leben geht weiter. Das Gras wächst und die Bäume wachsen. Aber das Gras kann nicht überall wachsen, es kann vor allen Dingen dort nicht wachsen, wo der Boden verdorrt ist. Und der Boden ist verdorrt, wo man die Asche der Gemordeten ausgestreut hat.“<sup>130</sup>

---

<sup>130</sup> Vgl. Lüth: „Wir müssen sagen, wo wir stehen!“. In: Wider den Antisemitismus (s. Anm. 122), S. 20 f.



Andres ermahnt mit seinen einleitenden Worten vor allem diejenigen, die in den Nachkriegesjahren bemüht sind, das sprichwörtliche Gras über die vielen Millionen Toten des letzten Krieges und der nationalsozialistischen Herrschaft wachsen zu lassen. Dabei bereitet ihm der Versuch des Verdeckens und Vergessens weniger Sorge als vielmehr die wachsende Zahl derer, die sich daran beteiligen. Er ist sich keineswegs sicher, ob die Zahl derer, die „noch in geistiger Freiheit, also leidenschaftslos und ohne Ressentiments denken und [die] die Erinnerung an diesen ohne Zweifel widergöttlichsten und unmenschlichsten Abschnitt der deutschen Geschichte in sich wachgehalten haben“ ausreicht, um – pathetisch formuliert – „das Volk vor einem neuen Absturz in Wahngläubigkeit, Raserei und die Lüsterheit nach Chaos und Untergang zu bewahren“.

Als ein Indiz für die von ihm beobachtete erschreckende Entwicklung in Deutschland nennt er den Fall eines „Conférenciers“ der vor Publikum den Witz machte, bei der Möhlstraße in München handele es sich um „Hitlers Unvollendete“. Die Möhlstraße war nach dem Krieg die erste Adresse für Juden in München.<sup>131</sup> Bedeutsam ist für Andres an diesem Fall nicht allein die Entgleisung des ungenannten Conférenciers, sondern noch viel mehr das Urteil des Richters, der über den Fall zu befinden hat: Er spricht den Mann frei, denn dieser habe aus reiner Dummheit gehandelt. Andres kommentiert ironisch: „Wer möchte widersprechen! Stammten ja auch die Taten des eklen Dämonen aus Braunau nicht gerade aus der Weisheit.“ In ernstem Ton verweist er auf die trauernden Hinterbliebenen und die Trümmer in den Städten, die mahnen: „Merke, es gibt Untaten, über welche kein Gras wächst!“. Am Ende bleibt für ihn nur eine Frage unbeantwortet: „[...] wievielmals darf ein beachtenswerter Teil der deutschen Richter in einem solch himmelschreienden Maße bewußt und mit Geschick dumm sein, ehe man sie selber wegen einer solch gesetzeswidrigen Dummheit anklagt und vor ein Gericht stellt und ihnen den Prozeß macht [...]?“ Andres kommentiert diese Frage mit Goethe: „Ein Richter, der nicht strafen kann, gesellt sich selber zum Verbrecher.“<sup>132</sup>

Er nutzt die Gelegenheit, um auf die vielen Nazis zu verweisen, die gerade auch als Richter Anfang der 50er Jahre wieder zu Amt und Würde gelangt sind. Die Bundesregierung hatte die Entlassung Tausender Beamter durch

---

<sup>131</sup> Vgl. <http://www.ikg-muenchen.de/index.php?id=34> (1.11.2008).

<sup>132</sup> So sagt der Kanzler im *Faust II*, 1. Akt.

die Alliierten rückgängig gemacht, und diese konnten nun als sogenannte „Hunderteinunddreißiger“ wieder ihrem Beruf nachgehen. Besonders in der Justiz, aber auch in vielen anderen Bereichen des Öffentlichen Dienstes und in leitenden Funktionen, griff man auf „bewährte“ Leute zurück. Andres nennt sie „Leute, bei deren bloßer Namensnennung wir vor zehn Jahren uns strafften, um nicht zu tief in das eines erwachsenen Mannes beschämende Gefühl der Angst zu fallen.“ Diese Leute können sich nun unter dem Schutz der demokratischen Rechtsordnung, deren Meinungsfreiheit für jedermann gilt, wieder offen dazu bekennen, „daß sie dem Führer und seinen Idealen die Treue gehalten haben“. Nur weil „unsere Regierung partout keine Märtyrer machen“ will, könne es dazu kommen, dass ganz offen „Hochverrat und Umsturz“ vorbereitet wird. Dabei messe Justitia keineswegs mit einheitlichem Maß, denn „dem extremistischen Bürger [wird] auch ein extremes Maß von Meinungsfreiheit und politischer und menschlicher Selbstdarstellung ein[ge]räumt, auf jeden Fall ein unvergleichlich größeres Maß als dem zahmen Durchschnittsbürger“. Erkennen könne man dies an dem gewaltsamen Vorgehen der Polizei gegen Studenten „z.B. in Freiburg, Göttingen und Münster“. Ein derartiges Vorgehen gegen „rechtsradikale Hochverräter“ habe es jedoch an keinem Ort gegeben. Mit der Nennung der drei Universitätsstädte spielt Andres bereits auf die von ihm als nächstes thematisierten Vorgänge um den Regisseur Veit Harlan an. Diese Studenten hätten lediglich dagegen protestiert, dass – hier bleibt Andres bei seinem anfangs gewählten Bild – nicht „künstlich und mit Fleiß über eine Untat Gras gesät“ wird. Dies – und nicht der Protest gegen die Person Veit Harlan oder seinen Film – sei der aufrichtige und lobenswerte Anlass für die Demonstrationen gewesen. Gebetsmühlenartig wiederholt er in dieser Passage den Hebel-Satz. Dabei ist „Untat“ in seinem Sinne kein juristischer, sondern ein moralischer Begriff, weshalb auch nicht Gerichtsurteile über die Schuld oder Unschuld eines Menschen entscheiden. Er gibt zu bedenken, dass es Veit Harlan gelungen ist, sich im Entnazifizierungsverfahren als unschuldig darzustellen. Er vergleicht diesen Fall mit den Urteilen gegen Rosenberg und Streicher, „die ja schließlich auch keinen Juden mit ihren Händen umgebracht hatten“. Alfred Rosenberg hatte 1930 das Werk „Der Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts“ veröffentlicht, eine krude Darstellung der nationalsozialistischen Ideen. Er galt als „Chefideologe“ der Nazis, befasste sich hauptsächlich mit der „Erforschung der

Judenfrage“ und arbeitete auch als Herausgeber des *Völkischen Beobachters*. Julius Streicher war Hauptschriftleiter des *Stürmers* und NS-Gauleiter von Franken. Beide waren im ersten Nürnberger Prozess zum Tode verurteilt und am 16. Oktober 1946 hingerichtet worden.<sup>133</sup>

Sicher lassen sich die Arbeiten Harlans während des Nationalsozialismus nicht mit den Taten Streichers oder Rosenbergs vergleichen. Dennoch greift Andres den Fall Harlan vermutlich deshalb auf, weil sich dieser in mehrfacher Weise in sein Thema fügt. Zum einen lässt sich daran der Umgang der Bundesrepublik – und nicht nur der der Justiz – mit ehemaligen Nationalsozialisten aufzeigen, zum anderen verknüpft sich der Name Harlan mit dem von Erich Lüth, was wiederum zur Frage von Schuld und Unschuld führt, denn, so führt Andres aus,

„ein deutsches Gericht sprach den Mann, der sich in seinem Gewissen empört hatte, schuldig und bestrafte ihn – zwar nur am Beutel und noch nicht an Leib und Freiheit. Nein, diesmal noch nicht! Aber wenn er nochmal zu behaupten wagt, daß es Untaten gibt, über die kein Gras wächst, dann – nun, wir werden ja sehen!“

Das Gericht schützt also den „unschuldigen und harmlosen Regisseur von „Jud Süß“. Die demokratische Rechtsordnung sorgt für eine verdrehte Welt: Der Volksverhetzer wird vor Behelligungen durch den aufrechten Bürger geschützt. Schnell wird im weiteren Verlauf der Rede klar, was Andres auch zuvor schon andeutete: Es handelt sich hier nicht um ein Problem auf der Ebene der Gesetzgebung. Der Grund für die moralische Schiefelage der Gesellschaft sind nicht Fehlurteile noch immer offen oder versteckt nationalsozialistisch agierender Richter. Der Grund liegt in der Gesellschaft und damit bei dem einzelnen Bürger. Tatsächlich ist die Haltung vieler Deutscher in dieser Zeit von eigenen Sorgen und Nöten geprägt. Der in den ersten Jahren vorhandene Wille, mit dem Nationalsozialismus in Deutschland aufzuräumen, weicht Anfang der 50er Jahre mehr und mehr dem Gedanken, einen Schlussstrich ziehen zu müssen. Fast 80 Prozent der Bürger hatten es einst für richtig gehalten, den Hauptkriegsverbrechern den Prozess zu machen. 1950 waren nur noch 38 Prozent für eine entschiedene Entnazifizierung.<sup>134</sup> Von „Siegerjustiz“ war die Rede, von „Kriegsverurteilten“<sup>135</sup>

---

<sup>133</sup> Vgl. <http://www.loester.net/chroniktexte3.htm> (1.11.2008).

<sup>134</sup> Vgl. Georg Bönisch: Amnesie und Amnestie. Millionen Deutsche unterstützten Hitler, Hunderttausende machten mit bei Holocaust und Kriegsverbrechen. Der Verzicht auf eine

statt von „Kriegsverbrechern“, die Stimmen derjenigen, die dem Nationalsozialismus durchaus positive Seiten abgewinnen konnten, begannen sich wieder zu mehren. Auch von Seiten der Alliierten erlahmte der Wille zur Entnazifizierung. Anfangs hatte man geglaubt, man brauche die Entnazifizierung, um die Demokratie zu errichten. „Nun lautete die Maxime: Wer die Entnazifizierung betreibt, gefährdet die Demokratie“.<sup>136</sup> Die Widerstände formierten sich bereits. Die Deutschen begannen zunehmend auf das eigene erlittene Leid zu verweisen. Andres nennt sie die „Unschuldsetischisten“, die „versichern, dass über die Untaten der anderen nie Gras wachsen wird“. Wieder in ironischem Ton ergänzt er: „Vor allem nicht über die Untaten der Verräter, die dem Führer in die Arme fielen und damit den Endsieg vereitelten. Dann gäbe es heute kein Judenproblem mehr, nicht wahr?“ Damit wären zwar die Juden, aber keineswegs die Antisemiten aus der Welt, denn „ein solcher jede Vernunft übersteigender Haß lebt auch noch weiter, wenn das Objekt des Hasses nicht mehr existiert“. Es geht nämlich nicht mehr um das Objekt an sich, sondern nur noch um den Haß selber. Dazu zitiert er, was er bei Karl Jaspers über den „Geist der Unphilosophie“ gefunden hat:

„[...] der nichts von Wahrheit weiß und wissen will. Unter dem Namen der Wahrheit bringt er in die Welt alles Wahrheitswidrige, alles Wahrheitsfremde, alle Wahrheitsverkehrung zur Geltung. Wo er herrscht, verwehrt seine Gewaltsamkeit die besonnene Prüfung. Er erlaubt die Willkür und vernichtet die Selbstkontrolle. Seine Beliebigkeit läßt den Ernst erlöschen zugunsten jedweder Leidenschaftlichkeit. Er zwingt das Dasein aus Glaubenslosigkeit in fanatischen Scheinglauben und wieder zurück ins Nichts. Dieser Geist verwandelt sich in seiner Erscheinung in Proteus, der sich nicht fassen läßt. Und nach Widerlegung scheint er nur lebendiger zu werden wie die lernäische Schlange, der für jeden abgeschlagenen Kopf zwei neue wachsen.“<sup>137</sup>

Genau dieses Phänomen glaubt er in Deutschland ausgemacht zu haben: Viele ehemalige Nationalsozialisten scheinen unbelehrbar und unwandelbar

---

umfassende Entnazifizierung ist der größte moralische Makel der Nachkriegsgeschichte. Nur: Anders wäre der Aufbau der Republik ungleich schwieriger gewesen. In: *Spiegel special: Die 50er Jahre. Vom Trümmerland zum Wirtschaftswunder*. Nr. 1 / 2006, S. 113.

<sup>135</sup> Vgl. ebenda, S. 113.

<sup>136</sup> Vgl. ebenda, S. 114.

<sup>137</sup> Dieses Zitat stammt aus: Karl Jaspers: *Vernunft und Widervernunft in unserer Zeit*. München 1950, Dritte Vorlesung: *Die Vernunft im Kampf*, S. 55.

in ihrer Ideologie gefangen zu sein, und auch das Aufzeigen der Wahrheit, das Zeigen der Bilder aus den Konzentrationslagern, die Addition der Zahlen der von den Nazis deportierten Juden, die Aufdeckung aller von Deutschen begangenen Gräueltaten, kann sie nicht davon überzeugen, den falschen Weg gegangen zu sein. Stattdessen scheint die Schar derer, die diesen „Verblendeten“ folgen wollen, wieder größer zu werden. Er empfindet diese Entwicklung als eine nur schwer in Worte zu fassende Ungeheuerlichkeit, was sich im Tonfall seiner Rede bemerkbar macht: Er schwankt zwischen ernsthafter, oft anklagender Rede und Einschüben, die durch ihre ironische Brechung der Realität noch drastischer die gefährliche Situation innerhalb der deutschen Gesellschaft vor Augen führen.

Wie aber soll sich die Gesellschaft und wie vor allem soll sich der Staat, sprich die Regierung, denjenigen gegenüber verhalten, die „Anbeter des brutalsten Staatismus“ sind. Diese lassen sich, so glaubt Andres, nicht von einer „humanen und demokratischen Rechtsauffassung beeindrucken“. „Humanität, Toleranz und Rechtlichkeit bedeuten ja für ihn, der an den puren Staat glaubt, keine Werte mehr, sondern bürgerliche Attrappen, Hindernisse auf dem Weg zum absoluten Staat.“ Darum, so schlussfolgert Andres, „sollte die deutsche Regierung den Anbetern der Staatsgewalt eben diese Gewalt zu schmecken geben“<sup>138</sup>. Voraussetzung dafür wäre, und das sieht er noch nicht gewährleistet, dass die Regierung die „seelische Krisis“ erkennt, in der sich das deutsche Volk befindet. Der herrschende Antisemitismus, so glaubt er aus der deutschen Geschichte ableiten zu können, sei ein „Barometerstand“. Wie so oft in seinen Reden, übt er auch an dieser Stelle Kritik an den Alliierten: Sie hätten durch „viele törichte und bedauernswerte Maßnahmen der Besatzungsbehörden“ diese verwerfliche Grundhaltung „neu geschürt“ und die „antisemitische Gesinnung unter den Siegern“ habe diese auf fatale Weise „moralisch“ bestätigt.

Am Ende seiner Rede kommt er schließlich auf die „Ölbaumspenden“-Idee von Erich Lüth zurück, die er als dem deutschen Volk „geschenkt“ bezeichnet. Seiner Meinung nach besticht diese Idee durch ihre Geste: In der Schlichtheit der Ölbaumspende könne niemand eine Form der Reparationsleistung vermuten, denn mit keinem Geld der Welt könnten die Deutschen sich von ihrer Schuld am Holocaust freikaufen. Dies gibt Andres auf dem

---

<sup>138</sup> Über den Umgang mit nicht-demokratischen Meinungen s. auch das Kapitel: „23. Februar 1958, Oldenburg: Toleranz“.

Hintergrund der zu diesem Zeitpunkt laufenden Verhandlungen über deutsche Reparationsleistungen an Israel zu bedenken. Zwar handelt es sich bei den Ölbäumen selbstredend auch um eine „materielle Hilfe“, doch wichtiger erscheint ihm ein anderer Aspekt zu sein: Die Spende ist nicht abhängig von der Bereitschaft der Israelis sie anzunehmen. Die Ölbaumspende bietet die Gelegenheit, ein „wahrhaft peinliches Versäumnis nachzuholen“. Geschickt und, so darf man annehmen, bewusst vermeidet er in seiner Rede den umstrittenen Ausdruck „Kollektivschuld“. Stattdessen spricht er von „überpersönlicher Erbschuld“, was verdeutlicht, dass die Diskussion sich zum einen nicht darum drehen darf, wie viel oder wie wenig der einzelne Deutsche zur Vernichtung oder Rettung der Juden beigetragen hat und zum anderen nicht der in diesen Jahren oft geforderte „Schlussstrich“ gezogen werden kann und darf. An anderer Stelle verwendet er die Formulierung „Untaten, die von einer deutschen Regierung und deutschen Menschen begangen wurden“. Das Wort „Untaten“ soll einmal mehr an den Merksatz Hebels erinnern, während der Rest der Formulierung bewusst neutral gehalten ist, so dass niemand einen ernsthaften Einwand dagegen haben kann. Um jedes Missverständnis zu vermeiden, wird Andres zum Schluss noch klarer: Es geht nicht um das Bemessen von Schuld und Unschuld im Einzelfall. Das obengenannte Versäumnis besteht seiner Meinung nach darin, dass die Deutschen nach dem Krieg über ihren eigenen „Wunden die Wunden der anderen vergessen“ haben. Wobei es um Wunden geht, „die wir zwar nicht persönlich und mit eigenen Händen, aber doch als Glieder unseres Volkes verursachten“. Auch wenn der Begriff nicht fällt, spricht Andres hier von der „Kollektivschuld“. Von dieser kann sich niemand freikaufen, aber die Ölbaumspende kann zu einem Friedenszeichen, einer „Friedensbitte“ werden. Andres greift hier ein Motiv nochmals auf, das er gleich zu Beginn seiner Rede in den Blickpunkt stellte, als er auf jene Deutschen verwies, die „die Erinnerung an diesen ohne Zweifel widergöttlichsten und unmenschlichsten Abschnitt der deutschen Geschichte in sich wachgehalten haben – und zwar als einen furchtbaren Spiegel, in den zu schauen demütigt und gleichzeitig stärkt“. Genau diese Haltung ist es, die er mit der Ölbaumspende verbindet: Demütig und gestärkt könnten die Deutschen aus dieser Aktion hervorgehen, denn über „Untaten“ kann „nicht einfach Gras wachsen“, aber sie lassen sich „doch mit unseren Taten der Selbstbesinnung und Selbstent-

äußerung zudecken“. „Selbstbesinnung“ impliziert die Geste der Stärkung des Charakters, „Selbstentäußerung“ die Geste der Demut. In diesem Sinne sind auch seine Schlussätze zu verstehen: „Mit Ölbaumzweigen nahten sich die Besiegten dem Sieger. Uns ziemt die Haltung der Besiegten – zumal vor unsern Opfern!“ Nicht die moralische Vernichtung des deutschen Volkes kann also das Ziel sein, nicht das Verharren in der Diskussion um „Kollektivschuld“ und „Schlussstrich“, sondern das Erstarken der Moral und die tätige Auseinandersetzung mit der Geschichte als Ausgangspunkt für eine humanere und demokratischere Gesellschaft.

„Es gibt Untaten, über welche kein Gras wächst!“, so überschreibt Andres seine Rede. So konsequent wie in kaum einer anderen Rede entwickelt er ein Zitat als Leitmotiv weiter. Dabei geht es ihm gleich um mehrere Aspekte, die das Zitat impliziert: einerseits um die Frage, was Untaten eigentlich sind und ob es eine Hierarchisierung von Untaten gibt, und andererseits um die Möglichkeit der Wiedergutmachung von begangenen Untaten. Schon bei der Frage nach dem Kennzeichen einer Untat wird die Tragweite des Hebel-Zitates deutlich: Eine Untat, so ist es auch bei Hebel, erfordert immer einen Menschen, der sie ausführt und mit dieser Ausführung eine persönliche Schuld auf sich lädt, vergleichbar mit dem Husaren in der Kalendergeschichte. Wer aber ist für die Verbrechen an den Juden verantwortlich? Kann der Einzelne, der keine persönliche Schuld auf sich geladen hat, wieder zur Tagesordnung übergehen und sich den Anschein geben, als sei nichts geschehen, wie im Falle des von Andres zitierten Conférenciers, der nur einen scheinbar harmlosen Witz gemacht hat? Wo hört die Unschuld auf und wo beginnt die Schuld? Ist es eine Untat des Richters, wenn er nach geltendem Recht urteilt? Dass es für die Frage, wer genau welche Untat begangen hat, im Deutschland Anfang der 50er Jahre noch lange keinen Konsens gibt (oder hatte man den Konsens wieder verloren?), macht Andres am Beispiel des Regisseurs Veit Harlan deutlich. Anstatt dessen während der NS-Zeit begangene Untaten öffentlich darzustellen, geraten die „Untaten“ der Demonstranten ins Blickfeld der Justiz: Der Beklagte wird zum Kläger, der Ankläger zum Schuldigen. „Es gibt Untaten, über die kein Gras wächst“ bedeutet jedoch auch – und das macht der Redner an dieser Stelle deutlich – es gibt durchaus Untaten, die verjähren, verziehen und vergessen werden. Doch, und das ist die entscheidende Frage: Über welche Untaten wächst kein Gras und wer befindet

darüber? Das Volk? Die Justiz? Der Staat? Wie geht der Einzelne und wie geht der deutsche Staat mit dieser, wie Andres es nennt, „überpersönlichen Erbschuld“ um? Er zeigt, dass es in der noch jungen Bundesrepublik in diesem Bereich eine Art von moralischer Schieflage gibt, die nur durch das Handeln des einzelnen Bürgers, der sich seinem Gewissen verpflichtet fühlt, behoben werden kann. Eine Wiedergutmachung im wörtlichen Sinne ist angesichts der Millionen von Toten sicherlich ausgeschlossen. Über die Untaten einfach Gras wachsen zu lassen, sei es aktiv gesät oder einfach „das Gras der Gleichgültigkeit“ ist unmöglich. Und so gelangt Andres zu dem Schluss, dass die eher symbolische Handlung der Ölbaumspende weniger eine Tat für die Opfer ist als vielmehr eine Geste, um die Auseinandersetzung mit dem entsetzlichen Erbe fortzusetzen oder überhaupt erst in Gang zu bringen.



## 5. 1952: Amerika als Hoffnung der Welt

Die vorliegende Rede wurde im Band „Stefan Andres – Der Dichter in dieser Zeit“ (München 1974, S. 72-80) abgedruckt mit dem Vermerk im Quellenverzeichnis, die Rede stamme von 1950/1952 und Andres habe sie als „Gastvortrag an amerikanischen Colleges, u.a. in Berkeley, 1952“ gehalten.<sup>139</sup>

Im ersten Teil der Rede begründet Andres, warum er ausgerechnet nach Amerika gereist ist und nicht – wie es vielleicht näher gelegen hätte – nach Griechenland oder Süditalien. Er verweist auf seine Arbeit an dem dritten Band der Trilogie *Die Sintflut*. Bevor er dieses Werk beginne, wolle er zunächst Amerika sehen, denn von diesem Land habe Anne Robert Jacques Turgot (französischer Finanzminister unter Ludwig XVI.) gesagt, es sei die „Hoffnung der Welt“. Worauf gründet Andres seine Vermutung, Amerika könnte auch in der modernen Zeit diesem Anspruch gerecht werden und welche Konsequenzen ergeben sich daraus?

Die für die Beantwortung dieser Fragen zentralen Begriffe erscheinen bereits in den einleitenden Worten seiner Rede. Er zitiert hier ausführlich aus der „Vorrede“<sup>140</sup> des ersten Bandes der Trilogie, *Das Tier aus der Tiefe*: „Die Normgläubigen wissen – und das macht sie so sicher – : ihre Lehre erstarkt in Krieg und Blut und Grauen! Kein Irrtum kann dem System schaden, denn die Macht steht außerhalb der Wahrheit.“ Genau um diesen Punkt geht es in dieser Rede: um das Verhältnis der Macht zur Wahrheit.

Doch bevor er sich diesem Thema weiter annähert, wird die Vermutung begründet, Amerika könnte sich als „Hoffnung der Welt“ erweisen. Wie der zuvor erwähnte Name Turgot bereits vermuten lässt, stützt er sich dabei auf die Gründungszeit der Vereinigten Staaten. Fast beschwörend klingt es, wenn er mahnt, man müsse die „schon sagenhaft gewordenen alten amerikanischen Freiheiten“ neu „erkennen“. Zu diesen zählt er ausdrücklich die „Freiheit vom Staat“ und die „Gleichheit vor dem Gesetz“. Dringend empfiehlt er, die „Schriften von Thomas Paine, Jefferson und all den andern amerikanischen Pionieren“ zu lesen.

---

<sup>139</sup> Alle folgenden und nicht gesondert gekennzeichneten Zitate entstammen diesem Band.

<sup>140</sup> Tatsächlich heißt das betreffende Kapitel „Vorspiel / Konferenz im Atrium“, vgl. Stefan Andres: *Die Sintflut – Der erste Roman. Das Tier aus der Tiefe*, München 1949, S. 7-29, hier S. 10.

Was die „Freiheit vom Staat“ anbelangt, so ist er sich sicher, dass die „mit Sirenenstimmen vorgetragene Verlockungen des totalitären Staates“ von dem „Mensch[en] der Masse in ihrer Gefährlichkeit eher durchschau[t]“ werden können, als die Verlockungen, „die sich hinter echten Idealen verbergen und doch das Gegenteil der angepriesenen Ideale zu verwirklichen streben“. Als Beispiel nennt er die Redefreiheit in „manchen Ländern des Westens“, die zwar offiziell zu den Bürgerrechten gehöre, tatsächlich aber untergraben werde, in dem derjenige, der es wagt, die Wahrheit zu sagen, zwar nicht im Gefängnis lande, aber sich Sanktionen ausgesetzt sieht, die sich „dafür umso nachträglicher auf seinen guten Namen, seine Stellung in der Öffentlichkeit und auf seine wirtschaftlichen Einkünfte auswirken“. Hier rekurriert er auf Thomas Paine, dessen Erlebnisse nach seiner Rückkehr aus dem Exil er mit denen vergleicht, die nach Deutschland zurückkehrenden Exilanten widerfahren. Dass er hier auf eigene Erfahrungen anspielt, lässt sich unschwer erkennen: bereits zu Beginn seiner Rede hatte er auf seine Exilzeit verwiesen: „Ein solches Leben der Beschauung, wie es einem Kunst-Eremiten ansteht, habe ich während des Dritten Reiches – allerdings unfreiwillig – am Gestade des Mittelmeeres viele Jahre meines Exils geführt.“ Hier nun heißt es: „Mancher europäische Schriftsteller, der seinen Haß gegen die Tyrannen mit jahrelangem Exil bezahlte, erlebte bei seiner Rückkehr etwas ähnliches wie Thomas Paine.“ Es zeigt sich die Grundüberlegung dieser Rede: Wie lässt sich die Gründungsphase der Vereinigten Staaten mit der politischen Situation der neuen Zeit vergleichen? Die Feststellung gewisser Parallelen ist unabdingbar für die Beantwortung der Frage, welche der damaligen Ideen sich für die moderne Zeit fruchtbar machen lassen. Zur Verdeutlichung der Problematik stellt Andres den oben genannten bürgerlichen Freiheiten eine Liste „neue[r] staatsbürgerliche[r] Tugenden“ gegenüber: „Gehorsam, Opfer, Mitarbeit, Zustimmung, Schwur auf eine Generallinie, auf eine Partei, eine Konfession.“ Diese wiederum führten zu „staatspolitische[m] Duckmäusertum“. Die aufgezählten Tugenden dürften sich nicht nur in den Ohren seiner amerikanischen Zuhörer zum Teil nach Nationalsozialismus oder Kommunismus angehört haben. Mit demokratischen Grundprinzipien scheinen sie nur schwer vereinbar zu sein. Als Ursache des Übels meint Andres den „Staatismus“ erkannt zu haben. Dieser sei keineswegs ein Phänomen totalitärer Staaten, sondern breite sich überall dort aus, wo Menschen nicht mehr ihren Bürger-

pflichten nachkommen wollen und sich bei der Lösung von Problemen nicht mehr auf die eigene Kraft und Vernunft verlassen, sondern ausschließlich auf den Staat. Dabei erscheine der Mensch nicht mehr als Individuum, sondern als „Massenmensch“, der nicht sieht, „daß für jede Bitte, die ihm der Staat erfüllt, eine Feder aus dem Flügel seiner bürgerlichen Rechte ausgerissen wird“. Auf diese Weise jedoch wachse der Staat „in den Bereich des Privaten“ und komme so dem Ziel des Staatismus immer näher: „göttliche Allmacht durch das Mittel göttlicher Allgegenwart zu erlangen“. Mit einem drastischen Vergleich versucht er seine Sichtweise zu erläutern:

„Ob er [der Staatismus] bei der Durchsetzung dieses seines Zieles dem Einzelnen die Maschinenpistole bei jedem Befehl zart in den Nacken setzt oder ob er den scheinbar freien Bürger mit den Mitteln der Bürokratie zur Verzweiflung treibt, das sind Verhaltensweisen, die sich nicht wesentlich, sondern nur dem Grad nach unterscheiden.“

Der Vergleich von Bürokratie und Maschinenpistole ist allerdings eine unzulässige Verharmlosung von Zwangsmaßnahmen in totalitären Staaten. Seine Argumentation, die sich an dieser Stelle etwas verrennt, zielt auf eine andere Problematik: Hier wird eine Haltung angedeutet, die er in späteren Reden deutlicher herausarbeitet: Die sich so scheinbar unversöhnlich gegenüberstehenden Machtblöcke in Ost und West sind in ihren inneren Haltungen keineswegs so weit voneinander entfernt, wie die jeweilige Propaganda den Menschen Glauben macht. Immer wieder geht es um die Frage, wie der einzelne Mensch dem Staat und wie der Staat dem Einzelnen gegenübertritt. Diese Frage, fokussiert auf die oben genannten „amerikanischen Freiheiten“, die „Freiheit vom Staat“ und die „Gleichheit vor dem Gesetz“, diskutiert Andres im Folgenden anhand der Nürnberger und anderer Prozesse gegen Anhänger des Hitlerregimes. Er nennt sie zusammenfassend „Nachkriegsprozesse“. Die Grundprämisse dabei ist: „Der Staat behauptet [...] durch seine Rechtspraxis, daß alle seine Anordnungen gut und vernünftig seien.“ Im Gegensatz dazu stelle sich jedoch

„ungefähr alle zehn Jahre einmal heraus, daß ein großer Teil der staatlichen Anordnungen kurzsichtig, übereilt, einseitig, bürokratisch oder sogar dem Naturgesetz zuwiderlaufend, also: dumm, gemein, lebensfeindlich, zerstörerisch, böse ist.“

Die Prozesse gegen Nationalsozialisten beruhten insgesamt darauf, dass der Mensch dem Staat den Gehorsam verweigern muss, wenn dieser „böse“ Befehle erteilt. Diese Haltung der Richter hält er für lobenswert: „Mit dieser Forderung ehrte man die freie Persönlichkeit, denn man maß ihr eine ganze Menge sittlicher Tatkraft und Unterscheidungsgabe bei.“ Vorausgesetzt wird demnach ein höheres Recht, das über dem Staat steht. Dieses Recht müsste von einem internationalen Gerichtshof durchgesetzt werden. Ein solcher Gerichtshof müsste aus „unbestechlichen, untadeligen und gerechten Männern aller Völker“ bestehen. Auffällig ist, dass Andres ausdrücklich von „Männern“, nicht von „Richtern“ spricht. Verständlich wird dies aus seinen weiteren Ausführungen, in denen er als Problem benennt, dass die meisten Richter sich „persönlich entehrt und in [ihrer] Tätigkeit nicht ernstgenommen“ fühlen, wenn ihrem Urteil keine „strafrechtlichen Sanktionen“ folgen. Einem internationalen Gerichtshof müsste es aber nach seinen Vorstellungen nicht so sehr um die Bestrafung, sondern vielmehr um das Recht an sich gehen. Die Chance, im Zuge der Nachkriegsprozesse ein dieser Ideen folgendes Gericht zu etablieren, haben die Alliierten, die „Sieger“, seiner Ansicht nach versäumt. Entstanden sei ein „Gericht der Sieger über die Besiegten [...], in welchem Verbrechen an Menschen geahndet, nicht aber ein internationales Recht gesucht und aufgerichtet wurde“.

Wie auch in anderen Reden wird die Verantwortung der Menschen betont. Nicht der Staat als oberstes Ordnungsprinzip kann zu einer neuen Rechtsprechung finden, sondern nur die Menschen selber können die „Verteidigung des Rechts“ verwirklichen. Andres verweist hier wieder auf die Anfänge der Vereinigten Staaten, wenn er versichert: „Man wird mir das ohne weiteres in einem Land glauben, wo der Glaube an den common sense und die unerschöpflichen Sozialtugenden des Volkes eine geradezu mythische Kraft und Tiefe hat.“ Mit „Common sense“ war auch eine Schrift betitelt, die Thomas Paine 1776 veröffentlichte und in der er darlegte, dass Amerika von Großbritannien unabhängig werden und eine Demokratie auf der Grundlage der Menschenrechte einrichten müsse.<sup>141</sup> Jefferson verfasste die Unabhängigkeitserklärung nicht zuletzt auf Grundlage dieser Schrift. Diese Zusammenhänge dürften den meisten seiner amerikanischen Zuhörer

---

<sup>141</sup> Vgl. Brockhaus. Die Enzyklopädie. Leipzig / Mannheim 1998, Bd. 16, S. 467.

bewusst gewesen sein. Mit der Forderung nach einer übergeordneten Rechtssprechung und dem Glauben an ein „Menschheitsbewußtsein“ führt dies fast zwangsläufig zu dem Ruf nach einem internationalen Gerichtshof, der als solcher nicht nur die Ahndung der von Deutschen im Zweiten Weltkrieg begangenen Verbrechen zur Aufgabe hätte, sondern auch andere von verschiedenen Seiten – auch von den Alliierten – begangene Verbrechen gegen die Menschlichkeit sanktionieren müsste. Andres zählt konkret auf: „die Vergewaltigung der deutschen und österreichischen Frauen, der Angriff auf Dresden, die Verfolgung der Freimaurer in Spanien und ähnliche Verbrechen“. Damit entfielen die Grundlage für den in Deutschland oft gehörten Vorwurf, die Alliierten seien bestrebt, die eigene Schuld „zu verkleinern oder ganz zu leugnen“ und sie hätten, nach echter Siegermentalität, die keinerlei höheren Grundsätzen verpflichtet sei, die ihnen nützlichen „Großen“ laufen lassen, während man die „kleinen“ Mitläufer verurteilte:

„Einst gewaltige Nazis gehen wieder mit ihren alten Einkünften und Renten einher, während man dem kleinen Mann, der aus Dummheit, Angst und Gewinn- oder Geltungstrieb in die Partei eintrat, in der Knochenmühle der Entnazifizierung viele Jahre hindurch den Lebensmut und allen Glauben an die Gerechtigkeit und einen sinnvollen Ablauf der Welt zerbrach.“

Um die Dimension dieser Ungerechtigkeit zu verdeutlichen greift Andres zu einem Vergleich, der auf inhaltlicher Ebene als zutreffend gelten mag, ethisch in dieser Weise jedoch unhaltbar ist: Er vergleicht den „Fragebogenhagel auf die Familientische“ mit den „Bombenteppichen auf die Wohnungsquartiere in den Städten“ und resümiert: Letzterer habe sich „nicht so schlimm in den Gemütern aus[ge]wirkt“ wie ersterer. Sicherlich gab es eine Vielzahl von Deutschen, die unter den Entnazifizierungsmaßnahmen der Alliierten, speziell der Amerikaner, in unzumutbarer Weise gelitten haben, auch könnte man anführen, dass Andres nach einem aussagekräftigen Bild suchte, um den Zuhörern im fernen Amerika die deutsche Lage näher zu bringen. Der Vergleich zwischen den Bombenangriffen und den Entnazifizierungsmaßnahmen ist jedoch eine schwere, verbale Entgleisung, die sich durch keinerlei rhetorische Kunstgriffe rechtfertigen lässt. Überhaupt einen derartigen Vergleich zu bemühen, ist ebenso abstrus wie unmenschlich.

Erst recht stellt sich nach diesen Ausführungen die Frage, worauf Andres seine Hoffnung begründet, dass Amerika sich als positives Vorbild für die Welt erweisen könnte. Der entstandene Widerspruch zwischen dieser Hoffnung und dem tatsächlichen Handeln der Amerikaner in Deutschland ist in seinen Augen nur ein scheinbarer, denn es ist keineswegs das „amerikanische Volk“, das handelt, sondern lediglich seine Regierung, von der das Volk durchaus „Abstand nehmen“ kann, wenn ihre Handlungsweisen „von Unkenntnis oder Affekten bestimmt wurde[n]“. Das Volk hat in dieser Sichtweise eine „souveränere Macht“ als die Regierung, und darauf genau gründet sich Andres' Hoffnung: dass gerade der amerikanische Bürger aus seiner Geschichte heraus besonders prädestiniert ist, um „niemals zum alles hinnehmenden, devoten Untertanen [zu] entarten“. Er gibt den Amerikanern die Worte von Georges Bernanos mit auf den Weg, die dieser 1943 an die Engländer richtete:

„Die außergewöhnliche Macht des Staates verrät nur das Maß unserer wachsenden Feigheit... Der Staat fürchtet nur einen Gegner: den Menschen. Ich meine, den für sich stehenden, freien Menschen. Nicht den gewalttätigen Anführer, nicht den anarchistischen Intellektuellen – sondern den Menschen, der fähig ist, sich selbst eine eigene Disziplin aufzuerlegen, aber keine von einem andern unbesehen hinnimmt.“

Genau diese Fähigkeiten und das dazu gehörende Selbstbewusstsein schreibt Andres den Amerikanern zu. Dennoch sieht auch er, dass die Zeiten eines Abraham Lincoln und eines Thomas Jefferson vorbei sind. Auch er erkennt, dass Amerika „durch seine Übertechnisierung viel stärker als andere als Massenstaat“ dasteht. Nichtsdestotrotz bleibt er bei seiner Hoffnung, „daß diese amerikanische Masse sich vor der des alten Kontinents auszeichnet durch ein stolzes, jugendliches Vertrauen zu sich selbst und zum Einzelmenschen und durch Mißtrauen gegen alles, was auch nur von fern nach Reaktion und Diktatur aussieht“. Einen konkreten Anhaltspunkt für die Berechtigung dieser Hoffnung in der neueren Zeit bleibt er freilich schuldig. Ein solcher scheint ihm auch nicht vonnöten zu sein. Der Aufbau seiner Rede macht deutlich, dass er die Parallelführung der amerikanischen Gründerzeit mit der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg für zulässig und schlüssig hält. Es bedarf demnach keiner weiteren Argumente. Es geht allein darum, das amerikanische Volk an seine Verantwortung zu mahnen und es in der Umsetzung notwendiger Schritte zu unterstützen. Am

Ende wird noch einmal der große Jefferson zitiert, der gesagt habe, es falle Amerika zu „im Namen der ganzen Menschheit zu handeln“. Fast beschwörend klingen die letzten Worte der Rede:

„Alle jene, die vom Staat frei sein und ohne Furcht und Not unter dem Schutze gerechter Gesetze leben wollen, stehen offen oder im geheimen auf der Seite Amerikas. Und sie alle hoffen, daß Amerikas Art zu handeln von Klugheit, Tapferkeit, Mäßigung und vor allem von Zielen bestimmt wird, die lauter sind, das heißt hier: die im Namen aller Menschen angestrebt werden.“

## **Tischrede**

Im Deutschen Literaturarchiv in Marbach findet sich unter der Signatur „A: Andres Prosa. Konv. Politische Beiträge. ‚Amerika als Hoffnung der Welt‘ Deutsch und Englisch (USA 1952)“ eine kleine Rede mit dem Hinweis: „Rede 1952 in country clubs einiger Kleinstädte in USA“. Es handelt sich dabei nach Länge und Art wohl um eine Art Tischrede. In launigen Worten erzählt Andres etwas über sich, seine Herkunft („[...] ich bin Schriftsteller, und Schriftsteller sind komplizierte Leute. Mein Vater war ein Müller und gar nicht kompliziert.“), vom Moselwein und vom Grund seiner Reise: „Erkenntnistrieb und Sehnsucht“ brachten ihn dazu, die Reise über den großen Teich anzutreten. Er berichtet von seiner Bekanntschaft mit dem amerikanischen Militärarzt William<sup>142</sup>, den er 1943 in Positano kennengelernt und zum Freund gewonnen hatte. Das Ende der kleinen Rede wirkt beinahe wie ein Anknüpfungspunkt an die oben beschriebene Rede. Er verweist auf seine Arbeit am dritten Band der *Sintflut*, den er beginnen möchte. Zuvor wolle er sich jedoch überzeugen,

„ob in Amerika wirklich das Volk sei, das, wie der große Jefferson sagte, ‚im Namen der ganzen Menschheit handelte‘ und heute aufs neue handelt. Denn das zu erfahren ist mir für diesen dritten Band meiner *Sintflut* wichtig, da sich dieses Romanwerk mit dem Phaenomen des totalitären Staates beschäftigt. Dieser dritte Band ‚Der Regenbogen‘ schaut aus nach der Grundlage eines dauerhaften Friedens und einer echten Freundschaft

---

<sup>142</sup> Zu der Person William vgl. Claudia Gärtner: Biographische Elemente und Interpretationsansatz des Romans „Der Taubenturm“ von Stefan Andres (1. Teil). In: MStAG XV / 1994, S. 34-52, hier S. 45.

zwischen den Völkern. Und ich hoffe fest, daß mir diese Reise durch die Staaten einige Farben zu diesem meinem Regenbogen schenkt.“

Insgesamt handelt es sich also um eine mit launigen Zwischen- und Randbemerkungen angereicherte Kurzfassung seiner Rede über „Amerika als Hoffnung der Welt“. Nur nebenbei sei bemerkt, dass der dritte Band der Trilogie schließlich den Titel *Der graue Regenbogen* erhielt – sollte Andres am Ende doch nicht genügend Farben für seinen Regenbogen gesammelt haben?



## 6. 1956, Düsseldorf: Tagung der Exil-Autoren

Ein Abdruck der Rede findet sich in den *Mitteilungen der Stefan-Andres-Gesellschaft* VI / 1985, S. 13-15<sup>143</sup>. Dort wird sie in Zusammenhang gebracht mit einem kleinen Aufsatz von Stefan Andres aus dem Jahre 1946 mit dem Titel „Über ‚innere Emigration‘“<sup>144</sup>. In diesem schildert er in stellenweise ironischem Ton, der als eine Art Galgenhumor zu lesen ist, seinen Weg nach Positano, seine Angst vor Denunziation, den Hunger der Familie und das Leiden am Getrenntsein von Deutschland. Auf dem Hintergrund dieser Erfahrungen ist seine Rede zu lesen, die er 1956 auf Einladung von Exil-Autoren in Düsseldorf hielt.

Zu Beginn der Rede verweist er auf seine eigenen Erfahrungen als „Exil-Autor“ und stellt sich die Frage, welche Gefühle im Nachhinein mit dieser Zeit verbunden sind. Dabei nennt er zunächst das „Gefühl maßloser Verwunderung darüber, wie es möglich war, daß es überstanden wurde“. Dieses ist seiner Meinung nach auch das einzig zulässige Gefühl. Eine Erklärung des Exils oder der Emigranten lehnt er dagegen völlig ab. Wer „Stolz“, „Überlegenheit“ oder „Tapferkeit“ für sich oder für andere beansprucht, der „hat nichts vom Exil verstanden und darum hat er vergeblich gelitten“. Entscheidend sei nicht, ob jemand freiwillig oder gezwungen das Land verlassen hat. Eine solche Unterscheidung wäre auch, wie man an seinem eigenen Lebenslauf leicht erkennen kann, nur schwerlich zu treffen: Ging Andres freiwillig ins Exil? Sicherlich nicht. Hat ihn jemand gezwungen, das Land zu verlassen? Die wenigsten Schriftsteller wurden unmittelbar gezwungen, Deutschland zu verlassen, doch als „freiwillig“ ist die Flucht dennoch kaum auszulegen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Andres meist den Ausdruck „Exilierte“ benutzt, was auf die Unfreiwilligkeit ihres Exils hindeutet. Andres stellt fest, die ausreisenden Schriftsteller hätten „weniger heroisch als vernünftig, weniger mutig als einsichtig“ gehandelt. Also: keine großen Emotionen, keine großen Gefühle, weder Heldentat noch Feigheit, sondern stattdessen ein fast schon bescheiden anmutender Wunsch war die Triebfeder für das Verlassen Deutschlands: „Wir suchten einen Raum, in dem wir weiterhin in unserm Lieben, Schaffen, Denken und Werten dieselben bleiben konnten, ohne

---

<sup>143</sup> Alle folgenden und nicht anders gekennzeichneten Zitate stammen aus dieser Quelle.

<sup>144</sup> Stefan Andres: Über „innere Emigration“. In: MStAG VI / 1985, S. 9-12.

staatlichen Zwang, ohne polizeiliche Bedrohung, ohne gesellschaftlichen Druck.“ Er selbst nennt sein Handeln „klug und entschlossen“ und vor allem „menschlich“. Doch gerade das Handeln nach menschlichen Maßstäben ist in „äußersten Lagen“ schon sehr viel und fordert „Opfer“, die „mögen sie noch so groß sein, nicht zu groß“ sind. Dass er sich dennoch vehement und mehrfach gegen den Begriff „heroisch“ wendet, ist auf dem Hintergrund seiner Ausführungen leicht nachvollziehbar: Um heroisch zu handeln, bedarf es eines Helden, eines Menschen, der über sich und seine Möglichkeiten hinauswächst, der Grenzen, zumal seine eigenen, bewusst und aus eigener Tatkraft heraus überschreitet. Dies sind Handlungsweisen, wie sie nur wenige Menschen zu erbringen im Stande sind und die von den Übrigen mit Bewunderung, aber doch aus respektvoller Entfernung betrachtet werden. Der Held hebt sich aus seinen Mitmenschen heraus, keiner kann ihm folgen, er ist einsam in seinen Handlungen. Da Andres betont, die Handlungen der „Exilierten“ seien keineswegs heroisch, sondern allein menschlich gewesen, reiht er sich und die anderen Autoren, die die Zeit des Nationalsozialismus im Ausland verbracht haben, wieder in die Reihe ihrer Mitmenschen ein. Sie haben sich nicht herausgehoben, ihre Handlungen sind keine übermenschlichen Taten gewesen, sondern solche, die jedermann hätte ebenfalls erbringen können. Zwar betont er auch immer wieder die Nöte, die mit diesem Weg verbunden waren – so bemerkt er am Rande, die Deutschen hätten nicht davon gesprochen, ins Exil zu gehen, sondern „ins Elend“ – doch es bleibt ein Weg, der jedem Menschen offen steht. Es sei eine „in unserer westlichen Welt fast schon verdunkelte Wahrheit“, dass „der Mensch, wenn die humanen Grundformen des Lebens in seinem Lande, in seinem Volk eingeengt oder gar bedroht sind, sich jederzeit von der Ebene seines Volkes auf die höhere Ebene aller Menschen hinaufschwingen darf, unter Umständen sogar muß“.

Im Blick hat Andres nicht nur die Zeit des Nationalsozialismus, sondern auch andere, gegenwärtige und vergangene Exilbewegungen, wenn er betont, dass die Richtung, die der Exilant einschlägt, nichts über seine Vorbildlichkeit aussagt: „Solange es einen Staat gibt, gab es Menschen, die über ihre Stellung im Staat eine von dem Träger der Staatsgewalt zu Recht oder Unrecht abweichende Meinung hatten und aus dieser Erkenntnis ihre Konsequenzen zogen und das Exil dem Wohnen im Vaterlande vorzogen.“ Dabei kann die Fluchtbewegung von „Osten nach Westen oder von Westen

nach Osten“ gehen. Wichtig ist allein die „Lauterkeit des Motivs“, nicht seine objektive Richtigkeit. Geändert habe sich im Laufe der Geschichte nicht die Tatsache, dass Menschen ins Exil gehen, weil sie sich durch ihre subjektive Einschätzung der Situation dazu verpflichtet sahen, sondern das Verhältnis des „Staates“ zu diesen „Hinausgegangenen“. Seitdem „der Staat nicht nur den Anspruch auf alle Gewalt, sondern auch auf alle Wahrheit erhob, wurde der Emigrant zum Verräter und Feind seines Volkes erklärt und damit zu einer suspekten, minderwertigen, verbrecherischen Persönlichkeit in der Meinung der geführten Öffentlichkeit“. Bewusst stellt er keinen bestimmten Staat in den Vordergrund oder bezieht sich allein auf seine persönliche Situation. Das Problem des Exils ist ein zeitloses und nicht an bestimmte historische oder staatliche Gegebenheiten geknüpft. So hat er an dieser Stelle sicherlich ebenso die Situation der während des Dritten Reiches emigrierten Schriftsteller im Blick, die sich im Nachkriegsdeutschland schwer taten, an ihre alten Erfolge anzuknüpfen, als auch diejenigen Schriftsteller, die sich mit dem neuen Staatssystem der DDR bzw. der Ostblockstaaten und deren Regeln für den Literaturbetrieb nicht anfreunden können. Alle sahen und sehen sich mit dem Vorwurf des Verrats an der eigenen Sache konfrontiert.

Doch all denen, die den Emigranten mit Vorwürfen entgegentraten, ruft Andres zu:

„Nichts kann die falsche Selbstauffassung eines sich verabsolutierenden Staates greller belichten, als diese tollwütige Ungerechtigkeit im Urteil gegen einen freiwillig Hinausgegangenen, der nichts gegen seine Heimat tat, als sie zu verlassen – und wer tut das schon ohne einen hinreichenden Grund!“

Im Folgenden verweist er auf die gravierenden Folgen einer Emigration für Schriftsteller, wenn sie in ein Land mit fremder Sprache ausreisen. Im Gegensatz zu einem „Kaufmann, Ingenieur, Militär oder Minister“ ist dem Schriftsteller im „fremden Sprachraum“ die Grundlage seiner Arbeit entzogen. Er kann zwar schreiben, aber bestenfalls nur in Übersetzungen veröffentlichen oder er muss sich bemühen, die fremde Sprache, die nur sehr selten seine eigene werden kann, anzunehmen und in ihr seine Worte zu finden. Schließlich muss er sogar fürchten „im Fremden zu ertrinken“. Nur wenigen – Andres nennt Josef Conrad als Beispiel – sei es gelungen, sich der Sprache der neuen Heimat vollends zu bemächtigen. Dennoch bleibt

das Problem der Veröffentlichungen. Andres spricht von „Echolosigkeit“, die „wie eine unsichtbare Wand bis in den Himmel ragt“. Sie sei „das Schlimmste, was er [der Schriftsteller im Exil] erleiden muß“. Dass der Schriftsteller sich sogar dann in der Fremde und einsam, ohne Echo fühlen kann, wenn er seinen eigenen Sprachraum nicht verlässt, wird am Beispiel von Dante gezeigt, den er mit dem Satz zitiert: „Wie schmeckt es doch nach Salz, das Brot der Fremde!“ Dabei hat Dante stets im italienischen Sprachraum gelebt und geschrieben, fühlte sich aber dennoch in Ravenna fern seiner Heimat Florenz. Der Vorwurf also, ein Schriftsteller könne leichtfertig oder gar aus niederen Beweggründen seine Heimat, möglicherweise sogar sein Volk und damit seine Sprache verlassen, erscheint nahezu absurd. So stellt Andres zum Abschluss seiner Rede die Frage: „Warum überhaupt dieser sterile Haß der Zuhausegebliebenen und ihrer Regierungen gegen den Hinausgegangenen, der ja gar nicht zurückhaßt, zurücklassen kann.“ Auch hier nennt er explizit keine Staaten oder Namen. Es geht nicht um Ideologien, um ein „richtig“ oder „falsch“. Er versucht allein die Situation der Emigranten aufzuzeigen und zu durchleuchten. Eine Antwort auf seine gestellte Frage findet er nicht, denn dieser „Haß“ ist aus seiner Sicht völlig unbegründet. Der Schriftsteller wendet sich zwar durch sein Weggehen gegen eine „Ideologie“ oder gegen eine bestimmte „Staatsform“, durchaus auch gegen „Personen in der Regierung seines Landes“, jedoch niemals gegen „sein Land, sein Volk“ selbst: „Im Gegenteil, er liebt es aus der Ferne lebendiger und erkennt es in seinem Wesen tiefer als früher, da er im Leben seines Volkes mitschwang.“ Damit versucht er dem Vorwurf entgegenzutreten, die Emigranten könnten die Lage ihres Volkes nicht treffend beurteilen, weil sie nicht das durchlitten haben, was die Zurückgebliebenen erlitten haben. Die räumliche Distanz führe auch zu einer geistigen Distanz und zu einem daraus resultierenden Mangel an Urteilsfähigkeit. Er bestreitet nicht nur diesen Mangel, sondern warnt: Sogar wenn der Emigrant „selbst zum Kritiker seines Volkes wird, wenn der Zorn seine Worte anspitzt und brennend macht, gerade dann sollten die Zuhausegebliebenen aufmerken.“ Dabei ist die Schönheit der Worte gerade kein Maßstab für ihre Richtigkeit. Auch das gibt Andres noch zu bedenken und

zitiert Laotse: „Wahre Worte sind nicht schön, schöne Worte sind nicht wahr.“<sup>145</sup>

Beinahe trotzig klingen die letzten Worte seiner Rede. Er ist sich sicher, dass die „Gewalthaber“ die Schriftsteller zwar ins Exil treiben, vor der Gesellschaft als Verräter des Volkes darstellen und auch sonst alles unternehmen können, um ihre Werke zu unterdrücken und ihre Worte verhallen zu lassen, doch, da ist sich Andres sicher: „in spätestens fünfzig Jahren [gehört] die Exilliteratur zu der des ganzen Volkes“.

1956 ist über den Wahrheitsgehalt dieser Prophezeiung für Deutschland, was die Emigranten des Dritten Reiches angeht noch keineswegs entschieden, das literarische Leben in West-Deutschland fand aber doch weitestgehend ohne die ehemaligen Emigranten statt. Nicht nur Andres sah sich zu Unrecht übergangen oder doch zumindest nicht ausreichend gewürdigt.

---

<sup>145</sup> Vgl: Laotse: Tao te king – Zweiter Teil – Das Leben, Nr. 81: Entfaltung des Wesentlichen.

## 7. 17. - 19. Juni 1955, Hannover: Deutschlandtreffen der Heimkehrer

Das Deutschlandtreffen der Heimkehrer fand 1955 in der Zeit zwischen dem 17. und 19. Juni 1955 statt. Zwischen 100.000<sup>146</sup> und 150.000<sup>147</sup> Heimkehrer aus der Bundesrepublik, der DDR, Frankreich, Italien, Belgien und Holland<sup>148</sup> nahmen an diesem Wochenende an einem ersten Treffen in Hannover teil, um für die Freilassung der Kriegsgefangenen und für ihre materiellen Forderungen zu demonstrieren.<sup>149</sup> Das Rote Kreuz hatte eine Suchbild-Ausstellung mit 30.000 Bildern und Hinweisen über Verschollene und Vermisste organisiert. Die Eröffnungsansprache hielt der Hauptgeschäftsführer des Verbandes der Heimkehrer (VdH) Werner Kießling. Neben verschiedenen Grußworten kamen u.a. der niedersächsische Ministerpräsident Hellwege und der Oberbürgermeister von Kempten und erste Vorsitzende des VdH August Fischer zu Wort. Viel beachtet wurden die Beiträge der Bundestagesabgeordneten Will Rasner (CDU) und Hellmut Bazille (SPD) zum Thema „Wehrrecht und Soldatentum“. Vor allem die Positionen von Bazille erregten den Unmut einiger Zuhörer, die aus Protest die Veranstaltung verließen. Die Rede des Bundesministers für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte Theodor Oberländer (CDU) bei der Schlusskundgebung wurde mehrmals unterbrochen, es kam zu tumultartigen Szenen.<sup>150</sup>

Anscheinend hat Stefan Andres an diesem Wochenende eine Rede gehalten unter dem Titel „Über die Begegnung mit Gott und dem Teufel“, die allerdings in keinem der drei vorliegenden Zeitungsartikel erwähnt wird.<sup>151</sup>

---

<sup>146</sup> Vgl. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 20.6.1955 (Nr. 139), S. 1: Hunderttausend beim Heimkehrertreffen. Auch ausländische Gäste in Hannover / Forderung nach Freilassung aller Gefangener / Mißklänge.

<sup>147</sup> Vgl. *Süddeutsche Zeitung* 20.6.1955 (Jg. 11, Nr. 144), S. 1: Heimkehrer demonstrieren für ihre Rechte. 150.000 ehemalige Kriegsgefangene in Hannover versammelt / Kritik am Entschädigungsgesetz.

<sup>148</sup> Vgl. *Frankfurter Rundschau* 20.6.1955 (Jg. 11, Nr. 143), S. 2: 100.000 Heimkehrer trafen sich. Gäste aus vier Ländern beim Treffen in Hannover.

<sup>149</sup> Vgl. *Süddeutsche Zeitung* 20.6.1955 (s. Anm. 147).

<sup>150</sup> Der ausführlichste Bericht über die gesamte Veranstaltung findet sich in der *Süddeutschen Zeitung* 20.6.1955 (s. Anm. 147).

<sup>151</sup> Das Typoskript findet sich im DLA unter: A: Andres. Prosa. Konv. Politische Beiträge. Über die Begegnung mit Gott und dem Teufel und umfasst 24 Blatt. Es trägt den Hinweis es handele sich hier um die 5. Fassung. Die Fassungen 1-4 finden sich nicht in diesem Konvolut. Ob sie überhaupt erhalten sind ist ungewiss. Auf dem Titelblatt findet sich der

In der von Andres gestrichenen Einleitung der Rede erwähnt er, dass das Thema „Über die Begegnung mit Gott und dem Teufel“ ihm „gestellt“ worden sei. Wer genau ihm den Auftrag gegeben hat, ließ sich leider nicht eruieren.

Andres nimmt diese Rede zum Anlass, um sich ausführlich mit dem Verhältnis zwischen den Menschen seiner Zeit und Gott auseinanderzusetzen und sein eigenes Gottesbild darzulegen.

Dabei konstatiert er zunächst die Abwesenheit Gottes in dieser Zeit. Die entstehende Leere sieht er durch „Dämonien“ besetzt. Anders als der Titel der Rede nahelegt, erscheint der Begriff „Teufel“ nur am Rande. Andres bevorzugt es, von den „Dämonien“ zu sprechen, wie später noch genauer darzulegen sein wird. Von der Erörterung der Frage „Was ist das Gute? Was ist das Böse?“ gelangt er schließlich zur Darstellung der moralischen Entwicklung des Menschen. Seine Überlegungen führen ihn zu dem Schluss, dass der Mensch Gott nur im Glauben begegnen kann. Am Ende postuliert er ein schlichtes Gottesbild, das er dem ersten Brief des Johannes entnimmt: „Gott ist die Liebe.“<sup>152</sup>

## **Gottes Abwesenheit**

Die genauere Betrachtung der Rede zeigt, dass die Zuhörer Andres' Gedankengängen vermutlich bei weitem nicht so leicht folgen konnten, wie es der oben dargestellte Überblick nahelegt.

Bereits der erste Satz bedarf eigentlich genauerer Erläuterungen:

„Wenn wir die Geschichte als das negative Sichtbarwerden Gottes betrachten, dann müssen wir mit einem traurigen Stolz feststellen, daß zu keiner Zeit Gottes Abwesenheit in allen Dingen und Unternehmungen so deutlich war, und daß er darum auch zu keiner Zeit so sichtbar geworden ist als in der unsern – sichtbar durch die überall spürbare Lücke, Leere und Langweile, vor allem sichtbar durch die Dämonien, welche in den von Transzendenz entleerten Raum vorgestoßen sind.“

Bereits hier zeigt sich ein von der Mystik geprägtes Gottesbild, das noch zu erläutern sein wird. In der gestrichenen Einleitung hatte Andres noch etwas

---

handschriftliche Vermerk „1955 Heimkehrertagung Hannover“. Alle folgenden und nicht gesondert gekennzeichneten Zitate stammen aus diesem Typoskript.

<sup>152</sup> Vgl. 1. Joh. 4, 16.

verständlicher von der „elenden Zeit der Gottesferne“ gesprochen, die man gerade durchlebe. Gerade die Heimkehrer dürften diese Empfindung 1955 geteilt haben. Eindringlich warnt er, man dürfe sich nicht durch „ein Kinderlächeln, ein[en] sommerliche[n] Himmel, ein Super-Penicillin“ oder durch „eine neu einberufene Weltfriedenskonferenz“ in dieser Wahrnehmung der Gottesferne täuschen lassen. Er nennt drei Gruppen von Menschen, an denen man die Abwesenheit Gottes ablesen kann. Als erstes spricht er von einem

„von der Justiz vieler Länder approbierten und von hohen Behörden, die mit andern hohen Behörden diplomatisch und gesellschaftlich verkehren, geforderten und gelenkten staatlichen Ritualmord, dessen Opfer zahlenmäßig hinreichten, eine größere Nation wie etwa Polen oder Frankreich zu bilden“.

Es handele sich um eine „aus vielen Völkern gebildete, unsichtbare Nation der von den Partei-Ideologien und der brutalen Staatsgewalt Ermordeten“. Hinter diesem kryptischen Ausdruck steht vermutlich ein Hinweis auf die vielen Heimatvertriebenen und nicht zuletzt auch auf die Kriegsgefangenen. Frankreich und Polen werden sicherlich nicht zufällig als Vergleichsgrößen herangezogen. Er verhindert so eine Einengung der Betrachtung auf die deutschen oder westlichen Opfer. Zum Zeitpunkt der Rede im Juni 1955 waren immer noch unzählige Schicksale von deutschen Kriegsgefangenen in Russland ungeklärt. Anlässlich des Treffens in Hannover war eine Sammlung von 48.000 Vermisstenbildern zusammengetragen worden. Anhand der Bilder konnten 1.403 Schicksale geklärt werden. Die Sammlung wurde an den Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes übergeben, der „mit der Klärung von deutschen Kriegsschicksalen“ 1950 beauftragt worden war. Bert-Oliver Manig weist darauf hin, die Führung der Sowjetunion habe im Juli 1955 beschlossen, die noch verbliebenen deutschen Kriegsgefangenen freizulassen. Man wollte die Bundesrepublik auf diesem Wege zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwingen. Am 13. September 1955 erreichte Adenauer in Moskau die Zusage, dass die letzten 9.626 Kriegsgefangenen freigelassen werden unter der Auflage, dass die westdeutsche Justiz etwa 500 Ermittlungsverfahren einleitet gegen diejenigen, denen die Sowjets schwerste Kriegsverbrechen vorwarfen.



Verurteilt wurden am Ende einige wenige.<sup>153</sup> Im Oktober kehren die ersten dieser Kriegsgefangenen nach Deutschland zurück, gefolgt auch von einigen Tausend Zivilinternierten.

Als zweite Gruppe von Menschen, an denen sich die Abwesenheit Gottes ablesen lässt, sieht Andres die „große Internationale derer, die, vom Staatsdämon vergewaltigt und erniedrigt, als total Abhängige ihr Leben fristen. Die geringste und sittlich in jeder Hinsicht berechnete Auflehnung kann sie und ihre Angehörigen dem Hunger, dem Kerker oder dem Tode überliefern.“ Der Begriff „Staatsdämon“ taucht in anderen Reden<sup>154</sup> immer wieder im Zusammenhang mit der DDR-Führung auf. Gemeint sind hier also diejenigen, die unter der Diktatur im Osten leiden und die sich ihr zwei Jahre zuvor am 17. Juni 1953 entgegengestellt haben. Da Andres jedoch auf eine konkrete Zuweisung der Aussage an die DDR verzichtet, kann sie auch für jedes andere diktatorische Regime gelten. Auch hier wird eine Fokussierung allein auf die deutsche Situation vermieden.

Die dritte Gruppe bildet „die Internationale der geistig Verführten“. Diese seien weder vom Christentum noch von der „bürgerlichen Gesellschaft“ zu einem „persönlichen Denken und einem selbständigen Urteilen erzogen“ worden. In Anspielung auf die politische Lage in Europa bedient Andres sich der Militärsprache in einem ironischen Ton: „Nun sind diese Heerscharen der Verführten ferngelenkte menschliche Projektile einer unmenschlichen und wirklich satanischen Politik geworden.“

Hier wird nun deutlich, warum Andres nicht den Begriff „Teufel“ benutzt, sondern von „Dämonien“, in diesem Fall der „Dämonie des Staates“, spricht: Es geht nicht um eine Gestalt, die, in welcher Form auch immer, die Menschen von Gott fernhält oder entfremdet, sondern um viele „Dämonien“, die in ihrer Gesamtheit und ihrem Zusammenspiel zur Abkehr des Menschen von Gott beitragen. Mit dramatischem Unterton heißt es: „Diese Dämonie des Staates wäre selbst mit dem äußersten Terror nicht zu verwirklichen gewesen, hätten ihr nicht andre Dämonien den Weg bereitet.“ „Dämonien“ beschreibt er hier zunächst als „Mächte, die den Menschen an den Staat ausliefern, indem sie ihn „entpersönlicht, sich selbst entfremdet

---

<sup>153</sup> Vgl. Bert-Oliver Manig: Der Bluthund ist zurück. Zu den Spätheimkehrern aus sowjetischer Gefangenschaft gehörte 1955 auch einer der brutalsten Nazi-Militärs: Generalfeldmarschall Ferdinand Schöner. In Bonn war die Verlegenheit groß. In: *Die Zeit* 8.9.2005 (Nr. 37), S. 90.

<sup>154</sup> Vgl. seine Reden zum 17. Juni, Konvolut IV, „Wiedervereinigung“.

und die überlieferte Wertordnung in seiner Vernunft zerstört haben“. Als Beispiel nennt er die „Verherrlichung des Lebensstandarts [sic!]“. Die „Proskynesis“, also die fußfällige Anbetung, „des Preisschildchens“ mache den Menschen zum „Konsumenten“. In dieser Funktion aber steht der Mensch wieder auf demselben Niveau wie der „Diener des Molochstaates“, der „gläubig seine täglichen Entbehrungen erträgt“, denn „der vollkommene Konsument [unterwirft sich] gläubig der Stimme des allgegenwärtigen Advertisements“. Anders gesagt: Ost- und Westdeutsche leben zwar in grundsätzlich unterschiedlichen Systemen und Gesellschaften, teilen aber das Schicksal der Gottesferne – sie befinden sich auf Augenhöhe, was wiederum keinem die Möglichkeit eröffnet, sich moralisch über den anderen zu erheben. Es ist aus diesem Grund nicht verwunderlich, dass im Laufe der Rede stets allgemein von den „Menschen“ gesprochen wird, ohne genaueren Bezug zu seinen westdeutschen Mitbürgern oder den Ostdeutschen jenseits der Grenze. Andres’ Gedanken über „die Begegnung mit Gott und dem Teufel“ oder, wie es eigentlich heißen müsste, den „Dämonien“, gelten für alle gleichermaßen.

In einem kurzen Exkurs weist er daraufhin, dass die Idee von der freiwilligen Armut, mit der sich diese „Verherrlichung des Lebensstandarts [sic]“ überwinden ließe, keine Erfindung des Christentums ist. Zwar nennt er das „bekannte Nadelöhr“<sup>155</sup> und die „evangelisch-franziskanische Lehre“<sup>156</sup> als Beleg für die christliche Umsetzung dieser Idee. Die Idee selber basiere jedoch auf einer langen Tradition, die bis weit in die Zeit vor Christus zurückgeht und vor allem auch Wurzeln in anderen Religionen und Philosophien hat. Er nennt neben Laotse und Buddha auch den asketischen Hinduismus, die griechischen Philosophen oder den Suffismus und leitet daraus die Schlussfolgerung ab, es handele sich hier um eine „allgemein[e] menschliche Erkenntnis“.

---

<sup>155</sup> Gemeint ist Mt 19, 24: Und weiter sage ich euch: Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als daß ein Reicher ins Reich Gottes kommt.

<sup>156</sup> In der Lehre des heiligen Franziskus dient das Neue Testament als Lebensnorm. Die Mitglieder seines Ordens sollen sich dem Dienst der Menschheit in Armut und Buße widmen.

## Dämonie

Noch vor der Beantwortung der Frage „Was ist das eigentlich: Dämonie?“ stellt Andres klar, „daß nichts in der Schöpfung an sich böse ist“. Somit ist auch Besitz oder „eine vernünftige Freude am technischen Komfort“ nicht per se als verwerflich anzusehen: „Erst dadurch, daß ein Ding zum Menschen in Beziehung tritt [kann es zum] Wesenspartikel der Dämonie werden.“ Es wird noch zu zeigen sein, dass nach seiner Auffassung gerade die Wahl zwischen „Gut“ und „Böse“, zwischen Gott und Teufel beziehungsweise zwischen Gott und den Dämonien, den Menschen ausmacht. Er beantwortet die oben gestellte Frage nicht direkt, sondern erklärt, worum es sich bei der Dämonie nicht handelt. Dazu bedient er sich des Bildes eines „Akkumulators“, dessen positiver Pol die Freiheit des Menschen und dessen negativer Pol die Verflechtung des Menschen in die „Welt der Erscheinungen“ darstellt. Die zwischen den Polen bestehende Spannung ist für ihn das „Gegenteil von Dämonie“. Damit wird deutlich, was er auch im Weiteren ausführt: „Dämonie“ ist nicht gleichbedeutend mit Sünde oder Formen falscher sittlicher Entscheidungen. Die Menschen müssen die bestehende „Spannung“ aushalten und geraten dabei zwangsläufig von Zeit zu Zeit in die Gefahr zu sündigen. Bedrohlich ist es dagegen, wenn der Mensch die Spannung aufhebt und es zu einer völligen „Entspannung“ kommt. Diese „Entspannung“ führt zu einer „ethischen Indifferenz des Werturteils“. Vereinfacht gesagt: Der Mensch ist nicht mehr in der Lage, eigenständig zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Das führt dazu, dass er „die seinen sittlichen Werten entgegengesetzte Macht in seinen Willen eindringen und sie zum Willen seines Willens werden läßt“. Der Mensch verliert die Kontrolle über sein eigenes Werten und Handeln. Stattdessen werden von außen Werte und Handlungen an ihn herangetragen, denen er schließlich ausgeliefert ist. Sehr passend verweist er auf die religiöse Vorstellung, dass ein böser Dämon Besitz von einem Menschen ergreifen kann und diesen Menschen als selbständig denkende und fühlende Person damit auslöscht. Seine Vernichtung ist allumfassend: „alles, was seinem Menschsein Sinn, Ewigkeit, Größe, Ordnung und Ziel und Erfüllung gab“, ist verloren.

Zwar ist das Bild des in einen Menschen fahrenden Dämons sehr eindrucksvoll, aber es hat für Andres einen Haken, den er zuvor schon an-

deutete, als er davon sprach, dass der Mensch die „Spannung“ aufhebt, denn der „Dämon“ bekommt keineswegs ohne Zutun des Einzelnen und gegen seinen erklärten Willen Macht über den Menschen:

„Wenn es sich auch bei diesem Vorgang der sittlich-religiösen Entspannung um einen Akt handelt, um eine Entscheidung, und zwar um die Entscheidung unseres Willens, nicht mehr vom Lichte der Vernunft erleuchteter Wille zu sein! – so ist das doch ein Akt, der sich aus einer Summe von Einzelentscheidungen zusammensetzt.“

Es handelt sich insgesamt um die „allmähliche Selbstaufgabe und Anpassung an den Lauf der Zeit, an die Macht der Umstände, an das niedere Ich – kurz: an das Widergöttliche“. Das „Widergöttliche“ tritt uns in den religiösen Vorstellungen häufig in Gestalt des Teufels oder des Satans<sup>157</sup> entgegen, dem Gegenspieler und Feind Gottes, seines Reiches und der Menschen, die als Ebenbild Gottes angesehen werden.

## **Gut und Böse**

Die vereinfachte Vorstellung, dass sich das Böse in der Gestalt des Teufels manifestiert und als solche die Gewalt über die Menschen erlangt, ist nach Andres „das dümmste und damit gefährlichste Vermächtnis eines philiströsen und pseudoreligiösen Denkens“. Folgt man dem Gedanken, dass sich das Böse aus einem „Ur-Verführer“ entwickelt hat und sich als Teufel außerhalb des Menschen befindet, dann führt dieser Gedanke unweigerlich zu dem Dualismus von Gut und Böse. Daneben dient er vorzüglich als „Sündenbock“ und entlässt den Menschen damit aus seiner eigenen, persönlichen Verantwortung für seine Entscheidungen. In einem kurzen, gestrichenen Absatz wird diese Verlagerung der Verantwortung nicht vollständig abgelehnt für diejenigen, die dieser Vorstellung „unbedingt“ bedürfen. Man solle jedoch die „Vorstellungen von Todsünde und Höllenangst im Giftschränk aufbewahren und sehr vorsichtig dosieren“. Vermutlich hat er diese Anmerkungen gestrichen, weil sie die stringenten Überlegungen zum Dualismus unterbrechen. Der Dualismus zeigt eine Gleichwertigkeit von Gut und Böse. Diese Idee lehnt er entschieden ab. Da

---

<sup>157</sup> „Satan“ = hebräisch für „Teufel“

Licht und Finsternis „beide im Schöpfungswillen enthalten“ sind<sup>158</sup>, kann die Finsternis nicht an sich böse sein. Demnach wird durch die Gleichsetzung von Gut und Böse mit Licht und Finsternis lediglich ausgesagt, „daß Gut und Böse sich ausschließen, daß sie nicht gleichzeitig in demselben Gedanken, in derselben Handlung sein können“. In der Fortführung dieses Gedankens kommt er zu dem Ergebnis, dass die Finsternis sich allein aus der Abwesenheit des Lichts definiert und somit kein „eigenes Wesen“ besitzt, was bedeutet, dass auch das Böse „kein Sein“ hat. Abwegig erscheinen ihm dagegen alle philosophischen, psychologischen oder soziologischen Versuche, „aus der seinsmäßigen Nichtigkeit des Bösen [zu] schließen, daß es überhaupt nicht vorhanden sei“. Er nennt es „mysterium iniquitatis“ – das „Geheimnis des Bösen“: „ein Ding, das ohne Wesen zu haben doch in die Erscheinung tritt“. Nicht allein diese „seinsmäßige Nichtigkeit“ macht den Menschen den Umgang mit dem Bösen schwierig, sondern auch der menschliche Wille, alles aus seinem Ursprung heraus zu erklären. Würde man für das Böse einen Ursprung angeben, wie es die Menschen beispielsweise durch die Vorstellung vom Teufel als dem gefallenen Engel versuchen, leugnete man, „daß die Sünde eine freie Handlung sei“ und leugnete damit auch „das moralische Böse überhaupt“. Der Begriff des „moralisch Bösen“ verweist auf Kant und tatsächlich beruft sich Andres ausdrücklich auf Kant und seinen Gedanken, „daß das moralische Böse ebensowenig zu leugnen wie in seinem Ursprung zu erklären sei“. Der Mensch kann das Böse weder begreifen noch erklären. Alle Teufelsvorstellungen sind lediglich Versuche, das Unvorstellbare greifbar zu machen und damit zu bewältigen.

## **Menschwerdung**

Für Andres ist der Bogen von der Frage nach Gut und Böse zur Frage der Menschwerdung schnell geschlagen: „[...] die Frage nach dem Guten enthält die Frage nach dem Wesen Gottes“. Die Frage aber nach dem Ursprung des Guten im Menschen verwandelt sich in die Frage nach dem Wesen des Menschen. Lebte der Mensch zu Beginn der Schöpfung noch in einer Ein-

---

<sup>158</sup> Vgl. 1. Mose 1, 3-5: Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. Und Gott sah, daß das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsternis und nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.

heit mit Gott und der umgebenden Welt, erkannte er durch den Sündenfall seine Nacktheit – und schämte sich vor Gott. Andres weist auf diese Stelle in der Bibel hin, die mit der Frage endet: „Wer hat dir gesagt, daß du nackt bist?“ (1. Mose 3, 11)<sup>159</sup>. Die Bibel gibt auf diese Frage keine Antwort. Niemand hat Adam gesagt, dass er nackt ist. Durch den Biss in die Frucht vom „Baum der Erkenntnis“ hat er, der Mensch, sich zum ersten Mal selbst erkannt. Der Mensch wird zum Menschen und erkennt den Unterschied zwischen Gut und Böse. Andres formuliert es so: „[...] während er [der Mensch] in seinem Urzustand in abstandsloser Einheit mit dem Absoluten gelebt hatte“, spricht Gott nach dem Sündenfall: „Siehe, Adam ist worden als unsereiner, und weiß, was gut und böse ist.“ (1. Mose 3, 22)<sup>160</sup>. Dass es sich hier keineswegs um eine rein christliche, sondern ebenfalls um eine universelle Vorstellung handelt, unterstreicht er, indem er Laotse zitiert: „Der tragende Ursinn war verlassen, / Erst da gab es Sittlichkeit und Pflicht. / Erkenntnis und Klugheit sind plötzlich da. / Aber mit ihnen auch Lüge und Heuchelei.“ Die Konsequenzen, die sich aus dieser Erkenntnis ergeben, sind ebenso eindeutig wie weitreichend: „Gott nennt den Menschen nunmehr ‚Unsereiner‘“. Der Mensch kann wählen zwischen Gut und Böse, er kann sich Gott zuwenden oder sich von ihm abwenden. Andres zitiert an dieser Stelle den schlesischen Mystiker Angelus Silesius (eigentlich Johann Scheffler (1624-1677)).<sup>161</sup> Dieser verbrachte sein Leben mit dem Kampf gegen die Lutheraner und ihre religiösen Überzeugungen.<sup>162</sup> Wesentlich ist im Hinblick auf Andres’ Rede, dass er Angelus Silesius nicht nur wörtlich zitiert, sondern sich auch seiner Art der Gottesbeschreibung annähert:

„Er [Gott] ist über alle menschlichen Begriffe erhaben; am nächsten kommt man ihm, wenn man nach dem uralten mystischen Verfahren der

---

<sup>159</sup> Andres zitiert auch noch die vorhergehenden Verse in Auszügen. Zum besseren Verständnis folgt der Wortlaut der entsprechenden Stelle 1. Mose 3, 9-11: Und Gott der Herr rief Adam und sprach zu ihm: Wo bist du? Und er sprach: Ich hörte dich im Garten und fürchtete mich, denn ich bin nackt, darum versteckte ich mich. Und er sprach: Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist? Hast du nicht gegessen von dem Baum, von dem ich dir gebot, du solltest nicht davon essen?

<sup>160</sup> Der vollständige Vers lautet: Und Gott der Herr sprach: Siehe, der Mensch ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist. Nun aber, daß er nur nicht ausstreckte seine Hand und breche auch von dem Baum des Lebens und esse und lebe ewiglich! Vgl. 1. Mose 3, 22.

<sup>161</sup> Vgl. Theologische Realenzyklopädie. Berlin, New York 1999, Bd. XXX, S. 83 f.

<sup>162</sup> Vgl. Walther Ziesemer: Nachwort. In: Angelus Silesius: Der cherubinische Wandersmann. Krefeld 1948, S. 230.

verneinenden Beschauung die Eigenschaften bezeichnet, die er nicht besitzt. Und da ergibt es sich, daß ihm Denken und Wollen ebenso abgesprochen werden müssen wie die Affekte. [...] Er ist ein Nichts.“<sup>163</sup>

Genau diesem Gedankengang begegnet man zu Beginn der Rede (s.o.). Hier kommt nun ein weiterer hinzu: Gott ist ohne den Menschen nicht denkbar: „Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben, / Wird' ich zunicht, Er muß von Not den Geist aufgeben.“<sup>164</sup> „Gott ist wahrhaftig nichts, und so Er etwas ist, / So ist Ers nur in mir, wie Er mich ihm erkiest.“<sup>165</sup> Andres formuliert es so:

„[...] nachdem sich der Mensch in den Stand der Unterscheidung und der Entscheidung versetzt hatte, konnte er sich und seinen Handlungen göttliche Ziele setzen, konnte sogar Gott bejahen und zwar auf wesensähnliche Weise, wie Gott sich selber bejaht; konnte aber darum, was nicht einmal Gott vermag, im Geheimnis des Bösen Gott auch verneinen.“

An diesem Punkt seiner Überlegungen zitiert er Angelus Silesius wörtlich: „Das größte Wunderding ist doch der Mensch allein, / Er kann, nachdem er's macht, Gott oder Teufel sein.“<sup>166</sup> Das ist also der Kern der „Menschwerdung“, dass jeder Mensch „aus dem Zustand seiner kindlichen Allverbundenheit zu dem geheimnisvoll absondernden Wort ‚ich‘ findet und zum sich wiederverbindenden transzendenten ‚du‘ und in jenem bitteren und herrlichen Erkennen von Gut und Böse erwacht.“ Andres nennt mehrere „Aktstufen“, die bei dieser „Menschwerdung“ durchlaufen werden müssen. Die Entwicklung vollzieht sich über „die Aktstufen des Erwachens, der Verkapselung, des Sichöffnens und der sehnsüchtigen Teilnahme am Leben zum Höhepunkt der sittlich religiösen Entscheidung [...] und [führt] schließlich zur Katastrophe des Entweder-Oder“, der Entscheidung zwischen „Gott und Teufel“ – Gut und Böse. Der „moderne Mensch“ allerdings erreicht diese Stufe nicht, sondern bleibt „religiös und philosophisch indifferent wie ein Generalanzeiger“. Über den Ursprung dieser Entwicklungsstufen lasse sich nichts Bestimmtes sagen, auch wenn Philosophie, Geschichte und Theologie seit jeher nach Erklärungen suchen und Erklärungsansätze anbieten.

---

<sup>163</sup> Vgl. ebenda, S. 231.

<sup>164</sup> Vgl. Silesius (s. Anm. 162, 1. Buch, Nr. 8 „Gott lebt nicht ohne mich“, S. 8.

<sup>165</sup> Vgl. ebenda 1. Buch, Nr. 200 „Gott ist nichts (Kreatürliches)“, S. 29.

<sup>166</sup> Vgl. ebenda 4. Buch, Nr. 70 „Der Mensch“, S. 118.

## Die Begegnung mit Gott

Bleibt am Ende noch die Frage, in welcher Form der Mensch – auf den verschiedenen Stufen seiner „Menschwerdung“ – in der „Dämonisierung unserer Zeit“ noch die Möglichkeit hat, Gott zu begegnen. Die Möglichkeit zur Gottesbegegnung sieht Andres weder durch die Philosophie noch durch die Theologie ermöglicht, sondern allein durch „die Weisheit des Hungers und [den] Mut der Verzweiflung“. Bei Hermann Melville hat er den Satz gefunden: „– der Glaube findet wie ein Schakal seine Nahrung in Gräbern, und gerade aus den tödlichen [sic!] Zweifeln zieht er seine lebendigste Hoffnung.“ Diesen Gedanken macht er zur Grundlage seiner weiteren Überlegungen. Zunächst stellt er lapidar fest: „Unsere Welt ist arm an Glauben, aber reich an Gräbern.“ Die Verbindung zwischen Gott und den Menschen scheint abgebrochen zu sein. Parallel zu dem Zitat von Melville argumentiert er auf einer zweiten, biblischen Ebene weiter: „alles dies, was einst unser Leben ausmachte, liegt bereits seit drei Tagen im Grabe und ‚riecht schon‘“. Dieses Bild dürfte gerade den Heimkehrern unter Andres’ Zuhörern vertraut sein. Sie alle haben „Menschen, Ideen, Hoffnungen“ begraben müssen in den zurückliegenden Jahren. Viele von ihnen haben nach den Jahren des Krieges und der Gefangenschaft aber auch Schwierigkeiten in ein anderes, neues Leben zu finden. Das zuvor geführte Leben ist meist unwiederbringlich zerstört, doch wo findet sich eine Basis für ein neues Leben, einen neuen Glauben? Andres greift auf die Lazarus-Geschichte zurück, die er mit dem Melville-Zitat verknüpft: „Und jener, der vor dem Grab des Lazarus als Erwecker stand, liegt ja für den ‚tödlichen [sic] Zweifel‘ selber in diesem Grabe.“ Lazarus war ein Freund Jesu gewesen. Als Jesus von dessen Krankheit hört, reist er nach Judäa. Doch als er ankommt, liegt Lazarus bereits seit vier Tagen im Grab: „Jesus sagte: Nehmt den Stein weg! Da antwortete ihm Marta, die Schwester des Verstorbenen: Herr, er stinkt schon; denn er liegt seit vier Tagen.“<sup>167</sup> Doch Jesus erweckt den Toten zu neuem Leben. Für die Umstehenden, die seine Handlungen mit Unverständnis und Zweifeln beobachten, betet er laut: „Vater, ich danke dir, daß du meine Worte gehört hast. Ich wußte ja, daß du mich allezeit hörst, aber wegen der Leute hier habe ich’s gesagt, damit sie

---

<sup>167</sup> Vgl. Joh. 11, 39.



glauben, daß du mich gesandt hast.“<sup>168</sup> Gleichzeitig verweist Andres mit den „drei Tagen“ auf die andere, die große Auferstehungsgeschichte Jesu, der am dritten Tag sein Grab verlässt. Wenn also alles schon seit „drei Tagen im Grabe“ liegt, ist die Zeit der Auferstehung nah. Bereits durch diese Argumentationszusammenhänge wird ersichtlich, was Andres schließlich explizit formuliert: „- ja, auch die eine, die letzte Möglichkeit, die tötliche [sic] Verzweiflung in lebendigste Hoffnung zu verwandeln, besteht noch: Gott zu begegnen im Glauben.“ Die schrecklichen Ereignisse der vergangenen Jahre sprechen, folgt man Melville, gerade nicht gegen, sondern für diese Möglichkeit.

### **Die Bedeutung des Einzelnen**

Die „Logik der Geschichte“ ist nach Andres ein ebenso einfacher, wie „tötlicher [sic], höllischer Kreislauf“: „Macht setzt Recht und Recht schafft Nutzen, nützlich ist aber nur das, was die Macht vermehrt, die Macht aber setzt Recht.“ Der Mensch kommt hier nur vor als Träger des Systems, als Ausführender für höhere Mächte. Andres nennt ihn einen „Werkzeugmenschen“. Dabei liegt es in seiner Macht, diesen Kreislauf zu durchbrechen durch einen aktiven Glauben an Gott, der nicht mit einer „Art von Sonntagsverträumtheit“ verwechselt werden darf, die Gott für den „Sinn der Geschichte“ hält. Andres' Gottesbild orientiert sich in vielen Bereichen an der Mystik, in der die Vorstellung herrscht, dass Gott nur durch den Menschen existiert, wie oben bei Angelus Silesius gezeigt. Es geht ihm dabei nicht um eine, wie er sagt, „wissenschaftlich erlaubte Geschichtsphilosophie“, sondern darum, die „religiöse Lethargie des Volkes“ zu beenden und „das öffentliche Leben [zu] radikalisieren“. Der Mensch muss sich bewusst machen, dass er nicht ein Spielball übernatürlicher und vor allem außerhalb seiner Macht stehender Dämonien ist, sondern „Gottes Thron selber [...], auf dem das Geheimnis seines göttlichen Willens in der urpersönlichen, menschlichen Entscheidung zum Guten hin sichtbar wird, ja man darf sagen: seine Epiphanie feiert“. Wenn aber jeder Einzelne Gott widerspiegeln kann und wenn weiter Gott nur durch die Seele des Menschen den Menschen erscheinen kann, dann ergibt sich zwangsläufig die Frage nach der Erziehung und Entwicklung dieser Seelen. Hier beklagt

---

<sup>168</sup> Vgl. Joh. 11, 41 + 42.

Andres wie so oft in seinen Reden das Versagen der Kirchen, die die Menschen nicht zur „Verantwortung vor Gott und der Geschichte“ erziehen, sondern zu einer „bedenklichen moralischen Abhängigkeit von den geistlichen und sogar weltlichen Behörden“. Darin – und das dürfte für die Mehrheit seiner Zuhörer eine Zumutung gewesen sein – unterscheiden sich die Kirchen nicht entscheidend von den „Moloch-Priester[n] der Sozialreligion“. Hier wie dort sieht er die einzelne Seele nicht gewürdigt, ja sogar unterdrückt und verachtet. Der Unterschied scheint lediglich in der Wahl der Mittel zu liegen, was für das Ergebnis jedoch irrelevant ist. Zur Verdeutlichung der Wichtigkeit der Einzelseele wählt er die Geschichte von Jakob<sup>169</sup>. Jakob hat sich den Erstgeburtssegens seines Vaters Isaak erschlichen, woraufhin Esau plant, seinen Bruder Jakob zu ermorden. Jakob verlässt sein Elternhaus und zieht alleine fort in Richtung Mesopotamien. In der Nacht ist er gänzlich alleine und verlassen, eine unsichere Zukunft liegt vor ihm. Doch ihm träumt, „eine Leiter stand auf Erden, die rührte mit der Spitze an den Himmel, und siehe, die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder. Und der Herr stand oben darauf [...]“<sup>170</sup> Gott verspricht Jakob das Land, auf dem er liegt, und zahlreiche Nachkommen. Er verspricht, ihn zu behüten und zu schützen. Am nächsten Morgen errichtet Jakob an der Stelle einen Altar. Wichtig für Andres ist in diesem Zusammenhang, dass Gott sich an einen einzelnen Menschen wendet, der durch Lug und Betrug Schuld auf sich geladen hat und zu diesem mittels der „Himmelsleiter“ einen direkten Kontakt herstellt. Nicht die große Masse der Gläubigen oder Ungläubigen ist entscheidend, die Verheißungen richten sich ganz explizit an den einsamen Menschen in der Nacht. Andres formuliert es so: „Die Himmelsleiter, darauf die Engel auf und niedersteigen, steht nie auf dem Boden einer Summe von Seelen, sondern jeweils auf einem einzelnen Seelengrund.“ Jakob wird namentlich nicht erwähnt. Gott kann zu jedem Menschen in Kontakt treten, deshalb ist der Name ohne Bedeutung. Erneut zitiert Andres Angelus Silesius: „Ich auch bin Gottes Sohn, ich sitz an seiner Hand, / Sein Geist, sein Fleisch und Blut ist ihm an mir bekannt.“<sup>171</sup> Der Mensch ist Gottes Ebenbild und kann ihm jederzeit begegnen unter der

---

<sup>169</sup> Vgl. 1. Mose 27, 1-28.

<sup>170</sup> Vgl. 1. Mose 28, 12 + 13.

<sup>171</sup> Vgl. Silesius: Wandersmann (s. Anm. 162), 1. Buch, Nr. 17 „Ein Christ ist Gottes Sohn“, S. 9.

Voraussetzung, dass er um seine Möglichkeit weiß und bereit ist, sie zu nutzen. Zwar ist der Mensch frei in seinem Denken, aber weder seine gesellschaftlichen Einbindungen noch die Kirchen, deren eigentliche und ursprüngliche Aufgabe hier liegt, weisen ihn darauf hin, in welche Richtung er die Möglichkeiten seines Denkens nutzen könnte. Andres klagt:

„Wie eine Marionette hängt er [der Einzelmensch] an den tausend Fäden seiner geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Abhängigkeit, und vom Gummiknüppel des Polizisten bis zur Bombe auf das Dach seines Hauses kann ihn alles gegen seinen Willen und ohne jede persönliche Schuld treffen und ihn klein und elend machen und mit dem Gefühl der Ohnmacht und Preisgegebenheit anfüllen.“

Um den Menschen den „Widerwillen gegen geistige und sittliche Entscheidungen“ und die „Angst vor der Freiheit“ zu nehmen, formuliert Andres den Satz von Angelus Silesius um und ruft seinen Zuhörern zu: „Du auch bist Gottes Sohn, du sitzt an seiner Hand, / Sein Geist, sein Fleisch und Blut ist ihm an dir bekannt.“ Die daraus entstehenden Pflichten kann der Mensch nur um den Preis seines Seelenheils vernachlässigen, die entstehende Lücke wird durch das besetzt, was Andres als „Dämonien“ bezeichnet.

## **Die Liebe Gottes und der Menschen**

Eine Begegnung mit Gott entsteht nicht allein durch den Kontakt, durch das Gebet. Einen betenden Menschen nennt Andres „anspruchsvoll und weise“. „Fromm“ ist der Mensch erst, wenn er als ein „Geschäftsträger der Menschheit“ zu Gott kommt, wenn er also, über seine persönlichen Befindlichkeiten hinaus, den Blick auf die Menschheit richtet und die Zwiegesprache mit Gott sucht. Andres deutet hier bereits an, dass zwar die „Himmelsleiter“ auf einer „Einzelseele“ steht, der Mensch als Einzelner aber nicht bestehen kann. Nach der Betonung der Freiheit des Einzelnen wirkt der folgende Satz zunächst verwirrend: „Der Mensch vermag gar nicht – und gerade dann nicht, wenn er es wollte -, Gott als ein von den andern losgelöster Einzelner zu begegnen“, jedoch wird gleich eine Erklärung gegeben: „weil er in dieser seiner Vereinzelung außerhalb der Liebe stünde und für Gott gewissermaßen unsichtbar bliebe.“ Andres bedient sich des Gottesbildes bei Johannes: „Gott ist Liebe.“ Bei Johannes

heißt es erklärend weiter: „und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“<sup>172</sup> Andres geht davon aus, dass Gott keine Eigenschaften besitzen kann, also muss die Liebe „sein ganzes Wesen ausmachen“. Die Schlussfolgerung liegt auf der Hand: „Wer [...] der Liebe begegnet, begegnet Gott.“ Die Liebe zum Mitmenschen ist somit der einfache und einzige Weg Gott zu begegnen. Ausdrücklich verweist Andres erneut darauf, dass diese Vorstellung keineswegs eine rein christliche ist, sondern auch in anderen Religionen erscheint. Um seine Aussage zu untermauern, zitiert er den Apostel Paulus: „Und wenn ich all meine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe nicht, so wär’s mir nichts nütze. Und gäbe ich meinen Leib zum Verbrennen und hätte der Liebe nicht, es wäre umsonst.“<sup>173</sup>

Andres ist sich bewusst, dass seine Zuhörer in den vergangenen Jahren des Krieges und der Gefangenschaft nicht gerade der Liebe der Menschen begegnet sind und sicherlich nur selten an die Liebe Gottes glauben konnten. Er greift diese Erfahrungen am Ende seiner Rede explizit auf: „Ich spreche hier zu Menschen, von denen in den vergangenen Jahre sicher einige soviel gelitten haben als der göttliche Dulder Odysseus und mancher vielleicht soviel als Job.“ Der aus der Vulgata stammende Name „Job“ dürfte vielen Zuhörern besser bekannt gewesen sein als „Hiob“. Hiob ist ein reicher Mann, der, obwohl er ein guter Mensch ist, von vielen Unglücken heimgesucht wird: Er verliert seinen Besitz, seine Familie und wird selber schwer krank. Seine Freunde glauben, dass er ein böser Mensch sein muss, weil Gott ihn mit so vielen Heimsuchungen plagt. Es entbrennt eine heftige Diskussion zwischen Hiob und seinen Freunden, in deren Verlauf jede Seite an ihrer Sicht der Dinge festhält. Schließlich erscheint Gott Hiob und dieser erkennt, dass seine Freunde im Unrecht waren, dass aber auch sein Gottesbild zu eng war. Am Ende wendet sich Hiobs Schicksal erneut: er bekommt wieder eine Familie, reichlich Nachkommen, großen Reichtum und stirbt erst im hohen Alter. Interessant ist hier, dass Andres Oysseus, den Helden der antiken Mythologie, neben Hiob stellt. Andres nennt ihn den „göttlichen Dulder“, wobei es für ihn keine Rolle spielt, dass Odysseus mit der Götterwelt der Antike zu kämpfen hat, während Hiob sich mit dem christlichen Gott auseinandersetzen muss. Entscheidend ist das von beiden erduldetete,

---

<sup>172</sup> Vgl. 1. Joh. 4, 16.

<sup>173</sup> Vgl. 1. Kor. 13, 3.

aber nicht selbst verschuldete Leiden. In diesem Leiden sieht er die große Möglichkeit zur Gottesbegegnung:

„Aber wer im Meer der Leiden zur Tiefe sinkt, der nähert sich ebenso der tödlichen [sic] Verzweiflung wie jenem Grund, auf dem auch die Abgründe aufgebaut sind. Dieser feste, sagen wir es, dieser göttliche Grund, der dem Uebel [sic] und dem Bösen seine unüberschreitbaren Grenzen setzt, wo anders hätte er, meine lieben Zuhörer, dem tödlich [sic] Verzweifelten aufleuchten können als auf dem Grunde eines Menschauges, das sich wissentlich oder unwissentlich in der Liebe befand und somit Gottes Auge selber war.“

Gott begegnet dem Menschen in seiner größten Not durch die Liebe eines Mitmenschen, so wie er Jakob im Traum von der Himmelsleiter begegnet ist. Daran erinnert Andres nochmals, indem er fordert: „An solchen Stellen [den Orten der Begegnung mit Gott] sollten wir, wie es Jakob tat, Steine aufrichten und sie salben.“<sup>174</sup> Lebt der Mensch also seine Ebenbildlichkeit Gottes, lebt er die Liebe zu seinen Mitmenschen, werden die von Andres anfangs beklagte „Lücke, Leere und Langeweile“ überwunden und die Dämonien verdrängt. Der Mensch muss die Stufen seiner Menschwerdung durchlaufen und sich dazu auf sein Menschsein, auf sein göttliches Wesen, besinnen. In diesem Sinne ist wohl der Schlusssatz zu verstehen, der wiederum von Angelus Silesius stammt: „Willst du den Perlentau der edlen Gottheit fangen, / So mußst du unverrückt an seiner Menschheit hangen.“<sup>175</sup>

## **Streichungen**

Das Typoskript umfasst insgesamt 24 Blatt, von denen Andres allerdings einige Seiten gestrichen hat. Im Folgenden soll auf die wichtigsten und umfangreichsten Streichungen verwiesen werden:

Gleich die ersten 2 ½ Seiten hat er ersatzlos gestrichen. Anfänglich hatte er geplant, seine Rede mit einer Betrachtung der prähistorischen „Ur-Religion“ zu beginnen, um diese in Kontrast zu seiner eigenen Zeit zu setzen. Dabei geht er davon aus, dass bereits die ersten Menschen zu der

---

<sup>174</sup> Vgl. 1. Mose 28, 18: Und Jakob stand früh am Morgen auf und nahm den Stein, den er zu seinen Häupten gelegt hatte, und richtete ihn auf zu einem Steinmal und goß Öl oben darauf.

<sup>175</sup> Vgl. Silesius: Wandersmann (s. Anm. 162), 1. Buch, Nr. 121 „Durch die Menschheit zu der Gottheit“, S. 20.

Erkenntnis kamen, dass es jenseits des „Reiches der Erscheinungen“ ein anderes, „stilleres und wirklicheres Reich“ gebe. Er bezeichnet es als ein „Paradoxon schmerzlicher Art“, dass ausgerechnet in einer „elenden Zeit der Gottesferne wie der unseren“ die Forscher erkennen, dass die ersten Menschen einem „einfältigen und entschiedenen Monotheismus“ anhängen und man zu der Einsicht gelangen muss, dass die „vollkommenere Form der religiösen Vorstellungen am Anfang und nicht, wie es die Fortschritts- und Evolutionslehre verlangte, am Ende stehe“. Es müssen dies, da ist er sich sicher, „wahrhaft menschliche Zeiten“ gewesen sein: „Es gab noch keinen Staat, [...], keinen Nationalismus, keinen Imperialismus, keine Parteiwirtschaft, keine Weltuntergangsstimmung, keine Religionskriege, keine Ketzerverfolgung, keinen Streit um Konfessionsschulen, keine Steuerklaverei.“ Es ist ein äußerst idyllisches Bild, das hier entworfen wird: „man war ein Mensch, tat sich und seiner Zeit genug und ging mit Ruhe dem Tod entgegen, wenn es soweit war“. Eine Überleitung zu dem oben geschilderten Beginn seiner Rede, in dem es ihm um das „negative Sichtbarwerden Gottes“ geht, wird durch die Feststellung geschaffen: „Der Gott, dem wir dienen, wird am deutlichsten sichtbar in der Art der ihm dargebrachten Opfer“, woraus folgt: „Nach der Beschaffenheit und dem Umfang der Opfer zu schließen, muß unsere Epoche fürchterlichen Göttern dienen.“

Diese Einleitung diene einer Verdeutlichung des eigentlichen ersten Hauptgedankens der Rede, nämlich der Abwesenheit Gottes in der modernen Zeit. Auf dem Hintergrund der Erläuterungen zu Andres' Vorstellungen von einer prähistorischen „Ur-Religion“ gewinnt dieser Gedanke zwar an Aussagekraft und Verständlichkeit, bleibt jedoch auch ohne diesen Zusammenhang erkennbar. Vermutlich wollte oder musste Andres seine Rede deutlich kürzen und entschloss sich aus diesem Grund zu dieser und den noch zu zeigenden umfangreichen Streichungen.

Eine weitere Streichung, die fast ein ganzes Blatt umfasst, beginnt auf S. 5 des Typoskriptes:

Im Zusammenhang mit dem Thema der freiwilligen Armut hat Andres hier einen Exkurs über den Reichtum in früheren Zeiten gestrichen. Er vertritt darin die Auffassung, dass sich die Beziehung zwischen wirklich reichen und armen Menschen in früheren Zeiten ganz anders darstellte, als in der modernen Zeit, da „die einzige Beziehung zwischen den wirklich Reichen

und den Besitzlosen [...] Märchen und Traum, Bewunderung und – seltener jedoch: Neid“ war. Daraus ergab sich, dass „die Fälle plötzlicher Selbstenttönung und Selbstenttöuerung [...] ein bekanntes Schauspiel [waren], welches die Armen und Minderbemittelten sogar ohne großes Erstaunen hinnahmen“.

Auch die nächste Streichung auf S. 7 des Typoskriptes umfasst beinahe ein ganzes Blatt: Ausgehend von den Überlegungen zur freiwilligen Armut kommt Andres auf die „Dämonie der Sachen“ zu sprechen. In einem Zwischenteil hatte er ursprünglich noch einige Ausführungen eingefügt, die eine Antwort auf die Frage geben, wie die „Dämonie der Sachen“ Einfluss auf den Menschen gewinnt. Er stellt fest: „nur noch selten ist der Mensch unserer Tage imstande, dieser Stimme der wirtschaftlichen, technischen und Komfort-Vernunft zu widerstehen und seinen eigenen Bedürfnissen gegenüber kritisch zu bleiben“.

Auch hier gilt, dass die Rede insgesamt wohl gekürzt werden sollte und deshalb an einigen Stellen auf weitergehende Erklärungen und Ausführungen verzichtet wurde.

Beginnend auf S. 22 des Typoskriptes hat Andres eine halbe Seite über das gegensätzliche Wesen von Gott und Mensch gestrichen. Diese Streichung führt zu einer Straffung der Argumentation, da die Erklärung schon die Form eines Exkurses annimmt und damit den Strang der Argumentation eher unterbricht als fördert.

### **Abschließende Betrachtung**

Warum die Rede in keinem der drei oben genannten Zeitungsartikel erwähnt wird, scheint auf der Hand zu liegen. Während die Mehrheit der Anwesenden noch mit ganz konkreten Problemen beschäftigt war, nämlich mit Fragen nach vermissten Familienangehörigen, Freunden oder Kameraden und nach den eigenen wirtschaftlichen Perspektiven oder sich mit ebenso aktuellen wie brennenden gesellschaftlichen Fragen wie der nach der Wiederbewaffnung der Bundeswehr auseinandersetzte, hielt Andres einen Vortrag über das Verhältnis des modernen Menschen zu seinem Gott, basierend auf lange bedachten Erkenntnissen aus philosophischen und theologischen Studien. Er entwickelt ein sehr aufschlussreiches Gottesbild, erreicht aber vermutlich seine Zuhörer kaum, die ihm

auf seiner Gedankenreise im Tempo einer Rede sicherlich nur schwer oder auch gar nicht folgen konnten.

Für die Interpretation des Andresschen Werkes ist diese Rede allerdings von hoher Bedeutung. Eine Einbeziehung der hier gemachten Aussagen in die Deutungen seiner literarischen Werke – zu nennen wären an erster Stelle die *Sintflut*-Trilogie und *Der Mann im Fisch* – führte sicherlich zu neuen Erkenntnissen. Zudem lassen sich viele Rückschlüsse auf die Grundlagen seiner theologischen Reflexionen ziehen, wie etwa aus dem Bereich der Mystik, wofür die Verwendung der Zitate von Angelus Silesius ein Beispiel sind.



## 8. 1957, Bochum: Heldengedenktag (Volkstrauertag)<sup>176</sup>

Das Typoskript<sup>177</sup> der Rede trägt die Überschrift: „Rede von Stefan Andres, gehalten am Heldengedenktag [17.11.1957] [handschriftlicher Zusatz: Volkstrauertag] in Bochum 1957“. Darüber findet sich der Hinweis: „Nicht veröffentlichen, siehe Rückseite letztes Blatt!“. Dort wiederum steht folgende Notiz: „Nicht im Essayband zu veröffentlichen, da zu viele Passagen darin übernommen aus der Rede ‚Über die Begegnung mit Gott und dem Teufel‘ (gehalten Juli<sup>178</sup> 1955 für Heimkehrertagung in Hannover).“ Tatsächlich sind von den 15 Seiten des Typoskripts fast neun Seiten wortwörtlich aus der erwähnten Rede übernommen. Es handelt sich insgesamt um eine gekürzte Fassung der 24-seitigen Rede aus Hannover, versehen mit einer neuen Einleitung und einem anderen Schlusswort.

In der Einleitung seiner Rede nimmt Andres ausdrücklich Bezug auf den Volkstrauertag, der in der katholischen Kirche als „Allerseelen“ schon immer dem Totengedenken diene, wie er ausdrücklich erwähnt. Die ungeheure Zahl der zu beklagenden Opfer, „die durch die Häresie des Nationalismus, durch Rassenwahn und den Kriegsmoloch einen furchtbaren, ungerechten und meist frühzeitigen Tod erlitten haben“, nennt er „unübersehbar“: „Überlassen wir die Zahl – nicht sich selber! –, sondern der allwissenden Gottheit.“ Wichtiger ist für ihn „die Betrachtung der Qualitas dieser Toten, ihres Lebens und Sterbens“. Für ihn gibt es zwei Gruppen von Toten, die des besonderen Gedenkens würdig sind. Zum einen die Helden und zum anderen die Opfer. Als „Helden“ definiert er jene, die „Blutzeugen“ oder die bis in den Tod hinein selbstlos waren. Sie alle dienen als Leitbilder „vor allem unserer Jugend“: „Ihre Stimmen allein können die Banalität unseres westdeutschen Prosperitätswahns entlarven, aber ebenso uns warnen vor der Bedrohung durch den andern Totalitarismus aus dem

---

<sup>176</sup> Der Volkstrauertag war 1926 als Gedenktag für die Opfer des 1. Weltkrieges geschaffen worden. Die Nationalsozialisten wandelten ihn 1934 in einen „Heldengedenktag“ um, der jeweils am 5. Sonntag vor Ostern zelebriert wurde. Ab 1950 wurde der Volkstrauertag wiederbelebt, auf den vorletzten Sonntag vor dem 1. Advent (Allerseelen) gelegt und diente fortan dem Gedenken der Gefallenen der beiden Weltkriege und der Opfer des Nationalsozialismus.

<sup>177</sup> Das Typoskript findet sich im Privataarchiv der Familie Andres. Alle folgenden und nicht gesondert gekennzeichneten Zitate finden sich dort.

<sup>178</sup> „Juli“ wird hier irrtümlich genannt. Tatsächlich fand das Heimkehrertreffen vom 17.-19. Juni 1955 in Hannover statt.

Osten.“ Er konstruiert hier einen positiven Begriff des „Heldentums“ weit ab von jeder militärischen oder gar nationalistischen Begriffsfärbung. Er fordert die angemessene Beachtung dieses „Heldentums“ im Geschichtsunterricht. Doch auch wenn Andres seine Definition des „Heldentums“ unmissverständlich deutlich macht, dürfte der Gebrauch dieses Begriffs 1957 nicht unproblematisch gewesen sein. Der „Heldengedenktag“ war im allgemeinen Sprachgebrauch noch weit verbreitet und vielen wollte sich der Unterschied zwischen diesem Gedenktag und dem „Volkstrauertag“ nicht erschließen. So wurde der Volkstrauertag von soldatischen Verbänden vielerorts genutzt, um den toten Kameraden mit militärischen Ehren zu gedenken. Dass Andres hier ein anderes Heldenbild zeichnet und zudem auch auf die „Opfer“ hinweist, könnte eventuell nicht ausreichend Beachtung gefunden haben. Ausdrücklich unterscheidet er zwischen „Opfern“ und „Helden“: „Alle, die der Unmensch in seinen Vernichtungsapparat verlockte und hineinzwang und die dabei ihr Leben ließen, sind – mit wie hohen Orden sie auch ausgezeichnet sein mögen – in meinen Augen noch keine Helden, sondern Opfer.“ Er sieht den Ursprung der Kriege in dem Brudermord von Kain an Abel<sup>179</sup> und ergänzt:

„Denn jeder Krieg, der nicht ein reiner Verteidigungskrieg ist, trägt das Kainsmal<sup>180</sup> auf der Stirn und besteht nur aus Mord, Vernichtung und absurden Zielsetzungen, durch welche noch kein Volk auf die Dauer seine Seinserfüllung fand oder zu Ehre und zum Einklang mit sich selbst und den andern Völkern gelangt ist.“

Die Ansichten darüber, wer als „Held“ oder „Opfer“ des Gedenkens würdig ist, dürfte 1957 in vielen Fällen weit auseinander gelegen haben. Andres gründet seine weitere Argumentation deshalb auf eine Gruppe, die von allen unstrittig als „Opfer“ gesehen werden kann: auf die Säuglinge, Kleinkinder und „Knaben, die man gegen die Panzer des heranrückenden Feindes jagte“. Diese Toten mahnen alle unzweifelhaft zum Frieden. Doch statt sich der Bewahrung des Friedens zu verschreiben, gerade angesichts der vielen

---

<sup>179</sup> Vgl. 1. Mose 4, 8: Da sprach Kain zu seinem Bruder Abel: Laß uns aufs Feld gehen !Und es begab sich, als sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot.

<sup>180</sup> Vgl. 1. Mose 4, 15: Und der Herr machte ein Zeichen an Kain, daß ihn niemand erschläge, der ihn fände.

unschuldigen Toten des letzten Krieges, sieht Andres eine von ihm auch an anderer Stelle<sup>181</sup> beklagte Entwicklung:

„Die Mächtigen im Westen und Osten erwägen vielmehr bereits im Stillen die Möglichkeit eines mittleren, ‚sauberen‘ Atomkrieges, und sie wissen sogar, wo er losgehen wird, und sie werden recht behalten, wenn die Fronten Westdeutschlands gegen das östliche Bruder-Deutschland – und umgekehrt! – auf die gleiche fortschreitende Weise erstarren wie in den letzten Jahren.“

Für den Umgang mit den Tätern, auch dies 1957 ein virulentes Thema, erklärt Andres, dass jeder nur das „persönlich angetane Böse verzeihen dürfe [...], daß es uns aber nicht erlaubt ist, im Namen der andern, die Übles erlitten, zu verzeihen – oder gar zu vergessen“. Dieser Gedanke leitet ihn zu den bereits in Hannover ausgeführten Überlegungen über den Unterschied zwischen Gut und Böse. Dabei spart er Ausführungen über die Dämonien aus<sup>182</sup> und endet seine Rede mit dem aus der Mystik übernommenen Bild vom Menschen als Gottes Thron: Der Mensch, der selber zwischen Gott und Teufel wählen kann, der selber zwischen Gut und Böse unterscheiden kann – und in der jüngsten Vergangenheit den falschen Weg ging. Um dies zu verdeutlichen, erinnert er an das Mahnmal in der Marienkirche zu Lübeck, vor dem er noch „vor kurzem“ stand. Während des Angriffs auf die Stadt am 29. März 1942 brannte die Marienkirche fast vollständig aus. Die Glocken im Südturm waren durch den Feuersturm in Bewegung gesetzt worden und läuteten solange, bis das Gewölbe zusammenbrach und sie auf den Boden des Turms stürzten. Dort liegen sie noch heute als ewiges Mahnmal. Andres ist sich sicher:

„An diesem Mahnmal kommen wir Deutschen nicht vorbei. Die Toten wissen es und warten auf uns in dieser Kapelle. Unsere sittlich-politische Entscheidung heute und morgen – das ist unsere Antwort an die Toten. Sie entscheidet darüber, ob wir, ob Deutschland, ob Europa weiter bestehen wird oder nicht.“

---

<sup>181</sup> s. hierzu vor allem seine Reden gegen die Atomrüstung (Konv. III).

<sup>182</sup> Kurze Passagen über die „Dämonien“ hatte Andres zunächst sinngemäß oder wörtlich aus der Rede zum Heimkehrertag 1955 in Hannover in das Manuskript übernommen, dann aber wieder gestrichen. Vermutlich war die Redezeit in Bochum kürzer bemessen und deshalb eine Raffung der Argumentation vonnöten.

Damit wendet Andres den Blick am Ende seiner Rede auf die Zukunft. Der „Volkstrauertag“ ist für ihn nicht nur Anlass, der Toten zu gedenken, sondern Aufforderung, gerade aus diesem Gedenken die Mahnung an die zukünftigen Generationen herauszulesen. Immer wieder kann und muss der Mensch, jeder einzelne, zwischen Gut und Böse unterscheiden und zwischen Gott und Teufel wählen. Niemand kann dem Einzelnen diese Aufgabe abnehmen. Was geschehen ist, kann möglicherweise in Teilen vergeben werden, vergessen werden darf es nicht. Die Toten mahnen zu einem behutsamen Umgang mit den Brüdern und dazu, sich mit allen Kräften der Erhaltung des Friedens zu widmen.

### III. Gegen die Atomrüstung

#### Einleitung

Bereits Anfang der 50er Jahre hatte es „rege außerparlamentarische Aktivitäten“<sup>183</sup> gegen die Wiederbewaffnung der Bundeswehr gegeben, bei denen namentlich die KPD die treibende Kraft war. In den folgenden Jahren wurde über die Frage der Wiederbewaffnung innerhalb und außerhalb des deutschen Parlamentes heftig gestritten. Schließlich wurden am 29. Januar 1955 die „Pariser Verträge“ gegen die Stimmen der SPD und trotz heftiger außerparlamentarischer Opposition ratifiziert. Parallel dazu gab es Überlegungen, „amerikanische Atomkanonen, Atomraketen geringerer Reichweite und unbemannte Atombomber“<sup>184</sup> auf dem Gebiet Westdeutschlands zu stationieren. Ende März 1958 (20. bis 25. März) wurde schließlich nach einer wahren „Redeschlacht“ mit den Stimmen von CDU/ CSU, FDP und DP gegen die Stimmen von SPD und KPD die westdeutsche „Atombewaffnung“ mit folgendem Wortlaut beschlossen:

„In Übereinstimmung mit den Erfordernissen dieses Verteidigungssystems [d.h. der NATO] und angesichts der Aufrüstung des möglichen Gegners müssen die Streitkräfte der Bundesrepublik mit den modernsten Waffen so ausgerüstet werden, daß sie den von der Bundesrepublik übernommenen Verpflichtungen im Rahmen der NATO zu genügen vermögen und den notwendigen Beitrag zur Sicherung des Friedens wirksam leisten können.“<sup>185</sup>

An dem von der Parlamentsdebatte ausgesparten Wochenende fand die Auftaktkundgebung der Aktion „Kampf dem Atomtod“ in Frankfurt statt, bei der auch Andres eine Rede gehalten hat (s. 23. März 1958, S. 130 ff.). Diese Bewegung wurde schnell zu der

„mächtigsten Volksbewegung [...], die Westdeutschland bis dahin gesehen hatte, und bei deren Initiierung und Durchführung Schriftsteller mit die entscheidendsten Rollen spielten. Nie zuvor in der Geschichte der Bundesrepublik traten Schriftsteller in dem Maße bei öffentlichen Kund-

---

<sup>183</sup> Vgl. Raimund Kurscheid: Kampf dem Atomtod. Köln 1981, S. 15.

<sup>184</sup> Vgl. Hans Karl Rupp: Außerparlamentarische Opposition in der Ära Adenauer. Köln 1970, S. 33.

<sup>185</sup> Vgl. ebenda, S. 161.

gebungen auf, wirkten bei der Arbeit in den zur Durchführung erforderlichen Ausschüssen mit.“<sup>186</sup>

Dies gilt auch für Stefan Andres, der im Jahr 1958 viele Reden im Zusammenhang mit der Aktion „Kampf dem Atomtod“ hielt.<sup>187</sup> Wie viele Reden es genau waren, lässt sich nur annähernd feststellen. Man muss davon ausgehen, dass Andres nicht für jeden Anlass eine neue Rede schrieb, sondern bereits vorhandene Manuskripte nutzte bzw. umänderte. Dies wird bei der Analyse der vorhandenen Reden im Einzelnen zu zeigen sein. So lassen Ankündigungen von Reden oder kurze Hinweise auf Reden, die sich in den Materialien im Deutschen Literaturarchiv in Marbach finden, Rückschlüsse auf mögliche Datierungen zu. Welche Rede mit welchem Wortlaut er dann genau wann und wo gehalten hat, lässt sich nur vermuten. Die Betrachtung der erhaltenen und mehr oder weniger genau datierbaren Reden lässt aber einen Blick auf Andres’ „Arbeitstechnik“ zu und ermöglicht einen Einblick in die Grundlagen seiner Argumentationen. Bereits vor der Auftaktkundgebung der Aktion „Kampf dem Atomtod“ hatten „vierzig Persönlichkeiten des politischen, kirchlichen und künstlerischen Lebens“<sup>188</sup>, darunter auch Andres, am 10. März 1958 einen Auf-

---

<sup>186</sup> Vgl. Kurscheid, *Kampf dem Atomtod* (s. Anm. 183), S. 5.

<sup>187</sup> Eine genaue Schilderung der Diskussionen um die Wiederbewaffnung der Bundeswehr bzw. die Bewaffnung mit Atomwaffen sowie die Entwicklung der außerparlamentarischen Opposition einschließlich der Aktion „Kampf dem Atomtod“ findet sich in: Hans Karl Rupp: *Außerparlamentarische Opposition in der Ära Adenauer: Der Kampf gegen die Atombewaffnung in den fünfziger Jahren. Eine Studie zur innenpolitischen Entwicklung der BRD.* Köln 1970. Kurscheid greift die Ergebnisse von Rupp auf und nimmt im Weiteren die Rolle der Schriftsteller in dieser Zeit und die thematisch auf diese Zeit bezogene Literatur besonders in den Blick: Raimund Kurscheid: *Kampf dem Atomtod. Schriftsteller im Kampf gegen eine deutsche Atombewaffnung.* Köln 1981. Weitere Hintergrundinformationen zur Diskussion um Auf- oder Abrüstung in Europa der 50er Jahre finden sich in: *Rüstung und Abrüstung im Atomzeitalter. Ein Handbuch.* Hg. vom Stockholm International Peace Research Institute. Reinbek b. Hamburg 1977; Otto Kimminich: *Völkerrecht im Atomzeitalter. Der Atomsperrvertrag und seine Folgen.* Freiburg im Breisgau 1969; *Sicherung vor Überraschungsangriffen im Atomzeitalter. Ausgewählte Dokumente zur Genfer Expertenkonferenz zur Prüfung von Maßnahmen, die zur Verhütung eines Überraschungsangriffs beitragen könnten, und zur Vorbereitung eines den Regierungen vorzulegenden Berichtes über diese Frage* (Genf, 10. November – 18. Dezember 1958). Zusammengestellt und bearbeitet von Hermann Volle und Helga Haftendorn. Frankf. a. Main / Berlin 1962; John H. Herz: *Weltpolitik im Atomzeitalter.* Stuttgart 1961.

<sup>188</sup> Vgl. Arbeitsausschuß *Kampf dem Atomtod. Vierzig Persönlichkeiten der Bundesrepublik gegen den Rüstungswetlauf.* In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 11.3.1959 (Nr. 59), S. 3. Als Unterzeichner werden u.a. genannt: Justizminister Dr. Amelunxen, Axel Eggebrecht, Erich Kästner, Eugen Kogon, Paul Löbe, die Kirchenpräsidenten und Pfarrer Gollwitzer,

ruf unter der Überschrift „Wir werden keine Ruhe geben“ veröffentlicht, in dem sie eine atomwaffenfreie Zone in Europa forderten und das deutsche Volk aufriefen, sich der Rüstungspolitik zu widersetzen. 1961 unterzeichnet Andres diesen Aufruf erneut in Zusammenhang mit den Ostermarsch-Aktionen.<sup>189</sup>

Andres arbeitet intensiv für den Arbeitsausschuss „Kampf dem Atomtod“. Er spricht auf Kundgebungen, und seine Reden werden gedruckt und beachtet, oft auch kritisiert. Immer wieder unterzeichnet er Aufrufe und führt Gespräche mit Leuten, die sich ebenso wie er gegen die Atomwaffen aussprechen: Ollenhauer, Eichler, von Knoeringen, Jahn, Kreuder, Deschner (den Andres wohl nicht besonders schätzte)<sup>190</sup>, Böll, Schallück u.v.a.<sup>191</sup>

Im April 1960 wird Andres als Vorstandsmitglied in den Arbeitsausschuss „Kampf dem Atomtod e.V.“ gewählt, wie aus einem Schreiben von Dr. Walter Menzel an den Autor hervorgeht.<sup>192</sup> Andres ist Mitherausgeber der Zeitschrift *atomzeitalter – Zeitschrift für Sozialwissenschaften und Politik; Information und Meinung*.

Andres verfasst, korrigiert oder billigt zumindest Schreiben an die Mächtigen der Welt, das Ihre zu tun, um einen Atomkrieg zu verhindern bzw. erst gar nicht die Möglichkeiten für einen solchen zu schaffen. So geht z.B. 1958 ein Telegramm, das auch er namentlich unterzeichnet hat, an Eisenhower, Mac Millian, DeGaulle, Chruschtschow, Diefenbaker, Cyrankiesicz, Sikory und Maurer mit der Bitte, die Genfer Konferenz, die für den 1.7.1958 einberufen wurde, zu sichern. Es geht um eine Sachverständigenkonferenz über die Kontrolle nuklearer Versuchsexplosionen. Die Unterzeichner bitten die Adressaten, Atomversuche und atomare Rüstung zu verhindern. Die Westmächte antworten auf das Telegramm zunächst

---

Iwand, Kloppenburg, Linz, Niemöller und Stempel. Siehe dazu auch: Aktion gegen den Atomtod. Appell an die Öffentlichkeit / Kundgebung in Frankfurt geplant. In: *Frankfurter Rundschau* 11.3.1959 (Nr. 59), S. 1.

<sup>189</sup> Einen Abdruck dieser Neuauflage des Aufrufes von 1958 findet sich u.a. in: *konkret*, September 1961, o. Seite und versehen mit einer Auflistung sämtlicher Unterzeichner im DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I.

<sup>190</sup> Vgl. DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe III.

<sup>191</sup> Vgl. ebenda.

<sup>192</sup> Vgl. Brief von Dr. Menzel an Andres, 6.4.1960 im DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe II.

nicht. Maurer betont die Übereinstimmung seiner Regierung mit den Zielen des Ausschusses, genauso wie Sikory. Chruschtschow hätte lieber zunächst die grundsätzliche Frage der Einstellung der Versuche verhandelt und dann die Frage nach der Kontrolle. Er weist darauf hin, dass die Sowjetunion die Versuche bereits eingestellt hat, die Westmächte jedoch erklärt hätten, die Ergebnisse der Konferenz würden ihre Haltung in der Frage der Kernversuche keineswegs beeinflussen.<sup>193</sup>

Innenpolitisch ist Andres, genauso wie seine Mitstreiter, vielen Anfeindungen aus den unterschiedlichsten Richtungen ausgesetzt. So verschiebt Willy Brandt als Regierender Bürgermeister von West-Berlin einen für November 1958 geplanten Studentenkongress, in dessen Präsidium neben anderen bekannten Namen auch Stefan Andres sitzt, auf Januar 1959 und damit auf eine Zeit nach den anstehenden Wahlen.<sup>194</sup> Immer wieder ist Andres von der inkonsequenten Haltung der SPD enttäuscht. Es finden sich in den politischen Lagern kaum Männer, die verlässlich die Sache der Atomwaffengegner unterstützen. Der Koordinator des Zentralen Ausschusses des Ostermarsches der Atomwaffengegner, Hans-Konrad Tempel, erhebt in einer Verlautbarung vom 23. März 1963 unter der Überschrift „Warum lügt die SPD?“ schwere Vorwürfe gegen die Partei, die ihrer Ausrichtung nach den Atomwaffengegnern am nächsten stehen müsste.<sup>195</sup>

Andres macht jedoch auch immer wieder unmissverständlich deutlich, dass er auf keinen Fall eine bestimmte Partei unterstützt oder gar zu deren Wahl aufruft. Ihm geht es um die Sache, nämlich um die Verhinderung einer Aufrüstung der Bundeswehr mit Atomwaffen und der Stationierung von Atomwaffen in Deutschland. In der politischen Debatte spielen dagegen die parteipolitischen Zuordnungen eine wichtige Rolle. So lässt die CDU über ihren Pressedienst als Reaktion auf den Aufruf vom 10. März verlauten, „man müsse mit Bedauern annehmen, daß es sich um eine parteitaktische Aktion handele“<sup>196</sup>.

---

<sup>193</sup> Vgl. DLA: Stefan Andres. Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe II.

<sup>194</sup> Im DLA finden sich im Konvolut „Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe II“ eine Vielzahl an Pressemitteilungen, Zeitungsartikeln und Grußworten zu diesem Thema.

<sup>195</sup> Nähere Erläuterungen zu diesem Schreiben siehe Kapitel „1. April 1961, Miltenberg“.

<sup>196</sup> Vgl. Arbeitsausschuß Kampf dem Atomtod. In: FAZ 11.3.1959, S. 3 (s. Anm. 188).



Auch der Vorwurf, die Atomwaffengegner stünden dem kommunistischen Lager nahe oder würden von diesem sogar finanziert, wird zum Ärger von Andres und seinen Mitstreitern immer wieder laut. So bemängelt z.B. der Pressereferent des Bundesverteidigungsministeriums Oberst Schmückle in einer Rundfunkrede (2.3.1960 RIAS-Berlin), dass bei der Forderung Ulbrichts nach atomarer Bewaffnung der Sowjetzonen-Armee kein „heller Aufschrei der Empörung zu hören war“. Die Atomgegner spürten den Gewissensbiss wohl nur bei der Aufrüstung der Bundeswehr, aber nicht bei der Bewaffnung deutscher Kommunisten.<sup>197</sup> Dr. Menzel und der SPD-Abgeordnete Erler wenden sich in einem Rundschreiben (Nr. 7 / 1960) an die Landesausschüsse (Arbeitsausschuß Kampf dem Atomtod) entschieden gegen diese Vorwürfe. Menzel hat dazu eine Erklärung abgegeben, die in der Nachrichtensendung des Nord- und Westdeutschen Rundfunkverbundes gesendet wurde.<sup>198</sup>

An anderer Stelle findet sich auch der Vorwurf, der Ostermarsch könnte von kommunistischen Agitatoren unterwandert werden, oder zumindest könnte es sich um eine aus dem Osten finanzierte Aktion handeln.<sup>199</sup>

Die Innen- und Außenpolitik der Bundesregierung unter Bundeskanzler Konrad Adenauer hält Andres für völlig verfehlt. Das macht er in der Mehrheit seiner Reden zu dem Thema der Atombewaffnung unmissverständlich deutlich. Ende 1960 verfasst der Arbeitsausschuss „Kampf dem Atomtod“ einen von Andres bearbeiteten und gebilligten Brief an Konrad Adenauer.<sup>200</sup> Darin heißt es:

„Sehr geehrter Herr Bundeskanzler,  
Wer der Bundeswehr heute noch moderne Waffen vorenthalte, so haben Sie am 27.9. vor der CDU-CSU-Bundestagsfraktion erklärt, der ‚versündige sich‘. Er sei ein ‚Narr oder noch böser‘. Mit ‚modernen Waffen‘ haben Sie, das dürfen wir, dem Sprachgebrauch der Bundesregierung folgend, unterstellen, atomare Vernichtungsmittel gemeint. Sie haben damit über eine große Gruppe von Staatsbürgern ein grundsätzliches Urteil gefällt. Durch Ihre Erklärung haben Sie alle diejenigen dis-

---

<sup>197</sup> Vgl. Rundschreiben Nr.7 / 1960 an die Landesausschüsse (Arbeitsausschuß Kampf dem Atomtod) 4.3.1960 im DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe II.

<sup>198</sup> Vgl. ebenda.

<sup>199</sup> Siehe dazu die Anmerkungen zur Rede „1. April 1961, Miltenberg“.

<sup>200</sup> Vgl. DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe II.

kriminiert, die aus begründeter Überzeugung die atomare Ausrüstung der Bundeswehr für verhängnisvoll halten. Sie erklären alle, die aus politischer und ethischer Verantwortung dieses Ziel der Bundesregierung nicht billigen können, für unmündig. Noch schlimmer: Sie stempeln diese Bürger als verbrecherisch ab. Denn was sollen Ihre Worte ‚versündigen‘ und ‚noch böser als Narren‘ sonst bedeuten? Die Verwendung solcher Argumentation ist ein Mißbrauch Ihres politischen Amtes.

Diese Ihre Diffamierung reißt zu einem Zeitpunkt, in dem Deutschland den Gefahren einer überaus ernsten Weltsituation besonders ausgesetzt ist und nicht nur das Schicksal Berlins auf dem Spiel steht, eine Front gegenüber allen jenen auf, die sich zur Bundesrepublik und damit zur Demokratie bekennen, und gerade um ihrer Bejahung der Freiheit willen die atomare Aufrüstung der Bundeswehr für gefährlich halten. Es ist dabei unerheblich, ob sich ihre Erklärung gegen die Opposition im Bundestag richtet und als Sprache des Wahlkampfes aufzufassen ist. Ihre Behauptung muß schlechthin zu einer Verketzerung aller derjenigen führen, die über eine politische Entscheidung nicht einer Meinung mit der Bundesregierung sind. Wir halten es für verhängnisvoll, daß der Regierungschef des demokratischen Deutschlands sich eines Stils bedient, den man mit Recht als Ausdrucksweise autokratischer Regierungschefs ablehnt. Damit wird jenen Kräften in die Hand gearbeitet, die wir um der Wiedervereinigung und der Zukunft des Landes willen bekämpfen müssen.

Bei Ihrer Erklärung geht es nicht allein um die Frage der atomaren Bewaffnung. Es geht darum, ob in unserem Staat einer Minorität durch den verantwortlichen politischen Führer das Recht darüber abgesprochen werden kann, an der Zukunft der Bundesrepublik und eines freien Deutschlands mitzuwirken. Es geht darum, ob die Ausführung der Regierungsgewalt zur Fällung sittlicher Verdammungsurteile über einen Großteil des Volkes berechtigt. Wir können nicht umhin, sehr geehrter Herr Bundeskanzler, Ihre Äußerungen vor der Bundestagsfraktion der Regierungspartei in einem Sinne zu verstehen, der für die demokratische Moral der Bundesrepublik und für ihren politischen Weg bedenklich sein muß.<sup>201</sup>

Trotz aller Anfeindungen wird jedoch auch deutlich, was den Schriftsteller Andres dazu bewegt, seinen Schreibtisch zu verlassen und sich über einige Jahre hinweg auf eine Unzahl von Kundgebungen und Versammlungen zu begeben und den Leuten immer wieder mahnend ins Gewissen zu reden,

---

<sup>201</sup> Vgl. DLA: A: Andres. Kreuzer Konv. Atomwaffengegner 77.5834/5.

dem seiner Meinung nach falschen Kurs der Regierung nicht zu folgen. In einem Interview mit einer Koblenzer Schülerzeitung gibt er 1957<sup>202</sup> zu Protokoll:

„Ich halte es nicht für die Pflicht eines Schriftstellers, sondern da der ja auch noch Bürger ist, muß er sich genau wie ein *civis romanus* in den öffentlichen Dingen verantwortlich fühlen und kann nicht nur alles den Politikern überlassen. Er wird seine geschichtlichen Erfahrungen und seinen gesunden Menschenverstand, vor allem seine moralischen Kräfte auch in den Kampf werfen, wenn es um Dinge geht wie eben die atomare Aufrüstung. [...] Die Freiheit ist ein hohes Gut! Aber sie ist nicht das höchste. Denn die geistige Freiheit bleibt ja immer noch, auch wenn die bürgerlich-politische zuschanden gegangen ist. Dann muß ich eben das Opfer bringen und die Unfreiheit tragen – der künftigen Generationen wegen! Jaspers aber formuliert es so: Der Kommunismus oder – die Freiheit! Ich sage: diese Konstellation braucht ja gar nicht einzutreten. Aber angenommen, es würde eintreten, dann bin ich dafür, dann trage ich – und ich bin weiß Gott ein Feind des totalitären Staates, das habe ich bewiesen durch die Praxis – dann würde ich sagen: Gut! Ich habe noch 20 Jahre zu leben. Für meine Kinder, für meine Enkel trage ich das Joch der Unfreiheit. So wie Pasternak, wie andre Leute! Die auch in diesem System leben. Aber ich werde doch nicht um der bürgerlichen Freiheit willen die ganze Welt kaputt machen, daß überhaupt kein Leben mehr möglich ist! So etwas kann doch nur ein alter, vergreister Mensch sagen. Das ist eine Diktatur der Großväter, sage ich Ihnen! Freiheit ist ein ganz hoher Wert, wir wollen nicht darauf verzichten. Aber das Leben ist unendlich mehr. Denn das Leben enthält ja alle Möglichkeiten erst, in ihm wird ja alles erst entfaltet, was wir an späteren Werten haben. Also ist es doch der Urwert, der der die andern trägt!

Noch etwas anderes: Selbst sterben – ja, man kann nicht weise werden, ohne an den persönlichen Tod zu denken. Jedem ist er bestimmt, und ich gehöre nicht zu den Menschen, die das einfach abtun wollen. Aber sehen Sie, es kommt doch auf die Art des Todes an!

Der Tod durch einen Atomkrieg ist ein Tod, der den Menschen wirklich auf eine Weise bagatellisiert – das Leben überhaupt, daß wir es einfach nicht dulden dürfen! Wir sagen: Nein! Dafür sterben wir, damit die Menschen nicht so sterben! Das ist meine Haltung in diesem Punkt, und da kann ich nicht nachgeben, da kann kommen, was will.

---

<sup>202</sup> Dieses Datum ist nicht gesichert, sondern wohl nachträglich mit einem Fragezeichen versehen auf das Typoskript geschrieben worden.

Ich habe mich sehr gefreut über den neuen Papst. Die erste Stimme, die er hatte, war ganz deutlich gegen den Krieg, – und wenn heute einer gegen den Krieg spricht, dann spricht er gegen den Atomkrieg. Es gibt keinen andern Krieg mehr! Die Herren sollen sich hüten. Es gibt vielleicht irgendwo eine Polizeiaktion wie jetzt im Libanon, ja, wir haben es erlebt – die ganze Welt hat gezittert – [...] und es war wieder nahe dran! [...]“

Im Weiteren wird Andres noch deutlicher und nennt auch seine „Gegner“ beim Namen:

„Da könnte ich mir z.B. vorstellen, daß ich gegen den Mißbrauch des Christentums von seiten gewisser Parteien einmal aufstände und sagte: Ihr lügt ja! Ihr meint ja gar nicht das Christentum! Ihr versteckt euch ja nur dahinter! Das könnte auch ein Anlaß sein, um mal in die Öffentlichkeit einzugreifen, als ein Bürger, der auch Schriftsteller ist. Und dies nicht, weil ich ein Sonntagspolitiker sein möchte, sondern weil eben: res tua agitur! Das müssen wir uns sagen. Wir können uns doch nicht überall in den wichtigsten Dingen vertreten lassen. Die Kirche bringt mich also in den Himmel, der Adenauer macht mich hier in der Welt glücklich und so weiter. Ja, das könnte denen so passen! Dann hätten sie eine schöne Herde zu führen: eine Herde ohne Kopf! Nein, wir sind doch Menschen, wir sind doch verantwortlich! Wir denken doch mit! Und wir stehen – und das ist ganz ernst gesagt – damit vor Gott. Indem wir politisch handeln. Wir können eines Tages in die Situation kommen, da wir, wenn wir erwachsen sind, gefragt werden: Sag mal, wo warst du damals? Und dann kann ich mich nicht entschuldigen, indem ich sage, ich habe gerade lyrische Gedichte geschrieben.“<sup>203</sup>

Tatsächlich ist er aufgestanden und hat an vielen Orten seine Meinung laut und deutlich verkündet.

Obwohl der Autor soviel Energie in die öffentliche Arbeit steckt und im Bereich der Atomwaffengegner und der Ostermarschierer eine ganze Reihe von Gleichgesinnten gefunden haben dürfte, kommt es sowohl zum Bruch mit dem Arbeitsausschuss „Kampf dem Atomtod“ als auch mit den Ostermarschierern. In einem Brief an Dr. Menzel legt Andres 1960 seine Gründe dar:

---

<sup>203</sup> Vgl. Interview für eine Koblenzer Schülerzeitung 1957 (?) im DLA: A: Andres. Gesamtwerk 89.84.34/1 Zugehörige Materialien, Manuskripte Anderer, Verschiedene Autoren, Prosa, Rezensionen. Konv. Kritiken zum Gesamtwerk und Leben Stefan Andres 1937 bis 1957.

„Nur soviel an dieser Stelle: ich habe mich natürlich nicht aus Liebe zu irgendeiner Partei an dieser unerfreulichen, nämlich hoffnungslosen Sache beteiligt, ich tat es, weil mir mein Gewissen sagte, es sei gut, auch scheinbar unlösbare Aufgaben anzupacken, es könnte sich nämlich hernach herausstellen, daß sie doch zu lösen waren. Nun jedoch habe ich alle Hoffnung aufgegeben.“<sup>204</sup>

1966 kommt es zum Zerwürfnis mit der Kampagne für Abrüstung – Ostermarsch der Atomwaffengegner über die Frage der Richtigkeit des Vietnamkrieges. Die Kampagne stellt den Vietnamkrieg als in ethischer Hinsicht indiskutabel, in politischer Hinsicht als dumm und in militärischer Hinsicht als einmalig brutal dar. In einem Brief an Andreas Buro fragt Andres:

„Ist das guter politischer Ton, wenn wir Deutschen eine befreundete Nation in einer Auseinandersetzung solchen Ausmaßes vor aller Welt mit Transparensprüchetechnik moralisch ermahnen, ja verdammen?

1. Haben wir außerdem die mindeste Aussicht, mit unseren Miniaturprotesten ein Unternehmen in unserm Sinne zu beeinflussen, ein Unternehmen, das weltgeschichtliche Bedeutung und vielleicht sogar Größe hat – wer will das heute wissen?

2. Reihem wir uns mit unserm deklamatorischem Protest nicht unter die Schar der von Emotion bestimmten Schreier ein, jener, deren blindes Ethos davon lebt, die Macht solange abzulehnen, bis sie – wie einst im dritten Reich – prompt jener Macht zum Opfer fallen, die ihre politische Ahnungslosigkeit am geschicktesten und brutalsten mißbrauchen wird?

3. Verdunkelt der Ostermarsch durch seinen rhetorischen Widerstand gegen den Vietnamkrieg nicht sein Hauptziel: Widerstand gegen das Heraufkommen eines atomar bewaffneten Europas? Werden wir nicht in demselben Maße, als man uns – zurecht oder unrecht! für kommunistenfreundlich hält, in unserer eigenen Zielsetzung verdächtigt und dadurch in unserm Wirken gehemmt?

- Sollten wir nicht nur dort und dann protestieren, wenn unsere Ideen und Lebensziele ernstlich infrage gestellt werden? Einer solchen Bedrohung begegnen wir in unserm Protest gegen die atomaren Waffen in Europa. Müßte uns dieses Ziel nicht genügen?“<sup>205</sup>

Dass er sich seine Haltung nicht leicht macht und ihn diese Fragen lange Zeit umgetrieben haben, wird im weiteren Wortlaut des Briefes deutlich:

---

<sup>204</sup> Weitere Ausführungen zu diesem Brief siehe das Kapitel „1. April 1961, Miltenberg“.

<sup>205</sup> Vgl. Brief an Andreas Buro 5.10.1966 im DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I.

„Weniges im Bereich der Politik hat mich derart vexiert wie dieser Vietnamkrieg. Eine Zeitlang habe ich ihn morgens abgelehnt, abends nicht bejaht, aber doch als Unglück angesehen, das man nicht mehr rückgängig machen kann. Heute halte ich ihn für eine politische Entscheidung, wie sie die demokratischen Staaten 36 in Europa hätten treffen müssen: Hitler mit militanten Mitteln ad absurdum führen. Damals siegte ein Befriedungswille, der uns einen der furchtbarsten aller Kriege bescherte und dazu einen Frieden, an dem wir immer noch leiden. Heute heißt Hitler: Mao Tse-tung. Wenn die Amerikaner nun gar nicht Vietnam meinten, sondern den zum Krieg und Völkermord entschlossenen Maotse-tismus? Wenn sie entschlossen wären, China als Atommacht aus dem Spiel zu drücken in einer Zeit, da es noch möglich ist?

Vielleicht irre ich mich, aber fantastisch sind die Überlegungen nicht. Die Nachricht, daß in China eine neue Revolution ausgebrochen oder daß die Atombrutstätten in der Wüste Gobi von amerikanischen Fliegern vernichtet worden seien – mit konservativen Waffen! – das würde mir von meinem jetzigen Bild unserer Zeit einen der schwersten und schwärzesten Schleier fortheben.

Ich kann die Dinge nicht so einfach sehen, wie es in der Kampagne und anderswo üblich geworden ist. Ein radikaler Pazifismus, der jede Art von Gewaltanwendung aus religiösen oder ethischen Gründen ablehnt, dürfte von keiner Macht dieser Welt gekränkt werden, aber – meine Bedenken, die ich gegen den radikalen Pazifismus hege – er tut, so paradox das auch klingen mag, nichts für den Frieden, für jenen, der auf dem Feld der Politik mit den seit Adams Zeiten üblichen Machtmitteln erworben und vor allem bewahrt wird.

Keine weiteren Auslassungen über den Pazifismus. Die Ansichten sind einfach verschieden. Sicherlich können Buro und seine Mitarbeiter es nicht verstehen, daß man über eine scheinbar so eindeutig böse Sache unterschiedlicher Meinung sein kann. Ich begreife ihre Empörung und ihre Ablehnung des Krieges durchaus, kann sie jedoch nicht teilen.

Da ich mich aber nicht zum Mentor der Kampagne aufwerfen will, ich mich aber auch nicht der Mehrzahl in einem zum politischen Dogma erhobenen, aber mir als Irrtum erscheinenden Punkt unterwerfen kann, bitte ich Sie, meinen Namen aus der Liste des Kuratoriums zu streichen.

Falls die Kampagne von sich aus umdächte und sich ein zumindest von außenpolitischem Takt diktiertes Schweigen auferlegte, stände für mich einem weiteren Zusammengehen kein Hindernis im Weg. Ihr Ziel, Deutschland frei von Atomwaffen zu halten, ist natürlich noch immer ohne jeden Abstrich auch das meine.

Dieser Brief hat mich eine schlaflose Nacht gekostet. Nehmen Sie ihn bitte auf als eine jener uns schwerfallenden Entscheidungen, die getroffen werden, weil wir zuerst mit uns selber einig sein und ins Klare kommen müssen, selbst wenn wir dadurch andre ehrenwerte und uns sogar nahe-stehende Menschen enttäuschen.<sup>206</sup>

Andreas Buro bestätigt die Differenzen zwischen der Kampagne und Stefan Andres, weist jedoch darauf hin, dass er es für politisch unrichtig hält, die Ereignisse in China und Vietnam mit den Ereignissen in Deutschland in den 30er Jahren gleichzusetzen. Zudem hält er es für einen großen Fehler, wenn das auf Ost und West bezogene Schwarz-Weiß-Schema nun in ein Gelb-Weiß-Schema umgemünzt wird.<sup>207</sup> In dieser Frage bleiben die Fronten bestehen. Es kommt zu keiner Einigung.<sup>208</sup>

Zwar sind die „Kampf dem Atomtod“-Ausschüsse auch Anfang der 60er Jahre noch aktiv, doch das Interesse nimmt allmählich ab und Claus Koch, der Herausgeber der Zeitschrift *atomzeitalter* weist 1962 bereits darauf hin, dass sich die Ausschüsse in einer langsamen Auflösung befinden.<sup>209</sup>

Anfang 1967 bittet er Andres, auf seine Mitherausgeberschaft der Zeitschrift zu verzichten. Da niemand mehr am „Ausschuß Kampf dem Atomtod“ interessiert ist, droht auch der Zeitschrift das Ende. Der DGB ist bereit, die Zeitschrift zu finanzieren, allerdings nur unter der Bedingung, dass es eine eindeutig sozial-wissenschaftlich ausgerichtete Zeitschrift wird. Da Andres kein Wissenschaftler ist, bittet Koch ihn um den Verzicht. Er stellt ausdrücklich klar, dass es nicht um eine Distanzierung von der Person Stefan Andres geht.<sup>210</sup> Tatsächlich wird *atomzeitalter* mit der Ausgabe 6/7 1968 eingestellt.

Auch in den 60er Jahren sind die Fronten zwischen Atomwaffengegnern und Regierung verhärtet. Im Frühjahr 1963 gibt es eine Auseinandersetzung um den Ostermarsch im Ruhrgebiet, in die sich auch Andres einmischt, nachdem er ein Telegramm erhalten hat, das ihn über eine geplante Polizei-

---

<sup>206</sup> Vgl. ebenda.

<sup>207</sup> Vgl. ebenda.

<sup>208</sup> Vgl. Brief an Klaus Vack 13.1.1967 im DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I

<sup>209</sup> Vgl. Brief von Claus Koch 18.12.1962 im DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I.

<sup>210</sup> Vgl. Brief von Claus Koch 24.2.1967 im DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I.

aktion informiert.<sup>211</sup> In einem weiteren Telegramm weist er das Innenministerium in Düsseldorf darauf hin, dass die Polizeiaktion gegen den Ostermarsch die ausländischen Ansichten über Polizeistaatverhältnisse auch in Westdeutschland fördern wird.<sup>212</sup>

Zu diesem Zeitpunkt lebt Andres schon seit drei Jahren wieder in Rom. Dennoch nimmt er in mancherlei Hinsicht regen Anteil an den Vorgängen in Deutschland. Eine vollständige Abkehr in Form eines radikalen Bruchs mit seinem bisherigen Engagement hat es demnach nicht gegeben. So mischt er sich nicht nur – zumindest auf Anfragen – in aktuelle Geschehnisse wie in Nordrhein-Westfalen ein, sondern betrachtet auch die parteipolitischen Vorgänge in Deutschland mit Interesse, wenn auch aus gebührender Distanz. So orakelt er 1963 über die Zukunft der CDU in einem Brief, in dem er sich über die Enzyklika „unseres herzhaften und so menschlichen Papstes Giovanni“ auslässt. Ein Prälat habe sie ihm ins Haus gebracht mit der Bemerkung: „Das ist das Ende der CDU.“ Andres selbst glaubt das nicht, aber: „der Anfang vom Ende könnte hiermit eingeleitet sein. Ich sehe schon das alte Zentrum wieder heraufkommen. Diese Lösung wäre nicht die schlechteste.“<sup>213</sup>

Dennoch ist ab Anfang der 60er Jahre immer wieder auch ein Hauch von Resignation zu vernehmen, wenn man seine Briefe und Stellungnahmen die Frage der Atomwaffen betreffend liest. So schreibt er, noch aus Unkel, 1960 der Zeitschrift *Elan*:

„Ihre Sorge über das Anwachsen der militärischen Schmutz- und Schund-Druckwaren teile ich natürlich. Aber was wollen Sie? Diese kriegerischen Blutwurstköche stehen, so muß man doch annehmen, unter höherem Schutz, und ihre Arbeit ist in gewissen Kreisen erwünscht. Sie gehört offenbar zur wieder als notwendig erklärten Abhärtung des deutschen Volkes, vor allem der deutschen Jugend. Auf jeden Fall muß man von dieser psychologischen Abhärtungskur sagen, daß sie ihre Ziele offener vorträgt als etwa der neuorganisierte deutsche Luftschutz. Außerdem

---

<sup>211</sup> Vgl. Telegramm von Frank Werkmeister, Dr. Kloenne, Pfarrer 7.4.1963 im DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I.

<sup>212</sup> Vgl. Telegramm von Stefan Andres 8.4.1963 an das Innenministerium Düsseldorf im DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I.

<sup>213</sup> Vgl. Brief an Bucher 13.4.1963 im DLA: A: Andres Konv. Themen A-W Satire, Sprache Selbstinterviews, Steuern und Schriftsteller, Umfragen, Verleger, Wahrheit.



werden diese ihr Ziel erreichen, während jene, die das Chaos mit Bunkern abzuwehren sich erdreisten, weniger erfolgreich sein dürften.<sup>214</sup>

Andres scheint zwar immer wieder Gleichgesinnte gefunden zu haben, die seine Meinung in bestimmten aktuellen, politischen Fragen teilen, dennoch gewinnt man den Eindruck, er habe nie einen festen Platz gefunden und vermutlich hat er ihn auch nie gesucht. So wie Andres in seinem literarischen Schaffen in der Nachkriegszeit in gewisser Weise ein Einzelgänger geblieben ist, so bleibt er es auch in seinem politischen Engagement. Er lässt sich vor keinen Karren spannen und in keine Schublade stecken, mit welcher Aufschrift auch immer – katholischer Schriftsteller, Atomwaffengegner, Friedensaktivist – sie beschriftet sein mag. Eine Anekdote, die Michael Braun in seiner Andres-Biographie überliefert, mag sinnbildlich sein für Andres' Haltung. Die Szene spielt wohl am Vorabend seiner Rede 1961 in Miltenberg und wird von seinem Nachbarn in Unkel berichtet:

„Am Abend vorher saßen wir in einer alten Gastwirtschaft und probierten uns durch die herrlichen Weine der Gegend. Es wurde spät, und neben unserem war nur noch ein Tisch besetzt, lärmende Herren, glatt und satt vom Wirtschaftswunder. Wein- und kontaktfroh sprach Stefan Andres sie an und fragte, ob sie morgen auch auf dem Markt sein würden und bei den Demonstranten für den Frieden. Da lachten sie ihn aus und sagten, es sei unsinnig, vom Frieden zu reden, denn Sinn allein habe es, die Faust zu zeigen, und nur Dreinschlagen und nicht Reden und Abrüsten könne politische Gegensätze bereinigen; sie proklamierten zynisch und dumm die Gewalt und lachten, wo von geistigen Waffen die Rede war, und schworen auf ihren Glaubenssatz, daß der Mensch doch vom Brot allein lebe. Da packte Stefan Andres den größten Kriegs-Maul-Helden beim Schlips und stieß ihn quer durch die Gaststube und setzte dem zweiten die Faust unter die Nase, während der dritte Schreier schon retirierte und aus sicherer Entfernung schimpfte. Dann saßen wir noch allein bei einem letzten Glas, und Stefan Andres sagte: „Das Stecke-dein-Schwert-in-die-Scheide paßt nicht immer. Es gibt Leute, die müssen Prügel haben.“<sup>215</sup>

---

<sup>214</sup> Vgl. DLA: A: Andres Prosa Konv. Themen A-W Kunst und Künstler, Literatur und Lesen, Malen und Militär, Nietzsche, Politik und PEN, Roman und Rom.

<sup>215</sup> Vgl. Michael Braun: Stefan Andres. Leben und Werk, Bonn 1997, S. 123 f. Braun zitiert nach: Leonard Reinirkens: Stefan Andres. In: Erwin Sinnwell (Hg.): Personen und Wirkungen. Biographische Essays. Mainz 1979, S. 369.

In dieser Weise tritt uns Andres auch in seinen Reden entgegen: entschieden in der Sache, manchmal ohnmächtig vor Wut beim Blick auf seine Mitbürger, nie um eine Antwort verlegen, auch wenn sie seinen Mitstreitern aus dem pazifistischen Lager sicherlich nicht ins Konzept passte. Da Andres niemals bereit war, gegen sein Gewissen Kompromisse einzugehen, musste es unweigerlich zum Bruch kommen.

## 1. 1957: Anti-Atom

Der kurze Text trägt den handschriftlichen Vermerk „Nicht veröffentlicht! Ins Archiv!!“ Möglicherweise war der Artikel als Leserbrief gedacht. Ob er tatsächlich nie erschien, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Mir ist ein entsprechender Abdruck nicht bekannt.

Es handelt sich um eine Antwort auf Vorwürfe, die nach einer „Zusammenkunft einiger Schriftsteller“ am 4. September 1957 in Bonn laut wurden.<sup>216</sup> Man warf den Schriftstellern und damit auch Andres vor, sie hätten „Wahlhilfe für die SPD“ betrieben. Andres weist diese Anschuldigung entschieden zurück. Er sei „Nonkonformist bis auf die Knochen“ und sehr bemüht „seine geistige Unabhängigkeit zu bewahren“. Er sei kein „käuflicher Mensch“. Diese Bemerkung zielt auf zwei kleine Artikel in den *Ruhr-Nachrichten* vom 6.9.1957. In dem ersten heißt es unter der Überschrift „SPD finanzierte Treffen“:

„Die Kosten für das Zusammentreffen der 20 deutschen Schriftsteller, die eine Resolution gegen die Atomrüstung besonders Deutschlands gefaßt hatten, seien von der SPD getragen worden, sagte der Teilnehmer Hans Henny Jahnn. Auch hatten u.a. Stefan Andres, Axel Eggebrecht und Wilhelm Lehmann an dem Treffen teilgenommen.“<sup>217</sup>

Ein Angriff besonders gegen die Person Stefan Andres findet sich auf derselben Seite in der täglichen Kolumne „Tagesgespräch“. Der Kommentator schreibt dort:

„Der wein- und wortgehaltige [sic!] Dichter Stefan Andres hat beteuert, daß er und seine Kollegen mit dem Wahlauf Ruf über die atomare Bewaffnung keineswegs Parteiproganda machen wollten. Gleichzeitig hat aber die sozialdemokratische Parteikasse die Spesen für Andres und die anderen bezahlt. Es ist immer abenteuerlich, wenn Männer, die unpolitisch sein wollen, aufs politische Parkett treten. Sie kommen dann

---

<sup>216</sup> Die *Ruhrnachrichten* vom 5.9.1957 (Nr. 206), S. 2 berichten darüber unter der Überschrift „Gegen Atomrüstung“: „Gegen eine atomare Aufrüstung wandten sich in einer Entschliebung zwanzig deutsche Schriftsteller. Unter ihnen befinden sich Stefan Andres, Axel Eggebrecht, Wilhelm Lehmann und Erwin Piscator. Sie warnen vor einer Politik, welche die Bundesrepublik in die Reihe dieser atomarüstenden Staaten stelle. Sie bitten alle Deutschen, am 15. September im Bewußtsein der Entscheidung über Sein oder Nichtsein zu wählen.“

<sup>217</sup> Vgl. SPD finanzierte Treffen. In: *Ruhrnachrichten* 6.9.1957 (Nr. 207), S. 1.

auch in die politische Schußlinie, wobei sie dann meist nicht das dicke Fell des kritikgewohnten Parteipolitikers haben.“<sup>218</sup>

Andres betont, er sei kein „Abhängiger“ und auch kein „politisches Kind“. Er schließt seine Ausführungen mit der Bemerkung:

„Daß wir in Bonn versammelten Schriftsteller niemandem zu dieser oder jener Partei geraten haben, sondern nur zu einer Partei, die sich strikt gegen die deutsche Atom-Aufrüstung wendet, das ergibt sich aus der einfachen Tatsache, daß sich nicht nur eine, sondern mehrere Parteien löblicherweise gegen diese selbst zerstörende neudeutsche Megalomanie richteten.“

Mit ironischem Unterton fügt Andres den Hinweis ein, dass man in „Pressestimmen aus Mitteldeutschland“<sup>219</sup> lesen könne, er sei ein „von Adenauer gekaufter Skribent und Kriegshetzer“. Je nach politischer Großwetterlage versuche man also, ihn gegen seinen erklärten Willen für die eine oder andere Seite zu instrumentalisieren.

Diese Ausführungen sind nicht weiter überraschend und passen in das Bild, das Andres im Allgemeinen von sich zeichnet: der Schriftsteller muss parteipolitisch unabhängig sein und sein Wort dort erheben, wo sein Gewissen es ihm gebietet.

Interessant ist allerdings, dass Andres in diesem kurzen Text zwei Bücher erwähnt, die ihn sehr beeindruckt und sicherlich auch beeinflusst haben. Zum einen handelt es sich um Karl Jaspers *Die Atombombe und die Zukunft des Menschen*<sup>220</sup>. Dazu bemerkt Andres, er habe zu Jaspers Auffassungen „kaum ein abweichendes oder ergänzendes Wort hinzuzufügen“. Diese Aussage relativiert er allerdings in dem Interview mit der Koblenzer Schülerzeitung 1957. Auf die Frage, wie er zu Jaspers' Stellungnahme die atomare Bewaffnung betreffend stehe, antwortet er: „Von Jaspers war ich sehr enttäuscht. Weil er in der Atomgegnerfrage sich gar nicht entschieden benommen hat. Er hat eine Auffassung von der Freiheit, über die ich nur lachen kann!“<sup>221</sup> Als zweites Buch nennt er das Werk von Erich Kuby *Das*

---

<sup>218</sup> Vgl. Tagesgespräch. In: *Ruhrnachrichten*, 6.9.1957 (Nr. 207), S. 1.

<sup>219</sup> Die genaue Quelle ließ sich bisher nicht ermitteln.

<sup>220</sup> Karl Jaspers: *Die Atombombe und die Zukunft des Menschen*. Ein Radiovortrag. München 1957.

<sup>221</sup> Vgl. DLA: A: Andres. Gesamtwerk 89.84.34/1. Zugehörige Materialien, Manuskripte Anderer, Verschiedene Autoren, Prosa, Rezensionen. Konv. Kritiken zum Gesamtwerk

*ist des Deutschen Vaterland*<sup>222</sup>. Hierzu vermerkt Andres, er habe sich bei der Lektüre des Buches erschreckt. Und weiter: „Man erschrickt beim Lesen eines Buches nur dann, wenn die schlimme Erkenntnis eines andern unsre eigne noch halb unbewußte plötzlich in unser Bewußtsein reißt.“ Erich Kuby schildert in seinem Buch in Essayform Begegnungen im Osten und im Westen Deutschlands. Ein – 1957 durchaus gewagter – Versuch, die Dinge zurechtzurücken. Er schließt sich weder der ost- noch der westdeutschen Propaganda an, sondern zeigt in Alltagsbegebenheiten negative Entwicklungen in beiden Teilen Deutschlands auf. Da geht es, was den Westen betrifft, um Nazis, die wieder in Amt und Würden sind oder um die Machtposition Adenauers. Bezogen auf den Osten Deutschlands schildert Kuby die Eingriffe des Staates in das Leben der Menschen und die fehlende Meinungsfreiheit, die er jedoch auch im Westen durch die Entwicklungen im Medienbereich bedroht sieht. Kuby versucht, seine Beobachtungen immer wieder durch Zahlen und Fakten zu objektivieren. Es ist leicht vorstellbar, dass seine daraus abgeleiteten Kommentare auf Andres' Zustimmung trafen.

---

und Leben Stefan Andres 1937 bis 1957. Die Datierung 1957 ist mit einem Fragezeichen versehen.

<sup>222</sup> Erich Kuby: *Das ist des Deutschen Vaterland*. 70 Millionen in zwei Wartesälen. Stuttgart 1957.

## 2. 23. März 1958, Frankfurt am Main

Zur Eröffnung der Kampagne „Kampf dem Atomtod“ sprach Stefan Andres am 23. März 1958 in der Frankfurter Kongresshalle. Der Arbeitsausschuss „Kampf dem Atomtod“ hatte 2500 Gäste zu dieser Kundgebung geladen, die die erste einer ganzen Reihe von Versammlungen werden sollte.<sup>223</sup>

Neben Stefan Andres werden als Redner genannt: der SPD-Vorsitzende Erich Ollenhauer, der DGB-Vorsitzende Willi Richter, die SPD-Bundestagsabgeordnete Helene Wessel, der evangelische Theologe Professor D. Heinrich Vogel, der Physiker Professor Walter Weizel, der Schriftsteller Robert Jungk und der Publizist Eugen Kogon. Die Alterspräsidentin des Bundestages Marie-Elisabeth Lüders hatte ein schriftliches Grußwort geschickt.<sup>224</sup>

Alle Reden der Veranstaltung wurden in der Broschüre „Kampf dem Atomtod“, hrsg. vom Arbeitsausschuss „Kampf dem Atomtod“ im April 1958 veröffentlicht.<sup>225</sup>

Angesichts der Vielzahl der Redner musste Andres eine kurze, aber prägnante Rede konzipieren. Wie die ebenfalls abgedruckten Zwischenrufe und Beifallsbekundungen zeigen, sind seine Worte mit viel Begeisterung aufgenommen worden. Es gelingt ihm immer wieder, mit treffenden und sorgfältig gewählten Begriffen und Sätzen seinen Standpunkt deutlich zu machen.

Er beginnt mit der Beschreibung einer Karikatur. Man sieht darauf „wie einige Männer vergnügt vom Kreml auf die Deutschen herabschauen, die gegen den Atomtod protestieren, also auf uns“. Andres betont, diese Karikatur habe er von „Freunden“ bekommen. Daran schließt er einen Satz an, der von Beifall unterbrochen wird: „In einer Stunde wie dieser müssen wir den Mut aufbringen, mißverstanden zu werden (Beifall) und wir müssen es ertragen, daß die Freunde uns tadeln und die Feinde uns loben.“

---

<sup>223</sup> Vgl. Feldzug gegen die Atomrüstung in der Bundesrepublik. In der Frankfurter Kongreßhalle beginnt der Arbeitsausschuss „Kampf dem Atomtod“ seine Versammlungen. In: *Süddeutsche Zeitung* 24.3.1958 (Nr. 71), S. 1.

<sup>224</sup> Vgl. Generalstreik gegen die Atomrüstung? Die Kampagne „Kampf dem Atomtod“ in Frankfurt eröffnet.

In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 24.3.1958 (Nr. 70), S. 3.

<sup>225</sup> Soweit nicht anders vermerkt, beziehen sich alle folgenden Zitate auf diese Quelle.

Freunde und Feinde sind also manchmal nicht leicht als solche erkennbar. Es geht Andres nicht um Parteitaktik, entscheidend ist für ihn die Sache an sich, nämlich der Protest gegen die Atomrüstung. Damit wehrt Andres sich gegen Vorwürfe, die Atomgegner seien Kommunisten, würden von diesen unterstützt, oder sie würden für die SPD Wahlkampf betreiben. Die *FAZ* zitiert Andres mit dem Satz (vermutlich stammt er aus der anschließenden Pressekonferenz), „er und viele seiner Freunde wären sicherlich bereit gewesen, „auch auf einer CDU-Protestkundgebung gegen die nukleare Aufrüstung zu sprechen.“ Die christliche Partei stehe indessen dort, „wo unser Gewissen in dieser Sache nicht stehen kann.“<sup>226</sup> Tatsächlich finden sich in der Rede deutliche Angriffe gegen die CDU, wie noch zu zeigen sein wird. Zunächst aber konstruiert Andres anhand der erwähnten Karikatur ein drastisches Bild der Lage. Er spricht von den „Kremlgewaltigen“, die wussten, dass „die Würfel längst gefallen und die Raketen beschlossene Sache sind.“ Die Situation scheint demnach ebenso klar wie aussichtslos. Es bleibt nur Ohnmacht, Machtlosigkeit. Dafür wählt Andres ein Bild, das alle Zuhörer anrühren muss: „unsere Proteste [sind] wahrscheinlich ebenso vergeblich wie ein Kinderweinen am Sterbebett der Mutter“. Immer wieder bemüht Andres Begriffe, die das Bild der Machtlosigkeit der Menschen zeigen. Zweimal benutzt er das Wort „Schema“:

1. „Atom-Aufrüstung [...] als eine vom bösen und geistlosen Schema des Gewaltdenkens diktierte Handlung“
2. Man begegnet „jungen Leuten, [...] die [...] gehorsam und gelehrig den Bolschewismus nach dem vorgeschriebenen Schema seiner ewigen Unveränderlichkeit ansehen“.

Die Menschen haben scheinbar keinen Einfluss mehr auf die Politik oder die Bildung, sie können nur noch schicksalsergeben dem immer gleichen Muster („Schema“) folgen. Dazu passt auch der folgende Satz: „Im übrigen habe der Mensch unserer Tage keine freie politische Entscheidung mehr, das Verhängnis trage ihn auf seinem Fittich einem Ziele zu, das keiner kenne, auch die Politiker nicht.“ Wer hier genau spricht, wird nicht sofort deutlich. Andres formuliert etwas nebulös: „so bedeutet man uns“. Im Anschluss sagt er aber: „Was soll man aber sagen, wenn solche Bekenntnisse [...] uns aus dem Mund von Menschen treffen, die sich Christen nennen?“

---

<sup>226</sup> Vgl. ebenda.

Unschwer ist die Äußerung also als Angriff auf die Regierung bzw. die CDU zu deuten und wird vom Publikum mit „Bravo“-Rufen und starkem Beifall quittiert.

Wenn nun aber seiner Meinung nach die Lage derart aussichtslos ist, was soll man dann noch unternehmen? Dem Bild vom Kinderweinen stellt Andres den einfachen und heftig beklatschten Satz „Und dennoch protestieren wir!“ entgegen. Natürlich ist es das, was die vielen Zuhörer wollen. Dafür sind sie ja alle gekommen. Im folgenden Absatz gebraucht Andres einige Schlagwörter, die bei den Zuhörern sicherlich auch ohne weitere Erklärungen bestimmte Assoziationen hervorrufen. Er spricht zunächst von „schlechter Politik“. Dabei mag allerdings das Wort „schlecht“ nicht so recht zu dem starken Verb „brandmarken“ passen, mit dem Andres den Satz einleitet. Weiterhin benutzt er die Begriffe „Gewaltdenken“, „bolschewistische Gefahr“, „Abschreckung“, „Ausgleich“ und „Politik der Stärke“. So gelingt es ihm, mit drei Sätzen seine Sicht der politischen Situation zu umreißen. Der Hinweis, das Waffenpotential würde hinreichen, um „auf zehn Erdkugeln das Leben auszulöschen“, macht zudem deutlich, dass es keinesfalls nur um Deutschland geht, sondern dass es sich um Entscheidungen handelt, die eine globale Bedeutung haben.

Mit der „Strategie der Abschreckung“ befasst Andres sich im Folgenden genauer. Dabei stellt er geschickt zwei Wortfelder nebeneinander: zum einen spricht er von „Gesetzmäßigkeiten“, „errechnen“, „unberechenbar“ (von ihm als Steigerungsform zu „nicht zu errechnen“ gebraucht), „verrechnet“ und „Logik“. Dagegen stellt er die Worte „Seele“ bzw. „Menschenseele“, die er ebenso oft benutzt wie „Abschreckung“, nämlich dreimal. Diese Gegenüberstellung erzeugt ein Spannungsfeld, das die damals aktuelle Diskussion verdeutlicht: auf der einen Seite die Leute, die die „Strategie der Abschreckung“ für notwendig und beherrschbar halten, d.h. sie halten die Gefahren für berechenbar und kalkulierbar. Auf der anderen Seite die Gegner dieser Politik, die diese Rechnung nicht nur für falsch, sondern auch für unzulässig halten, weil sie den Faktor „Mensch“ vernachlässigt. Andres beendet diese Ausführungen mit einem Wortspiel: „Die Strategie der Abschreckung arbeitet mit Faktoren, die wir nicht sicher kennen, und verrechnet sich darum mit tödlicher Gewißheit.“ Im Wort „Gewißheit“ verbirgt sich auch das Wörtchen „Gewissen“, das von Andres hier allerdings nicht gebraucht wird.



Im weiteren Verlauf seiner Rede warnt Andres vor „Politikern, die wirklich bereit sind, Entscheidungen über Sein oder Nichtsein diesen höllischen Robotern zu überlassen“. Die Gesellschaft sollte sie „mit noch größerer Vorsicht behandeln als den Blindgänger von Mars Bluff“. Hier spielt er auf einen nur wenige Tage zurückliegenden Unfall an, der sicherlich den meisten Zuhörern aus den Nachrichten bekannt war: Am 11. März 1958 hatte eine B-47 der Hunter Luftwaffenbasis in Georgia über dem Ort Mars Bluff in South Carolina versehentlich eine ungeschärfte Atombombe verloren. Die Treibladung explodierte, verletzte sechs Menschen und beschädigte sechs Häuser und eine Kirche. Es entstand ein großer Bombentrichter. Der entstandene Schaden belief sich auf insgesamt 300.000 \$. Zudem hatten Anwohner die radioaktiv verseuchten Trümmerteile eingesammelt und als Souvenir mit nach Hause genommen. Die Air Force war in den folgenden Tagen damit beschäftigt, die Überreste wieder einzusammeln. Das amerikanische Verteidigungsministerium gab an, die Gefahr einer atomaren Explosion habe „überhaupt nicht“ und die Gefahr einer nuklearen Verseuchung „nur entfernt“<sup>227</sup> bestanden.

Zuvor hatte Andres bereits ein Wortspiel eingefügt: „und jeder von uns hat an sich selbst schon sein helles Wunder erlebt und auch sein dunkles.“ Ein launiger Einwurf, der etwas von der Atmosphäre widerspiegelt, in der Andres die Rede hält.

Auch im nächsten Abschnitt seiner Rede baut Andres seine Aussage erneut um zwei sprachliche Gegenpole auf. Zum einen gebraucht er die Begriffe „kocht“, „Erregung“ und „Empörung“, zum anderen benutzt er gleich zweimal das Wort „gleichgültig“ als Charakterisierung der deutschen Haltung in der Atomfrage. Wichtig ist ihm in diesem Zusammenhang, dass diese Gleichgültigkeit keinesfalls aus Vernunft oder Überlegung geboren ist. Als Beispiel nennt er England, wo „ganz vernünftige Männer“ aus diesem „nüchternen Volk“ sich „vor Angst ein bißchen erregt“ haben. Andres fügt hinzu: „man denke an King-Hall“. Gemeint ist Sir Stephen King-Hall (1893-1966, unabhängiges Mitglied des britischen Parla-

---

<sup>227</sup> Vgl. Amerikanisches Düsenflugzeug verlor Atombombe. Defekt in der Abwurfanlage / Keine radioaktive Verseuchung / Luftwaffe sucht ‚Souvenir-Jäger‘. In: *Frankfurter Rundschau* 13.3.1958 (Nr. 61), S. 1.

ments)<sup>228</sup>, dessen Buch *Den Krieg im Frieden gewinnen* gerade erschienen war und für einige Furore sorgte.

Den wiederholten Vorwurf, die Mehrzahl der Deutschen verhalte sich „gleichgültig“, beantwortet das Publikum mit dem Zuruf „Generalstreik!“ Tatsächlich erwog der Deutsche Gewerkschaftsbund nach dem Ende der Veranstaltung, mit einem Generalstreik gegen die atomare Aufrüstung zu protestieren. Bereits während der Reden des Ersten Vorsitzenden des Gewerkschaftsbundes Willi Richter und des SPD-Vorsitzenden Erich Ollenhauer<sup>229</sup> waren mehrfach die Rufe nach einem Generalstreik laut geworden. Auf der anschließenden Pressekonferenz hatten Robert Jungk und Helene Wessel die Ergreifung einer derartigen Maßnahme begrüßt.<sup>230</sup> Andres antwortet auf die Zurufe sehr vielsagend: „Ich danke vielmals! Aber es werden Dinge erwogen; es bleibt nicht nur bei den Worten!“

Ironisch leitet Andres seine Kritik an der deutschen Schulbildung ein, in der er einen Grund für die Gleichgültigkeit der deutschen Gesellschaft sieht: „Gewiß, wir haben eine triftige Entschuldigung, wir Deutschen: Als die Franzosen die Menschenrechte erklärt hatten, blieb es an unseren Schulen noch über ein Jahrhundert streng verboten, junge Menschen zu Staatsbürgern zu erziehen.“ Auch in dieser Passage scheint der Gedanke von dem „Schema“, in dem die Menschen einfach funktionieren müssen, wieder durch. Es liegt offenbar nicht in der Kraft des Einzelnen etwas zu ändern. Zum Beweis nennt Andres drei große Namen: Schiller, Humboldt und Freiherr vom Stein. Selbst sie konnten den „Obrigkeits-Staat“ nicht ändern. Doch damit nicht genug: „noch heute ist der Unterricht in Zeitgeschichte und Staatsbürgerkunde gefährlich schlecht, aus gewissen Gründen“. Der letzte Satz bleibt bewusst vage und offen für Interpretationen. Jeder Zuhörer kann seine Sicht der Dinge hinein hören. Allerdings verweist das Wort „gefährlich“ auf die „Strategie der Abschreckung“, und der Ausdruck „schlecht“ lässt die Zuhörer die „schlechte Politik“ assoziieren, von der Andres zuvor sprach. Bei den „gewissen Gründen“ darf sich jeder seine eigenen Gedanken machen, sicherlich ist der Anklang des Wortes „Gewissen“ wiederum nicht zufällig gewählt. Interessanterweise ist der Ab-

---

<sup>228</sup> [www.bautz.de/bbkl/b/bailey\\_s\\_d.shtml](http://www.bautz.de/bbkl/b/bailey_s_d.shtml) (1.11.2008).

<sup>229</sup> Vgl. Feldzug gegen die Atomrüstung. In: *SZ* 24.3.1958, S. 1 (s. Anm. 223).

<sup>230</sup> Vgl. Generalstreik gegen die Atomrüstung? In: *FAZ* 24.3.1958, S. 3 (s. Anm. 224).

schnitt, in dem sich diese Passage befindet, beim Druck<sup>231</sup> mit der Überschrift versehen worden: „Schweigt das Gewissen in Deutschland?“, obwohl Andres das „Gewissen“ explizit überhaupt nicht erwähnt.

Andres konstatiert: „Man kann jeden Tag jungen Leuten begegnen, [...], die [...] nichts oder [als Steigerung] das Gegenteil der Wahrheit über den Nationalsozialismus und seine Folgen wissen.“

Sehr bildhaft spricht er von der „moralischen Endmoräne des Dritten Reiches“, die „noch auf keinem Gebiet unseres Lebens wirklich aufgearbeitet und geistig überwunden“ wurde.

Warum holt Andres an dieser Stelle soweit aus? Welche Verbindung hat die aktuelle Diskussion um die atomare Aufrüstung mit dem Nationalsozialismus? Andres versucht auf diese Weise eine Erklärung für das Verhalten der deutschen Gesellschaft zu finden: „Das deutsche Volk hat über ein Jahrzehnt die Freiheit, das Recht und die Luft der Demokratie entbehren müssen.“ Mit der Demokratie verbindet er zwei Dinge: „Menschenrechte“ und „Menschenpflichten“. Beide bedingen sich gegenseitig, werden aber von den Menschen nicht entsprechend wahrgenommen. Stattdessen wird ein anderer Gegensatz aufgebaut: die Frage nach Sicherheit und Freiheit, wobei, nach Andres, darüber „Gewißheit“ [!] herrscht, „daß die wirtschaftliche Sicherheit für die meisten Bundesrepublikaner weit über den staatsbürgerlichen Freiheiten steht“. Hier verbindet sich wieder der Gedanke von dem „Schema“, in dem sich die Menschen befinden, mit der damit verknüpften Schicksalsergebenheit. Andres nennt es an dieser Stelle „Schicksals-Nihilismus“.

Unverkennbar ist hier der Angriff gegen die regierende CDU („Menschen [...], die sich Christen nennen“). Er bezeichnet sie als „Leugner der Freiheit“. Darunter versteht er Politiker, die von den Menschen zwar ihre Pflichten einfordern („Steuerzahlen, Wählen und Ableisten des Wehr-

---

<sup>231</sup> Vermutlich wurde die Rede redaktionell überarbeitet. In den Typoskripten von Andres finden sich üblicherweise keine Zwischenüberschriften. Diese sind ja auch nur im Zusammenhang mit einem Abdruck von Bedeutung. Da die Überschriften oft nur teilweise zum nachfolgenden Text passen, stammen sie vermutlich nicht von Andres selbst. So spricht Andres auch nicht von der „Psychologie der Abschreckung“, sondern nur davon, dass die Abschreckung auf der „Psychologie aufgebaut“ ist. Im Weiteren findet sich die Überschrift „Atomdenken – kein heroisches Denken“. Der Begriff „Atomdenken“ stammt auch nicht aus der Rede. Dort heißt es lediglich: „Und man entscheidet sich für die Raketen und sagt frei nach Liliencron: ‚Lieber den Atomtod als die Sklaverei!‘ Und man hält diese Entscheidung auch noch für heroisch.“

dienstes“), ihnen aber nicht die in der Demokratie vorgesehenen Menschenrechte zubilligen wollen. Andres geht es um das Recht, eine „freie politische Entscheidung“ zu haben.

Über das Wort „Gefangenschaft“ stellt Andres eine interessante Verknüpfung her. Zunächst konstatiert er, dass die „Leugner der Freiheit ununterbrochen auf den in der Tat noch immer bestehenden und beklagenswerten Mangel an Recht und Freiheit im Osten hin[weisen]“. Und er gibt zu: „Das Denken der östlichen Völker über die Menschenrechte und Menschenpflichten befindet sich in der Tat in den mannigfaltigsten Gefangenschaften.“ „Aber“, so fragt Andres, haben „wir im Westen, die wir zur Zeit noch denken und sprechen dürfen, ohne staatliche Sanktionen zu befürchten [...] diese Gunst unserer politischen Freiheit wirklich genutzt?“ Das kleine Wörtchen „noch“ ist besonders beachtenswert. Der Vorwurf zielt nicht nur darauf, dass die Deutschen ihre Menschenrechte weder einfordern noch umsetzen, sondern ebenso darauf, dass sie auf dem besten Wege sind, diese Rechte durch Nichtgebrauch wieder zu verlieren. Eine Zeit ohne Menschenrechte liegt gerade erst hinter ihnen und zudem wird gerade die Einhaltung der Menschenrechte stets als Vorzug des Westens gepriesen.<sup>232</sup> Wo aber bliebe dann dieser Unterschied zum Osten und worin unterscheiden sich Ost und West dann überhaupt noch? Es ist also nach Andres' Auffassung keineswegs nur das östliche Denken in „mannigfaltigen Gefangenschaften“, sondern auch das westliche: „in der Gefangenschaft satter Gleichgültigkeit, untätigen Gehorsams und vor allem: einer dumpfen Entweder-Oder-Haltung“. Es besteht demnach für die Westdeutschen kein Grund, mit dem Finger auf den Osten zu zeigen und dort den Mangel an Menschenrechten zu beklagen. Ausgerechnet mit dem Wort „Gefangenschaft“ verbindet Andres die sich in dieser Zeit so feindlich gegenüberstehenden Weltteile im Osten und im Westen.

Was bleibt zu tun: „Erlösen wir unser Denken aus seiner furchtbarsten Gefangenschaft: aus der Schicksalsgläubigkeit, die in Wirklichkeit nur eine

---

<sup>232</sup> Am 10. Dezember 1948 hatte die Vollversammlung der Vereinten Nationen die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“ beschlossen, bei 48 Zustimmungen, ohne Gegenstimme. Lediglich acht Staaten, darunter die Länder des Ostblocks hatten sich enthalten, vor allem weil sie Schwierigkeiten mit der Meinungsfreiheit und anderen genannten Freiheiten sahen. Vgl. dazu: Uwe Wesel: Unantastbar. Samuel Pufendorfs großer Wurf: Wie die Würde des Menschen 1948 in die UN-Erklärung der Menschenrechte kam, 1949 in das deutsche Grundgesetz und später in die Verfassung anderer Länder Europas. In: *Die Zeit* 27.11.2008 (Nr. 49), S. 108.

pseudoreligiöse Ergebung ist, eine verstockte Demut, die der Verantwortung und damit Gott ausweichen will.“

An dieser Stelle seiner Rede kommt Andres zum Kern dessen, was er den Zuhörer sagen möchte. Der letzte Abschnitt der Rede trägt die Überschrift „Wir müssen handeln“. Das ist eine Verkürzung dessen, was Andres tatsächlich gesagt hat, denn es geht nicht allein um das Handeln. Ganz bewusst beendet Andres seine Rede mit der Aufforderung: „[...] Gott vertrauen und handeln!“

Andres kritisiert den „Allbewältigungswahn der Ratio“. Nicht der „Blick auf die eigene Stärke, den eigenen Wohlstand“ wird den Menschen weiterhelfen. „Vorsichtige Klugheit und tapferes Vertrauen“ ist von den Menschen in dieser Situation gefordert. Etwas vage formuliert er: „[...] dieser Wohlstand wird für uns zu einer goldenen Falle, wenn wir nicht erkennen, worauf er beruht und vor allem, worauf er niemals beruhen darf.“ Zuvor hat er jedoch schon in einem Bild zu verdeutlichen versucht, worum es geht: „[...] die Geschichte [ist] das magnetische Feld der Freiheit [...], auf welchem Gott der eine, der Mensch der andere Pol ist. Nur mit dem Blick auf diesen verborgenen Gegenpol läßt sich unser Vertrauen auf die Geschichte rechtfertigen [...].“ In diesem Spannungsfeld bewegt sich also die Menschheit. Schon im Laufe der Rede hat Andres durch den Gebrauch von Begriffen aus dem Bereich der Religion bzw. des Christentums unterschwellig aufgezeigt, wie sehr unser Leben und vor allem unser Handeln von diesem „unsichtbaren Gegenpol“ beeinflusst ist. So nennt er das „Hinscheinschlittern in die Politik der Stärke“ „verdammungswürdig“. Die „Logik der Raketenköpfe“ sei „endzeitlich einfach“, und die Atomwaffen bezeichnet er als „höllische Roboter“. Der Mensch kommt in dieser „Rechnung“ demnach überhaupt nicht mehr vor. Der Begriff „Endzeit“ klingt noch einmal an, wenn Andres von der „Heraufkunft des Unvorstellbaren“ spricht. Das einzige an sich positiv besetzte Wort in dieser Reihe wäre das Wort „Erlösung“, doch es steht in einem Zusammenhang, der den Begriff der Erlösung ironisiert: „Erlösung von den Menschenpflichten“ als Konsequenz der „Abschaffung der Menschenrechte“.

„Erlösen wir unser Denken aus seiner furchtbaren Gefangenschaft“ formuliert Andres. Es fällt auf, dass er in den nächsten drei Sätzen dreimal das Wort „Demit“ oder „demütig“ gebraucht: die „Schicksalsgläubigkeit“ ist nur „eine verstockte Demut“ und weiter: „[...] wenn der einzelne in

Gottes Stunde gerät, dann bleibt ihm nur demütige, schweigende Ergebung“. Auch hier wird der zuvor gebrauchte Begriff „Endzeit“ wieder mitgedacht, zumal die Bedrohung durch die Atomwaffen für viele Zuhörer sowieso Gedanken an die Endzeit heraufbeschwört, auch ohne dass jemand sie explizit darauf hinweist. Zum dritten aber sagt Andres auch, was auf keinen Fall eintreten soll: „keine Ergebung, keine Demut vor den Mächten der Geschichte.“ Die Demut soll die Menschen vor dem „Allbewältigungswahn“ bewahren und ihnen ihre Rolle und damit ihre Aufgabe bewusst machen:

„Wir Deutschen neigen dazu, unseren Beitrag zur Weltpolitik entweder zu hoch oder zu niedrig einzutaxieren. Wenn es uns gelänge, durch vorsichtige Klugheit und tapferes Vertrauen die beiden großen Weltfronten einander menschlich und dadurch auch politisch näherzubringen, hätten wir vieles geleistet, was uns vom Herrn der Geschichte in dieser Stunde aufgetragen ist.“

Hier zeigt sich wieder der in anderen Reden deutlicher hervorgehobene Unterschied, den Andres zwischen „Menschen“ und „Politikern“ sieht. Auf jeden Fall ist die gesamte Rede deutlich auf den Satzsatz hin konzipiert: „Wir dürfen nicht fragen, ob die Stunde, da wir noch handeln können, bereits vorüber ist. Solange wir leben, müssen wir hoffen, und das heißt, Gott vertrauen und handeln!“ Anfangs hatte Andres das Bild der Ohnmacht und der Hilflosigkeit aufgebaut („Kinderweinen am Sterbebett der Mutter“) und dagegen ein trotziges „Und dennoch protestieren wir!“ gesetzt. Am Schluss der Rede wird deutlich, worauf er diesen Trotz gründet: auf die Hoffnung und das Vertrauen der Menschen in Gott und ihre daraus erwachsende Stärke, den rechten Weg finden zu können.

### **Weitere Version der Rede**

Unter dem Titel „Keine Demut vor den Mächten der Geschichte“ wurde die Rede in *Die Kultur* 7 (1. April 1958) abgedruckt, ebenso wie in den *Mitteilungen der Stefan-Andres-Gesellschaft* XXV / 2004, S. 1-3. Es handelt sich hier nicht um einen Nachdruck der Rede aus der Broschüre „Kampf dem Atomtod“. Es werden weder die Zwischenrufe noch die Antworten von Andres wiedergegeben. Auch sonst stimmt diese Version der Rede nicht wortwörtlich mit der oben betrachteten überein. Allerdings beziehen

sich die Veränderungen lediglich auf kleinere Umstellungen im Satzbau oder in der Abfolge der einzelnen Sätze. Insgesamt gilt die oben vorgenommene Analyse jedoch auch für diese Version der Rede. Vermutlich wurde hier das genaue Manuskript der Rede abgedruckt, während in der Broschüre „Kampf dem Atomtod“ eine Mitschrift der Rede mitgeteilt wird.

### 3. März / April 1958, Bonn

Eine genaue Datierung der Rede ist nach heutiger Quellenlage leider nicht möglich. Der Zeitraum, in dem Andres sie gehalten haben muss, lässt sich jedoch auf den Monat April des Jahres 1958 eingrenzen. Das Typoskript der Rede trägt neben der Überschrift „Eilen wir sorglos in den Abgrund?“ lediglich den Vermerk „Rede Stefan Andres Unkel Rh 57 / 58“.<sup>233</sup> Es existiert jedoch eine weitere Rede, die Andres am 26.6.1958 in Rheydt gehalten hat. Diese besteht auf 1 ½ Seiten aus einer Kurzfassung der Bonner Rede und trägt dann den Hinweis „weiter in Rede März / April 1958“. Die letzten Zeilen dieser Rede in Rheydt nehmen dann wortwörtlich das Typoskript der Bonner Rede auf, so dass es sich insgesamt offensichtlich um die gleiche Rede mit einem geänderten Anfangsteil handelt. Eine genauere Betrachtung der Rede von Rheydt folgt in einem gesonderten Kapitel.

Zudem ist ein Brief von Karl Graf von Westphalen erhalten. Darin heißt es mit Datum vom 2.5.1958:

„Unsere Bekanntschaft auf dem Empfang des sowjetischen Botschafters und vor allem Ihre mit starkem Beifall aufgenommenen Ausführungen im Hörsaal X, Bonn, nehme ich zum Anlass, eine Bitte an Sie zu richten. Falls Ihr in Bonn, in Verbindung mit anderen Rednern, Prof. Iwand, Herrn Arndt, Achenbach, Todataka Sata gehaltener Vortrag noch nicht gedruckt erschienen ist – würde ich Ihre Rede gern in den ‚Blättern für Deutsche und Internationale Politik‘ abdrucken. [...] Wenn möglich und Sie einverstanden sind, würde ich Ihren Beitrag gern im Maiheft aufnehmen.“<sup>234</sup>

Tatsächlich findet sich ein wortwörtlicher Abdruck des Typoskripts unter der Überschrift „Nicht ein drittes Mal!“ in der Maiausgabe (erschienen 20.5.1958) der *Blätter für Deutsche und Internationale Politik*<sup>235</sup>.

---

<sup>233</sup> Die Analyse der Rede bezieht sich auf dieses Typoskript, das sich im Privatarchiv der Familie Andres befindet. Ein leicht veränderter Abdruck findet sich unter dem Titel „Atomwaffen?“ In: *woltemperierter baybach bote – Intelligenzblatt der ABW für die „Bündischen“ von gestern und heute* Heft 7 (1958), S. 1-3. Hier findet sich der Hinweis, Andres habe die Rede am 18. April 1958 in Essen gehalten. Diese Quellenangabe verdanke ich Hermann Erschens.

<sup>234</sup> Vgl. Brief von Karl Graf von Westphalen an Stefan Andres, 2.5.1958 im DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe III.

<sup>235</sup> Vgl. Stefan Andres: „Nicht ein drittes Mal!“ In: *Blätter für Deutsche und Internationale Politik* 3, 1958, H. 5, S. 299-304.



Andres muss die Rede demnach vor dem 2.5.1958 gehalten haben, was auch zu der o.g. Angabe „März / April 1958“ passt. Andererseits findet sich, wie unten gezeigt wird, ein indirekter Verweis auf die außenpolitische Bundestagsdebatte vom 20. bis 25. März 1958, so dass davon ausgegangen werden kann, dass er die Rede im April 1958 geschrieben hat. Die Angabe im *woltemperierten baybach boten*, Andres habe die Rede am 18. April in Essen gehalten<sup>236</sup>, passt in diesen zeitlichen Rahmen. Auch von anderen Reden lässt sich nachweisen, dass Andres sie in teils nur leicht veränderter Form an mehreren Orten hielt.

Auf jeden Fall steht die hier vorliegende Rede in engem inhaltlichen Zusammenhang mit der Rede vom 23. März 1958 in Frankfurt, wie in der weiteren Analyse zu zeigen sein wird.

## Die Struktur der Rede

Andres beginnt seine Ausführungen mit einem Zitat von Blaise Pascal: „Sorglos eilen wir in den Abgrund, nachdem wir etwas vor uns aufgebaut haben, was uns hindert, ihn zu sehen.“<sup>237</sup> Zunächst definiert er, was „Abgrund“ im aktuellen Zusammenhang bedeutet: „unsere nationale Selbstvernichtung durch einen Atomkrieg“. Im Weiteren erklärt Andres auch, was „dieses geheimnisvolle Etwas“ ist, das den Menschen den Abgrund, vor dem sie stehen, verbirgt: „Die Zukunft wird es lehren“, so ermahnt die ‚christliche‘ Partei ihre Anhänger, „daß nicht die sogenannte Kampagne gegen den Atomtod, sondern das mannhaft eintreten für die Freiheit des deutschen Volkes geeignet ist, seinen Wohlstand und seine Sicherheit zu erhalten.“ Nach näherer Betrachtung der Worte „Wohlstand“, „Sicherheit“ und „Freiheit“, die auch in anderen Reden (s. z.B. die Reden zum 17. Juni im Konvolut IV „Wiedervereinigung“) eine zentrale Rolle spielen, widmet Andres sich ausgiebig den Schwierigkeiten, die diejenigen haben, die das Volk vor dem „Abgrund“ warnen wollen. Daran anschließend stellt er den o.g. „Werten“ die, seiner Meinung nach, wahren christlichen Werte entgegen. Das Ende der Rede hat er z.T. wortwörtlich aus seiner Rede vom 23. März 1958 in Frankfurt übernommen. Eingebettet ist jedoch ein Exkurs

---

<sup>236</sup> S. Anm. 233.

<sup>237</sup> Das Zitat findet sich in: Blaise Pascal: Über die Religion und über einige andere Gegenstände (Pensées). Tübingen 1948, S. 97, Nr. 183 (Kapitel „Elend des Menschen ohne Gott“).

über die deutsche Demokratie, und den Schlusssatz bildet nicht – wie in Frankfurt – die kurze Aufforderung „Gott vertrauen und handeln!“, sondern eine längere Ausführung, die den Bogen zum Anfangszitat schlagen soll:

„Gelingt uns diese Wiedergeburt unseres Volkes aus dem Geist Christi, aus einer in Gott gegründeten Humanität nicht, dann müssen wir allerdings das Allerschlimmste befürchten, mit Gewißheit aber dies: daß wir eines Tages alle neuen und allerneuesten Waffen besitzen, aber nichts mehr, was sich mit ihnen noch zu verteidigen lohnt – vorausgesetzt, wir waren noch nicht in den Abgrund geeilt.“

Mit Sicherheit assoziierten die Zuhörer an dieser Stelle wieder den Anfangssatz, der sich, wie zu zeigen sein wird, leitmotivisch durch weite Teile der Rede zieht. Dennoch erscheint das Ende nicht ganz klar zu sein, denn wenn es nichts mehr gibt, was sich noch zu verteidigen lohnt, sind dann die Menschen nicht schon in den Abgrund geeilt?

## **Der Abgrund**

Andres benutzt diesen Begriff aus dem Zitat von Blaise Pascal in seiner Rede als Schlüsselwort. Zunächst zitiert er den vollständigen Satz, wie er sich in den *Pensées* findet. In den nächsten beiden Sätzen wiederholt er den Begriff jeweils. Einmal um dessen Definition bei Pascal („Pascal meint mit Abgrund die Selbstvernichtung des Einzelnen in Hinsicht auf das Heil seiner Seele.“) und einmal um seine eigene Definition zu geben („[...] meine ich mit Abgrund unsre Selbstvernichtung durch einen Atomkrieg.“). Es folgt eine verkürzte Wiederholung des Zitats: „Ja, sorglos eilen wir zum Abgrund.“ Der Begriff hat sich nach dieser Einleitung bei den Zuhörern sicherlich tief eingepägt. Dies bietet Andres die Gelegenheit, das Wort immer wieder einzusetzen, um bei den Zuhörern Assoziationen hervorzurufen, die sich vor allem auf den ersten Teil des Zitats von Blaise Pascal beziehen.

Anfangs zitiert er zusätzlich zum Wort „Abgrund“ auch noch „sorglos“ mit: „Es sind nicht nur Politiker, die sich diesem sorglosen Herdentrott in den Abgrund entgegenstellen [...].“

Im Weiteren modifiziert er das Zitat immer wieder:

- „Entsetzen dieses Abgrundes“
- „diesen Abgrund verbergen“ / „den Abgrund verbirgt“

- „entschlossen den Marsch in den Abgrund antrat“
- Abgrund, der auf uns wartenden wirklichen Gefahr“
- „vor dem Abgrund warnen“

Auf den ersten vier Seiten taucht der Begriff also gehäuft auf. Danach erscheint er erst wieder im oben zitierten Schlusssatz. Welches Ziel verfolgt Andres hier?

Zwei Dinge sind in diesem Zusammenhang von Bedeutung. Zum einen verknüpft er das Wort „Abgrund“ mit dem Wort „Angst“. Auf den ersten zwei Seiten erscheint „Angst“ genau achtmal: gleich dreimal als „elementare Angst“, einmal als „größere Angst“, weitere viermal ohne begleitendes Adjektiv. Dazu erinnert er an die Bilder von Hiroshima: „Menschenrücken wie Relieflandkarten, Kinder ohne Nasen und Mund oder Hirn oder mit Vogelkrallenhändchen und noch viel Schlimmeres ...“. Zum anderen baut Andres zum Begriff „verbergen“ (bei Pascal heißt es umständlicher „nachdem wir etwas vor uns aufgebaut haben, was uns hindert, ihn zu sehen“) ein entsprechendes Sinnfeld auf:

- verbergen
- verweigern
- verharmlosen
- weggaukeln
- einwiegen

Hier nun endlich zeigt sich, worum es Andres im Wesentlichen geht, denn diesem Sinnfeld stellt er ein Begriffsfeld entgegen:

- warnen
- aufrütteln
- verdächtigen
- heraufbeschwören
- Schmähungen

Andres sieht sich in der Reihe derjenigen, die vor den Gefahren der Atomwaffen aus vollster Überzeugung warnen, von ihren Gegnern aber immer wieder heftig kritisiert und diffamiert werden. Wie sehr Andres sich selbst oft persönlich angegriffen sah, zeigen z.B. seine Reaktionen auf die Artikel in den *Ruhrnachrichten*.<sup>238</sup> In dieser Rede versucht er nun zweierlei: Durch das Entwerfen teils drastischer Szenarien versucht er, das Publikum aufzu-

---

<sup>238</sup> Vgl. Kapitel „1957, Anti-Atom“.

schrecken und den Zuhörern die Gefahren der Atombewaffnung der Bundeswehr deutlich zu machen. Gleichzeitig setzt er sich immer wieder gegen seine Kritiker zur Wehr und versucht, deren Auffassungen zu widerlegen.

So kommt es nicht von ungefähr, dass er gleich zu Beginn sagt: „Und jene, die warnen, die das Volk aufrütteln, werden verdächtigt, ‚mit der elementaren Angst des Menschen‘ politische Geschäfte zu betreiben und bürgerkriegsähnliche Zustände heraufzubeschwören. So steht es in der CDU-Presse.“<sup>239</sup> Um in einem ersten Schritt die Atomwaffengegner und damit sich selbst zu legitimieren, macht Andres deutlich, dass es sich keinesfalls um einen kleinen Haufen hergelaufener Demonstranten handelt, sondern um „Politiker“ [erstaunlicherweise nennt er diese hier an erster Stelle. Gerade Politiker werden in anderen Reden von ihm teilweise in Bausch und Bogen verurteilt], „die Atomphysiker der ganzen Welt“ [als Einschränkung setzt er hinzu: „bis auf eine verschwindend kleine, traurige, staatshörige Minderheit“], „der größte Teil des evangelischen Christentums und der Universitäten“, die „verantwortungsbewußten Ärzte, Schriftsteller und Künstler“ und die „Mütter und Väter im Lande“. Aus dieser Aufzählung wird klar, es handelt sich erstens um sehr viele Menschen, dabei um sehr viele, denen man keinerlei macht- oder wirtschaftspolitisches Interesse nachsagen kann und die in ihrer Mehrheit nicht im Verdacht stehen, dem Kommunismus das Wort zu reden. Beachtenswert sind die Gruppen, die Andres ausdrücklich nicht nennt wie beispielsweise die katholische Kirche und die Schulen bzw. Lehrer.

## **Christliche Werte**

Der Frage, was christliches Handeln in dieser Welt bedeutet und was christliche Werte sind, widmet Andres einen Großteil seiner Rede. Zunächst rückt dabei die CDU in den Blickpunkt. Bewusst setzt Andres die Anführungszeichen: die „christliche“ Partei vertritt in seinen Augen keineswegs die christlichen Werte, wenn sie verlauten lässt: „die Zukunft wird es lehren, daß nicht die sogenannte Kampagne gegen den Atomtod, sondern das mannhafte Eintreten für die Freiheit des deutschen Volkes geeignet ist,

---

<sup>239</sup> Ob er sich an dieser Stelle auf ein konkretes Zitat in einer Zeitung oder Zeitschrift bezieht, ließ sich nicht ermitteln.

seinen Wohlstand und seine Sicherheit zu erhalten“. Die Begriffe „Wohlstand“ und „Sicherheit“ bezeichnet Andres als „Tarnfarben und Tarnfetzen, mit denen man einem Volk den Abgrund verbirgt“. Was alles zum Wohlstand und zur Sicherheit gehört, zählt er auf: „der Volkswagen“, „das Radio im Volkswagen“, „der Eisschrank“, „eine Uniform“, „eine Pension“. Mit einer Mischung aus Bitterkeit und Ironie resümiert er:

„[...] – dann haben wir ja wieder all jene Werte zusammen, für die der Großteil der Deutschen 1933 wohlgemut und 1939 düster entschlossen den Marsch in den Abgrund antrat. Daß ausgerechnet einer deklariert christlichen Partei keine überzeugenderen Werte einfielen, um derentwillen man den Atomkrieg zu riskieren habe!“

Das Ausrufezeichen darf als Zeichen der Empörung gelesen werden, denn es geht der CDU ja nicht nur um Wohlstand und Sicherheit, sondern auch um die Freiheit. Anklagend fragt Andres zurück: „Was heißt dann noch ‚Freiheit des deutschen Volkes‘, wenn wir für diese Freiheit den Atomtod auf uns genommen haben?“ Er malt ein düsteres Bild von Deutschland nach einem Atomangriff – „ein Zehntel des Volkes mag ihn im Augenblick überstehen“, aber es wird „körperlich, seelisch und geistig in einem derart letzt-hin einfachen Zustand“ sein, „daß es sich an Worte wie ‚deutsch‘ und ‚Volk‘ oder gar ‚Freiheit‘ einfach nicht mehr wird erinnern können.“

Andres' deutliche Kritik beschränkt sich nicht nur auf die CDU, sondern richtet sich auch gegen die katholische, also seine eigene, Kirche. War es schon auffallend, dass er bei der Aufzählung der Atomwaffengegner ausdrücklich nur den „größte[n] Teil des evangelischen Christentums“ nannte, so wird er nun noch deutlicher: „Und ich muß die bittere Wahrheit, so schwer es mir auch fällt, an dieser Stelle aussprechen, daß sich die katholische Kirche Deutschlands an diesem planmäßigen Verschweigen einer endzeitlichen furchtbaren Bedrohung mitbeteiligt.“ Nicht zufällig bedient Andres sich der Sprache der Kirche, wenn er die Bedrohung eine „endzeitliche“ nennt. Einen glaubhaften Grund kann er für diese ihm unverständliche Haltung der katholischen Kirche nicht finden: „Wenn der kämpferische Atheismus des Bolschewismus und des Weltkommunismus und seine erklärte Gegnerschaft gegen den Katholizismus für diese Haltung der Kirche eine hinreichende Legitimierung wäre, dann hätte die Sprache der Martyrologien ihren Sinn verloren.“

Auf die Frage nach den christlichen Werten kommt Andres noch einmal zurück. Bis hierher waren seine Ausführungen eher eine Kritik des modernen Materialismus (wie wir sie in vielen seiner Reden finden), dem sich eben auch diejenigen kaum entziehen, die eigentlich das christliche Denken auf ihre Fahnen geschrieben haben. Noch einmal versucht Andres zu erklären, dass Atomwaffen nichts, aber auch gar nichts mit dem christlichen Glauben zu tun haben: „Wir behaupten Christen zu sein, die christlichen Ideen zu verteidigen. Wohlan! Begeben wir un[s] im Geiste etwa tausend Kilometer gegen Osten, und ich frage: was sehen wir von hier, wenn wir jetzt nach Westen blicken, an christlichen Ideen?“ Diese Frage ist für viele Deutsche eine Zumutung. Es verwundert nun nicht mehr, warum Andres soviel Zeit und Kraft darauf verwendet zu zeigen, dass er und seine Mitstreiter keine Freunde des Kommunismus sind oder mit diesem in irgendeiner Weise sympathisieren. Dennoch ist es ein gewagtes Unternehmen, den Deutschen auf diese Weise den Spiegel vorzuhalten. Zudem schwächt Andres die Frage noch ab und provoziert damit sicherlich um so mehr Gegenstimmen, wenn er nach „wirklich christlichen oder auch nur humanitären Werten“ fragt. Der erste Teil seiner Antwort auf diese rhetorischen Fragen ist für viele noch tragbar: „Wir Deutschen verteidigen, wir wie es bereits von höchst offizieller Seite vernommen haben, unse[re]n Wohlstand, unsere Sicherheit!“ Er gibt damit eine Kurzfassung seiner zu Beginn der Rede gemachten Äußerungen und trifft zumindest bei den Atomwaffengegnern sicherlich auf offene Ohren. Schwieriger wird das bei dem nächsten Satz, der zudem ein Paradoxon<sup>240</sup> enthält: „Die Atheisten drüben, wenn sie uns sagten, was sie verteidigen, führten zumindest ihren kommunistischen Glauben an.“ Leute, die die Existenz eines Gottes leugnen, berufen sich dennoch auf einen Glauben, so Andres, während die Christen, nicht etwa ihren christlichen Glauben verteidigen, sondern Wohlstand und Sicherheit, denn „das Reich Christi“ lässt sich „nicht mit Matadoren<sup>241</sup> verteidigen“. Dass Andres dabei keineswegs ein pazifistischer Christ ist, der die Anwendung von Gewalt rundheraus ablehnt, macht er

---

<sup>240</sup> Dieses Paradoxon findet sich bereits in der Rede zum 17. Juni 1957 in Bad Kreuznach und Osnabrück (s. Konv. IV).

<sup>241</sup> Matador: Gemeint sind unbemannte Atombomber vom Typ „Matador“, die eine Reichweite von ca. 700 km hatten. Die Bundesluftwaffe besaß diese Bomber ab Anfang der 60er Jahre. (vgl. Rupp: Außerparlamentarische Opposition in der Ära Adenauer, S. 42 (s. Anm. 184)).

auch hier, wie schon an anderer Stelle, explizit: „Es war den Christen nie untersagt, sich gegen einen Angreifer mit der Waffe zur Wehr zu setzen. Aber ehe die Waffen als Schicksalsmacht inthronisiert werden, muß ein Angreifer vorhanden und die Gefahr eines Angriffs klar erwiesen sein.“ Diese Gefahr sieht er für den Moment nicht gegeben. Seine Argumentation ist dabei eben so einfach wie einsichtig: Die Russen haben Deutschland in all den Jahren, in denen das Land noch nicht über Atomwaffen verfügte, nicht angegriffen, da offensichtlich das „amerikanische Machtpotential“ zur Abschreckung ausreichte. Auch hier wird deutlich, dass Andres sich nicht grundsätzlich gegen moderne Waffen ausspricht. Für ihn steht die Frage im Vordergrund, ob Atomwaffen in deutscher Hand sinnvoll oder notwendig wären. Diese Frage kann er mit einem klaren Nein beantworten. Die Antwort hat für ihn zwei Seiten. Zum einen ist der Grund für die Bewaffnung der Bundeswehr mit Atomwaffen nicht hinreichend gegeben, denn die Waffen dienen ausschließlich der Abschreckung „[u]nd wenn einer die nahe liegende Frage stellt, wie lange das überhaupt noch gut gehen soll, hört man nur: wir müssen hoffen!“ Von Nutzen ist die Situation seiner Meinung nach nur für die Amerikaner: „Wenn man ehrlich ist, wird man uns sagen: solange die Amerikaner den Abschreckungskrieg wollen und ihn für ihre Wirtschaft brauchen.“ Der zweite Grund für seine ablehnende Haltung beschäftigt Andres weitaus mehr: „Die altbekannte Sorge regt sich wieder: ist gerade in diesem mit nationalen Ressentiments geladenen und geteilten Land die Atomwaffe in sicherem Verwehr? Der Charakter der deutschen Politik neigte immer zum Irrationalen, Sprunghaften, Unberechenbaren.“ Dies führt ihn zu einer äußerst kritischen Auseinandersetzung mit dem Zustand der deutschen Demokratie.

### **Die deutsche Demokratie**

Bereits nach seinen Anmerkungen zur Haltung der katholischen Kirche hatte Andres kritische Töne gegen die deutsche Demokratie gefunden: „Ich weiß sehr wohl, daß ein Mensch, der in unserem heutigen Deutschland solche Ansichten äußert, Verdächtigungen und Schmähungen ausgesetzt ist. [...] Diese Verdächtigungsbereitschaft ist ein Zeichen dafür, daß unsere Demokratie Schwächen hat.“

Doch nach der Wertung des „Charakter[s] der deutschen Politik“ als irrational, sprunghaft und unberechenbar, nennt Andres als Hauptproblem das „Phlegma der Deutschen, deren höchste Maxime noch immer heißt: der Führer wird's schon machen!“ Wie ernst es ihm mit dieser Behauptung ist, zeigen seine folgenden Ausführungen. Zunächst übernimmt er eine Passage aus seiner Rede vom 23.3.1958. Bereits dort hatte er über die Gleichgültigkeit der Deutschen gegenüber der Atomwaffenfrage geklagt. Das Wort „Gleichgültigkeit“ taucht nun nicht mehr auf. Andres hat es durch den Begriff „Phlegma“ ersetzt, wohl in der richtigen Annahme, dass mit „Gleichgültigkeit“ eher ein momentaner Zustand, mit „Phlegma“ dagegen eine Charaktereigenschaft assoziiert wird, also ein längerwährender Zustand, der sich auch nur schwer ändern lässt. Wie dem auch sei, Andres führt beides nicht zuletzt auf die mangelnde Bildung in Staatsbürgerkunde zurück. Wieder fallen die Namen „Schiller, Humboldt, der Freiherr vom Stein“. Andres hat die gesamte Passage wörtlich aus der Frankfurter Rede übernommen. Lediglich den Ausdruck „moralische Endmoräne des Dritten Reichs“ modifiziert er in „moralische Endmoräne der hitlerschen Eiszeit“. Die Aussage bleibt dabei erhalten, wird aber durch die konsequente Weiterführung des Bildes deutlicher herausgehoben. Die kurze Betrachtung von Menschenrechten und Menschenpflichten führt Andres in der neuen Rede weiter aus. Der Tenor ist auch hier: Menschenrechte, die nicht eingefordert oder sogar verteidigt werden, existieren irgendwann – bald – nicht mehr. Als Beispiel nennt Andres das Streikrecht, das eine frühere Generation sich erkämpfte, das aber dem deutschen Arbeiter, „wenn er weiter so untertänig und nutzhaft denkt“ in „zwei, drei Jahren“ wieder verloren gehen wird. Ähnliche Gedanken hatte Andres schon in seiner Rede in Bonn zum 17. Juni 1956 im Zusammenhang mit der von ihm sogenannten „vaterländischen Solidarität“ geäußert. Vorsichtiger formuliert er jetzt: „Gehe ich zu weit, wenn ich frage: liegt unsere Demokratie, diese junge, noch gar nicht in Herz und Hirn des Volkes verwurzelte Demokratie, liegt sie etwa schon wieder im Sterben?“ Sofort liefert er auch eine Begründung für seinen „düstern Verdacht“. Es geht ihm in dieser Frage nicht in erster Linie um die beschlossenen Raketenbasen, sondern vor allem um den Ablauf der politischen Diskussion in diesem Zusammenhang. Da das deutsche Volk weder „kritisch“ ist, noch „wirklich demokratischen Geist“ besitzt, habe die Regierung es „schlichtweg hinters Licht geführt und überrumpelt.“ Dabei –



und dies ist für Andres von besonderer Bedeutung – ist die Regierung vom „Weg der formalen Demokratie [...] um keinen Finger breit abgewichen“. Er nennt es „die folgenschwerste Entscheidung, die vielleicht je in einem deutschen Parlament getroffen wurde“. Die Formulierung soll die Deutschen förmlich wachrütteln. Die Anspielungen auf die zurückliegende deutsche Geschichte (das Dritte Reich und die Weimarer Republik) dienen Andres als Schreckenskulisse, obwohl das Ziehen von Parallelen in dieser Situation wohl weder angemessen noch sinnvoll erscheint. Mit Bedacht fügt er deshalb in seine plakative Äußerung das Wörtchen „vielleicht“ ein. Ob es von den Zuhörern überhaupt wahrgenommen wurde? Man darf das bezweifeln, und es liegt in Andres' Sinne, dass vor allem die Kernsätze im Gedächtnis bleiben. Um die Dramatik der Lage noch besser zu illustrieren, greift er neben den zurückliegenden Schreckensbildern aus der deutschen Geschichte noch ein weiteres auf: Der Beschluss wurde in einer „Einmütigkeit, wie wir sie nur aus den Scheinparlamenten der Diktaturen kennen“ getroffen. Hier findet sich wieder der von Andres oft bemühte Vergleich von Ost und West, der bei ihm nie allein zugunsten des Westens ausfällt. Wie schwerwiegend er diese „Einmütigkeit“ findet, wird aus der nachfolgenden Aufzählung deutlich:

„Nicht die Sprache, welche die Regierungspartei während der Atomdebatte führte, nicht das Niederschreien der gegnerischen Argumente, nicht die Bedrohung der Andersdenkenden mit künftigen Hochverratsprozessen, nicht die tertianerhaft lärmende Rudelseligkeit der Sieger – nein, dies alles nicht! – allein diese Einmütigkeit von ein paar hundert Männern und Frauen in einer Sache von solch makabrer Folgenträchtigkeit, – das war es, was den um die Demokratie besorgten deutschen Staatsbürger aufhorchen ließ.“

Vermutlich hat Andres Szenen aus der außenpolitischen Debatte des Bundestages Ende März 1958 im Kopf<sup>242</sup>. Erinnerungen an das Dritte Reich drängten sich in dieser Zeit schon allein durch die Erinnerung an Hitlers Ermächtigungsgesetz vom 23. März 1933 auf, dessen Erlass 1958 genau 25

---

<sup>242</sup> Die Debatte war von der CDU/CSU-Fraktion initiiert worden. Der Bundeskanzler Konrad Adenauer ging in diese Debatte mit der Prämisse, „die anstehende Frage der ‚Atombewaffnung‘ sei gleichbedeutend mit der Frage, ob die Bundesrepublik in der NATO bleiben wolle oder nicht“ (vgl. Rupp: Außerparlamentarische Opposition in der Ära Adenauer, S. 150). Am Ende wurde im Sinne der CDU/CSU-Fraktion die Stationierung von Atomwaffen auf dem Gebiet der Bundesrepublik beschlossen.

Jahre zurücklag. Auf diese Tatsache wurde in der damaligen Bundestagsdebatte mehrfach verwiesen. Die Darstellung, dass Unsachlichkeiten innerhalb der Debatte allein von Seiten der CDU ausgingen, ist in dieser Form allerdings nicht richtig. Zwar zeigte sich schnell, „daß das Regierungslager versuchte, mit der führenden Oppositionspartei eine Art militärisch-politische Inquisition zu veranstalten“<sup>243</sup>, doch waren die Reden auf beiden Seiten „derart gespickt mit Invektiven ad personam und darüber hinaus begleitet von einer Fülle beleidigender Zwischenrufe und Lärmszenen, daß sich dem Beobachter Vergleiche mit den Reichstagsdebatten der letzten Jahre der Weimarer Republik geradezu aufdrängten.“<sup>244</sup> Fritz Erler verglich die Situation im Bundestag gar mit der Sportpalast-Kundgebung des Reichspropagandaministers<sup>245</sup>. Die SPD währte sich bei dieser Debatte auf der einen Seite in Übereinstimmung mit der überwältigenden Mehrheit der Bevölkerung, auf der anderen Seite schien der Kampf ebenso vergeblich wie aussichtslos<sup>246</sup>.

In eben dieser aussichtslosen Lage sieht sich auch Andres in seiner Rede. Zwar sitzen dort viele Zuhörer, die seine Meinung teilen, aber die Politik der Bundesregierung ist nun einmal eine andere und scheint unaufhaltsam in die – seiner Meinung nach – falsche Richtung zu laufen. Gegen die von Andres an vielen Stellen seiner Reden angeprangerte „Politik der Stärke“ scheinen nur noch, wenn überhaupt, starke Worte zu helfen. So wiederholt er einen Satz, der bei vielen Deutschen eine schreckliche Erinnerung aufkommen lässt. Hatte er zuvor gesagt: „der Führer wird’s schon machen!“ heißt es jetzt: „Da stand es wieder vor uns, das Wort – nicht im äußeren, aber im inneren Raum der Erinnerung: Führer befiehlt, wir folgen.“ Nicht die äußeren Umstände sind also dieselben, aber innerlich haben sich die Menschen nicht geändert. Andres nennt es „hundsäugige Nibelungentreue“. Der Name „Adenauer“ fällt im folgenden Absatz nicht, aber es wird mehr als deutlich, wer gemeint ist:

„wenn eine Partei in einem Parlament die absolute Mehrheit besitzt, und wenn ein einziger Mann über diese Partei in einem durchaus unaufgeklärten Absolutismus verfügen kann, [...] dann ist die Entscheidung

---

<sup>243</sup> Vgl. Rupp: Außerparlamentarische Opposition in der Ära Adenauer, S. 150 (s. Anm. 184).

<sup>244</sup> Vgl. ebenda, S. 152.

<sup>245</sup> Vgl. ebenda, S. 153.

<sup>246</sup> Vgl. ebenda, S. 152.

darüber, was Demokratie ist und was nicht, bereits in das Belieben dieses einen Mannes gelegt“.

Es folgt eine Aufzählung der Dinge, die nach Andres' Meinung in naher Zukunft auf die Deutschen zukommen werden. Dabei zeigt sich, dass die Entscheidung über die Atomwaffen nur der erste Schritt ist. Es folgen weitere, die dazu führen werden, dass wir „formal immer noch in einer Demokratie“ leben, „freilich in einer, in der die Menschenrechte durch den Staat stellvertretend wahrgenommen und verwaltet werden.“ In der Bochumer Rede (17. Juni 1958) wird er kurze Zeit später diesen Gedanken wieder aufgreifen : „[Rußland] kann auch nicht fordern, daß wir auf den Besitz der Menschenrechte verzichten, die nun einmal der Staatsbürger der westlichen Demokratien durch Erfüllung seiner Menschenpflichten selber wahrnimmt und nicht durch den Staat verwalten läßt.“<sup>247</sup> Hier in Bonn geht diese Überlegung noch in eine ganz andere Richtung. Auf keinen Fall erscheint es Andres eine ausgemachte Sache zu sein, dass die Deutschen ihren „Menschenpflichten“ nachkommen. Damit ist Andres wieder bei seinem zuvor geäußerten Gedanken, dass die Verhältnisse in Ost und West, auch und gerade was die Haltung des Staates betrifft, keineswegs so weit auseinanderliegen, wie es beide Seiten propagieren. Voller Bitterkeit setzt er seinen Überlegungen hinzu: „Und die Deutschen, soweit sie Besitz- und Drückebürger<sup>248</sup> sind, werden diese Entwicklung in ihrem Untertanenverständnis sogar rechtfertigen. Was sollen wir tun, werden diese Leute fragen, wir stehen doch vor dem einfachen und unerbittlichen Entweder-Oder [...].“ Und weiter: „Man ist regierungstreu, parteigläubig.“ Von Demokratie ist hier keine Rede mehr.

### **Das Ziel der Rede**

Am Ende der Rede hat Andres große Teile aus seiner Rede vom 23. März übernommen. Zuvor allerdings führt er noch eine weitere Sichtweise ins Felde, die seine Position stärken soll, indem er zeigt, dass es nicht nur in Deutschland, sondern auch im (westlichen) Ausland Leute gibt, die die

---

<sup>247</sup> Vgl. Rede zum 17. Juni 1958 in Bochum. In: Stefan Andres: Der Dichter in dieser Zeit, S. 97.

<sup>248</sup> Der Begriff „Drückebürger“ findet sich schon in der Rede zum 17. Juni 1956 in Bonn („diese ihre Ohnmacht in vorbildlicher Gelassenheit tragenden bürgerlichen Drückebürger“), vgl. Rede in Bonn zum 17. Juni 56 (lange Fassung) , s. dazu Konv. IV.

Stationierung von Atomwaffen in Deutschland äußerst kritisch sehen. Andres zitiert dazu aus der Zeitschrift *Der Monat* – mit dem wichtigen Hinweis, es handele sich um eine „eindeutig westlich eingestellte Zeitschrift“. Einer „der besten Kenner der europäischen Situation“ schreibe dort:

„[...] – die ganze Raketenfrage ist in diesem Zusammenhang nichts weiter als ein Zwischenfall. Ich gebe zu, daß es absurd wäre, in Deutschland Raketenbasen zu errichten, denn man muß die Tür für ein begrenztes Abkommen zum Zweck der deutschen Wiedervereinigung offenhalten, wie unwahrscheinlich sein Zustandekommen auch erscheinen mag. Ich stimme auch der Ansicht zu, daß man lieber in ganz Europa keine Raketenbasen bauen sollte.“<sup>249</sup>

Erklärend setzt Andres hinzu: „Absurd heißt auf Deutsch: unsinnig, abgeschmackt.“

Beginnend mit dem Liliencron-Zitat übernimmt Andres nun wortwörtlich seine Äußerungen aus der Rede vom 23. März über die „Schicksalsgläubigkeit“ der Deutschen und den Auftrag vom „Herrn der Geschichte“. Die Rede endet aber nicht mit dem schlichten „Gott vertrauen und handeln!“ Stattdessen holt Andres noch einmal aus und betont: „Es ist ein schwerer, mühseliger Auftrag und kein Glanz umgibt ihn.“ Er verweist auf Gustav Stresemann, den „Erfüllungspolitiker“, dessen „politische Weisheit“ dazu führte, dass er „keinen Augenblick“ vergaß, „daß Deutschland den Krieg verloren hatte“. Dieser Gedanke ist nach Andres’ Meinung vielen Deutschen abhanden gekommen: „Unsere Häuser und Fabriken sind wiederhergestellt, aber noch lange nicht die Moral und die seelische Gesundheit unseres Volkes.“ Der Auftrag an die Zuhörer ist in dieser Rede demnach deutlich komplexer als im März. Es geht um nicht weniger als die „Wiedergeburt unseres Volkes aus dem Geist Christi, aus einer in Gott gegründeten Humanität“. Wie so oft bleibt Andres hier im Vagen und Ungefahren stehen. Konkrete Vorstellungen bleibt er schuldig. Dabei ist ihm vermutlich durchaus deutlich gewesen, was er unter einer „in Gott gegründeten Humanität“ versteht, aber über die Schritte, die zu diesem Zustand führen sollen, müssen andere sich Gedanken machen.

---

<sup>249</sup> Das Zitat stammt aus einem Aufsatz von Raymond Aron, der unter der Überschrift „Antwort auf Kennan. Europa, Moskau und die Atomgefahr“ abgedruckt wurde. In: *Der Monat*, März 1958, Heft 114, S. 3-15, hier: S. 13.

#### 4. 26. Juni 1958, Rheydt

Das Typoskript aus dem Privatarchiv der Familie Andres<sup>250</sup> trägt außer der mit Fragezeichen versehenen Zahl 58 keine weiteren Hinweise auf Ort oder Zeit. Die Anrede „Bürger und Bürgerinnen von Rheydt“ ist allerdings eindeutig.

Ganz offensichtlich hat Andres hier seine Rede „Sorglos eilen wir in den Abgrund“, die er im April in Bonn und Essen gehalten hat<sup>251</sup>, mit einem neuen Anfang versehen. Er beginnt in Rheydt mit einer Frage, die „unser Familienminister“<sup>252</sup> in einer Rede seinen Zuhörer gestellt hat: „Hätten die Amerikaner die Atombombe eingesetzt, wenn Japan selber Atombomben besessen hätte?“<sup>253</sup> Andres antwortet darauf, indem er eine Rattenfalle schildert: Zwei Ratten fallen hinein und fressen zunächst den Speck, am Ende aber werden sie sich gegenseitig zerfleischen, „gegen jede Rattenvernunft“. Eine dritte Ratte wird in die Falle geraten, die beiden toten Ratten fressen und nur solange überleben, bis eine vierte Ratte hineinfällt. Den Vergleich mit den Ratten hält Andres für legitim: „Und das kommt daher, weil die Herren der Atombombe Gewaltpolitiker sind und an nichts anderes glauben als an die Gewalt und darum im Letzten weder klüger noch moralischer sind als die Ratten.“ Dabei gesteht er dem Familienminister durchaus lautere Absichten zu. Er habe „offenbar [ein] redliche[s] Gemüt“. Andres bezeichnet ihn als „wacker“ und gesteht ihm zu, dass er an Gott glaubt, aber eben auch an die Atombombe. Dass es sich um einen Mann handelt, dem man keine böse Absicht unterstellen kann, der aber dennoch bereit ist, als „Kämpfer für die Atomrüstung das Volk abzuwiegeln, zu beruhigen“, führt Andres zum Einleitungssatz seiner Aprilrede: „Mir fällt mit Erstaunen ein Satz ein, der mich bestürzte: ‚Sorglos eilen wir in den Abgrund, nachdem wir etwas vor uns aufgebaut haben, was uns hindert, ihn zu sehen‘ (Blaise Pascal).“ Es folgt eine wörtliche Übernahme des ersten Abschnitts bis hin zu der Aufzählung der Atomwaffengegner. Diese endet allerdings schon mit den „Atom-Physiker[n] der ganzen Welt – bis auf eine verschwindend kleine, traurige Minderheit“. Es fehlt somit u.a. der Hinweis

---

<sup>250</sup> Alle nicht gesondert gekennzeichneten Zitate stammen aus dieser Quelle.

<sup>251</sup> Vgl. dazu das Kapitel „März / April 1958, Bonn“.

<sup>252</sup> Familienminister war von 1953-1962 Franz-Josef Wuermeling.

<sup>253</sup> Aus welcher Quelle Andres diese Äußerung entnommen hat, ließ sich nicht ermitteln.

auf die evangelischen Christen. Auch verzichtet Andres auf die direkte Kritik an der CDU, die er in der Bonner Rede an den Begriffen „Wohlstand, Sicherheit, Freiheit“ festgemacht hatte. Die Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche fehlt gänzlich und somit auch der Hinweis, dass ein Krieg den Christen nicht grundsätzlich untersagt ist.

Andres setzt wieder ein mit dem Gedanken, dass „das amerikanische Machtpotential [...] bis zu diesem Zeitpunkt offenbar genügt“ hat. Ab hier übernimmt er den Rest der Rede wörtlich. So endet das Manuskript nach einigen weiteren Zeilen mit der Notiz „... (weiter in Rede März / April 58)“. Lediglich eine kleine Änderung findet sich in den übernommenen Zeilen noch: statt „Phlegma der Deutschen“ spricht Andres jetzt – deutlich plakativer – von dem „Phlegma der breiten deutschen Masse“. Damit wird die Unbeweglichkeit des deutschen Volkes noch weiter unterstrichen. Andres hatte diese Stelle bereits einmal geändert, als er das Wort „Gleichgültigkeit“ durch „Phlegma“ ersetzte. Die Wirkung dieses Wortes versucht er, jetzt durch die Worte „breite Masse“ zu verstärken.

### **Ziel der Änderungen**

Zunächst hat Andres die Bonner Rede einfach gekürzt. Statt der ersten fünf Seiten hat er in Rheydt nur zwei. Möglicherweise war die Äußerung von Wuermeling dieser Tage gerade gefallen und bot sich deshalb als „Aufhänger“ an. Insgesamt wird die Rede durch die Kürzung aber auch stringenter und deutlicher in ihrer Aussage. Andres ersetzt die Ausführungen zum Thema „Angst“ durch das ebenso anschauliche wie gruselige Bild der Rattenfalle und verzichtet im Weiteren auf eine Reihe von „Nebenschauplätzen“. Er spricht nicht mehr über die CDU, die seiner Meinung nach so gar nicht christlich ist, und auch nicht mehr über die katholische Kirche. Er verzichtet zu dem weitgehend auf die Rechtfertigung der Atomwaffengegner. Als Legitimation seiner Haltung und der seiner Mitstreiter dient ihm hier vornehmlich das Zitat aus dem *Monat*. Geblieben ist dagegen die Sorge um den Zustand der deutschen Demokratie und der Appell, das „Nachdenken und Sichinformieren und mutige Angehen gegen den von oben gesteuerten Massenirrwahn“ zu üben. Die Beschränkung auf wenige Themenbereiche lässt diese deutlicher hervortreten und verleiht ihnen mehr Gewicht. Die Rede ist zugespitzt auf die Frage nach der Atom-

bewaffnung und die deutsche Haltung in dieser Frage. Wobei Andres – wie so oft – einen großen Unterschied sieht zwischen Volk und Regierung. Das Volk aufzurütteln und zum Protest gegen die Atomwaffen zu motivieren, ist der Zweck dieser Rede. Die Äußerung des Familienministers und das Bild von der Rattenfalle am Anfang dürfte für die Zuhörer eindringlicher gewesen sein als das etwas „sperrig“ erscheinende Zitat von Blaise Pascal, das sich erst durch mehrmalige Wiederholung gänzlich erschließt und Andres somit zu längeren Erklärungen zwingt. Die Aussagen von Andres werden dem Publikum durch den veränderten Anfang weniger theoretisch erschienen sein, obwohl er auch hier wie in Bonn und bei den meisten seiner Reden auf einer Ebene stehen bleibt, die den Zuhörer dazu zwingt, selber zu entscheiden, welche Schritte tatsächlich getan werden müssten, um die von Andres aufgestellten Forderungen umzusetzen, und welche dieser Schritte vom Einzelnen getan werden könnten.

## 5. 15. Juli 1958, Köln: Gegen die Atomrüstung

Die Rede ist abgedruckt in: Stefan Andres. Der Dichter in dieser Zeit. München 1974, S. 98-106. Die Analyse der Rede bezieht sich auf diese Textversion.<sup>254</sup>

Andres hat diese Rede aus neuen Teilen und Textteilen aus der Frankfurter Rede (23. März 1958), der Bonner Rede (März / April 1958) und der Rede in Rheydt (26. Juni 1958) zusammengefügt.

Den Anfang der Rede hat Andres völlig neu gestaltet. Danach hält er sich bis auf wenige Stellen an den Text der Bonner Rede, wobei er im Einzelfall Formulierungen verwendet, die er in Rheydt geändert hat. Eingefügt werden an zwei Stellen Textstücke, die sich nur in der Frankfurter Rede finden, jeweils eingerahmt von Teilen, die Andres schon von der Frankfurter in die Bonner Rede übernommen hatte. Am Ende ist noch eine kurze, neue Passage angefügt.

Hatte Andres in der Rede in Rheydt weitgehend auf Rechtfertigungen des Protestes gegen die Atomrüstung und die Verteidigung seiner eigenen Haltung zu dieser Frage verzichtet, setzt er nun, kaum einen Monat später, wieder genau bei dieser Problematik an. Er beginnt seine Rede mit den Worten: „[...] der Aufruf der Schriftsteller gegen die Atomrüstung soll ganz oben als Wirkung den Satz hervorgebracht haben: ‚Die Schriftsteller sollen Bücher schreiben und sich nicht in die Politik einmischen.‘“ Ironisch entgegnet Andres:

„Natürlich, wir sind ja in der Zeit der Arbeitsteilung: die Kuh macht Milch, die Molkerei macht Butter, der Metzger macht Wurst, der Verteidigungsminister rüstet auf. [...] der Schriftsteller soll als vom Staat geduldeter Spaß- und Sprüchemacher [...] hübsch die Leute belustigen [...] und von den öffentlichen Dingen ablenken.“

Andres sieht die Rolle des Schriftstellers, und damit seine eigene, gänzlich anders. Er definiert den Schriftsteller als „Mann, der keiner Partei, keiner Interessengruppe, sondern dem Volk allein, also dem Mitmenschen verbunden ist, klarer sieht, ruhiger urteilt und sich in größerer Unabhängigkeit für oder gegen eine Sache entscheidet.“ Dieses Bild entspricht dem, das Andres von sich selbst zeigt und das er auch immer wieder in der

---

<sup>254</sup> Alle nicht gesondert gekennzeichneten Zitate stammen aus dieser Quelle.



Öffentlichkeit transportieren will. Gerade die Parteiunabhängigkeit ist ihm besonders wichtig. Ob Andres selber keiner Interessengruppe angehört hat, lässt sich bezweifeln, denn was ist der Ausschuss „Kampf dem Atomtod“ anderes als eine Interessengruppe? Viel wichtiger ist aber, dass Andres sich selbst stets als unvoreingenommen und quasi von außen kommend wahrnimmt. Dass man diese Haltung keinesfalls generell auf alle Schriftsteller beziehen kann, liegt eigentlich auf der Hand, wird aber von Andres an dieser Stelle nicht weiter in Erwägung gezogen.<sup>255</sup> Entscheidend ist für ihn sein neutraler Standpunkt:

„Ein solcher Mann, der über jeden Verdacht erhaben ist, ein Zuhälter der Diktatoren oder auch nur ein platonischer Liebhaber des Marxismus zu sein, kann auch zum Beispiel unbefangener und offener über das deutsche Verhältnis – sagen wir besser: Mißverhältnis – zum Osten sprechen als ein Mitglied der Regierung oder ein Abgeordneter der Opposition.“

Dass jedoch auch ein Mann wie er selber keineswegs von allen als „über jeden Verdacht erhaben“ wahrgenommen wird, kränkt Andres sehr. Er spricht von „politisch orthodoxen Kreisen“, die einen solchen Mann trotz allen Bemühens missverstehen und verdächtigen. Wen Andres mit „politisch orthodox“ meint, kann man zunächst nur vermuten. Der Begriff „orthodox“ aus dem Bereich des religiösen Vokabulars deutet jedoch schon in Richtung der von ihm so genannten „deklariert christliche[n] Politiker“. Diese Formulierung benutzt Andres bereits in der Bonner Rede. Dort spricht er – noch deutlicher – von „einer deklariert christlichen Partei“. Bereits im nächsten Satz redet er von „diese[n] Orthodoxen“. Gemeint sind also eindeutig die Mitglieder der CDU bzw. der Bundesregierung, denen Andres vorwirft, „hart und kalt wie die Molochanbeter niemals darüber nach[zudenken, daß jenseits der Trennungslinie Menschen und Völker leben, die vor Gott denselben Wert haben wie wir [...]“. Mehrfach benutzt Andres hier religiös geprägtes Vokabular, um zu zeigen, dass allein das Benutzen von christlichen Begriffen noch keineswegs einhergeht mit christlichen Handlungen, auch dann nicht, wenn man sich selbst als „christlich“ bezeichnet.

---

<sup>255</sup> Die Rolle des Schriftstellers wird in den Reden von Andres immer wieder thematisiert. Ausführliche Anmerkungen dazu finden sich im Konvolut I, „Der Schriftsteller und der Staat“.

Andres empfiehlt diesen „Orthodoxen“ zum besseren Verständnis der Weltlage ein Gedanken-„Experiment“. Sie sollen den Westen einmal mit den Augen der östlichen Völker betrachten. Diese Idee der Standpunktveränderung findet sich bereits in der Bonner Rede. Nun aber geht Andres noch einen Schritt weiter für diejenigen, die „für dieses seelische Verwandlungskunststück zu starr sind“: Sie sollen sich vorstellen „Polen hätte Deutschland im Jahre 39 überfallen“ und hätte im Folgenden die deutsche Geschichte durchlebt. Offen gibt Andres zu: „Der Vergleich stimmt nicht ganz, aber“, und das ist ihm wichtig, „er reicht aus, um unsere Fantasie anzuregen.“ Man solle sich einmal vorstellen, wie ein siegreicher deutscher Nationalismus auf eine derartige Entwicklung reagiert hätte. Eines ist deshalb für Andres klar:

„Die vernünftigen, maßvollen und demokratisch denkenden Deutschen dankten Gott schweren Herzens für die Niederlage in diesem letzten Krieg. Denn sie nahmen an, daß der Ungeist des Nationalismus, der im Grunde ja Nihilismus ist und dem Unglauben entstammt, für immer ausgelöscht wäre.“

Nun erweist sich aber, in Andres' Augen, dass keineswegs der christliche Glauben, wie zunächst vermutet, die Oberhand im neuen Deutschland gewinnt, sondern durch eine „satanische Verknüpfung unglücklicher Umstände“ dieser Unglaube zurückkehrt und zwar, wie er betont, genau „drei-zehn Jahre nach Kriegsende“. Der Beleg dafür ist für ihn die geplante Ausrüstung mit taktischen oder strategischen ABC-Waffen, wobei er die Unterscheidung von „taktischen“ und „strategischen“ Waffen für „unerlaubt“ hält.<sup>256</sup>

In einer Klarheit, wie man sie selten in den Reden von Andres findet, formuliert er an dieser Stelle ein konkretes „Nahziel“: die Verhinderung der „Errichtung von Raketenbasen in Westdeutschland“. Statt jedoch genauer auf Möglichkeiten einzugehen, wie dieses Ziel zu erreichen ist und welche

---

<sup>256</sup> Rupp vermerkt zu der Bezeichnung „taktische“ und „strategische“ Waffen: „Aron [Rupp zitiert nach: Raymond Aron: Einführung in die Atomstrategie. Köln, Berlin 1964, S. 23.]definiert „taktische Atomwaffen“ als die Kernwaffen, die „an der Front [von den Soldaten] benutzt werden können“. Hans Adolf Jacobsen schlägt zur Verdeutlichung die Formulierung vor: „an der Front *auf dem Gefechtsfeld* einzusetzen sind“ (Mitteilung von Jacobsen an Rupp). Eine solche Definition ist vor allem im amerikanischen Schrifttum gebräuchlich, wenngleich dort auch oft zwischen „taktisch“ und „strategisch“ lediglich aufgrund der Reichweite der Waffen unterschieden wird.“ Vgl. dazu: Rupp: Außerparlamentarische Opposition (s. Anm. 184), S. 36, Fußnote 123.

konkreten „Fernziele“ es geben könnte, wendet Andres sich erneut den Kritikern der Atomwaffengegner zu. Paradoxerweise leitet er diesen Abschnitt mit der Bemerkung ein: „Überdies, wer im eigenen Haus protestiert, braucht seinen Protest nicht weiter zu legitimieren.“ Doch genau dies tut er im Folgenden. Er bezieht sich vor allem auf den Begriff „Atomhysteriker“, der damals vermutlich durch die Medien geisterte. Er weist diesen Ausdruck natürlich entschieden von sich. Etwas ironisch greift er zur Umwandlung eines alten Sprichwortes: „[...] wir Atomhysteriker machen aus der Mücke der Matadore<sup>257</sup> den Elefanten des Atomtodes.“ Fast scherzhaft setzt er hinzu:

„Nun, was die Beschaffenheit und die wirkliche Gefahrengroße dieser Mücken angeht, sollten wir uns doch lieber auf die Beschreibungen jener Fachleute verlassen, die sie erfunden haben, als auf die niedlichen Gebrauchsanweisungen, wie sie uns von Herstellern und Handlungsreisenden in Atomwaren mitgeliefert werden.“

Es scheint fast, als fiele es Andres gelegentlich schwer, seine Kritiker und Gegner ernst zu nehmen. Für ihn ist es so offensichtlich, dass die „Politik der Stärke“ der falsche Weg und die Abschreckungspolitik ein gefährliches Spiel ist, dass es ihm schier unvorstellbar erscheint, wie sich jemand allen Ernstes und dann auch noch unter der christlichen Flagge den Argumenten und Ansichten der Gegner dieser Maßnahmen verschließen kann. Schnell wird aber auch deutlich, dass dieses Gebiet sich nicht für Bonmots eignet und so ändert sich schon im nächsten Satz der Ton wieder deutlich ins überaus Ernste:

„Und so möchte ich doch erfahren, wer hier eigentlich Züge von Hysterie aufweist: wir, die wir eine Politik der Stärke für unser halbes Deutschland einfach eine schlechte Politik nennen und statt eines Raketenwalles wenigstens einmal versuchsweise die Tore des Vertrauens und der Verständigung zum Osten aufstoßen wollen; oder jene in Haß und Angst vor dem Osten erstarrten abendländisch-christlichen Reaktionäre [...]“

Als unzulässige Übertreibung muss man allerdings werten, dass Andres diesen „Reaktionäre[n]“ unterstellt, sie würden „[...] – nach noch nicht ganz

---

<sup>257</sup> Gemeint sind, wie in der Bonner Rede, die unbemannten Atombomber vom Typ „Matador“, die die Bundeswehr seit Anfang der 60er Jahre besaß.

zwanzig Jahren – mit dem uns wohlbekannten Hitlerschen Radiergummi nach Rußland hinüberdrohen [...]“.

An dieser Stelle findet Andres nun den Übergang zu seiner Bonner Rede. Zunächst tauchen dabei einzelne in dieser Rede bereits benutzte Ausdrücke wieder auf:

„hinter diesem höllisch forschen Limes [in der Bonner Rede ergänzte er „aus Matadoren“] retten diese entschlossenen, politischen Christen ihre abendländischen Werte: den Glauben, das Ethos, die Kathedralen und außerdem – das ist uns zu vermuten gestattet! – auch noch gewisse andere, nicht direkt vom Himmel stammende Werte.“

In der Bonner Rede hatte er bei der Frage nach den Werten noch auf die Begriffe „Wohlstand, Sicherheit, Freiheit“ abgehoben. Diese tauchen in diesem Zusammenhang nun nicht mehr auf. Gerade die beiden erstgenannten dürften von ihm aber impliziert sein, wenn er vage von „nicht direkt vom Himmel stammende[n] Werten“ spricht. So hatte er – etwas deutlicher – in Bonn formuliert: „Aber das wissen sogar die politischen Christen, daß sich das Reich Christi nicht mit Matadoren verteidigen läßt. So verteidigt man Wohlstand und Sicherheit.“ Statt jedoch zu diskutieren, ob die oben genannten Werte es verdienen, auf diese Weise verteidigt zu werden, wendet sich Andres der Frage zu, ob die Politik der Abschreckung an sich sinnvoll und moralisch zulässig ist und warum Atomwaffen speziell in deutscher Hand fehl am Platze sind. Er setzt an mit dem schon in Bonn gebrauchten Satz, dass es „Christen nie untersagt [war], sich gegen einen Angreifer mit der Waffe zur Wehr zu setzen“. Er fügt hier ein: „Aber ehe die Waffe – nehmen wir einmal an, daß die Raketen erlaubte Waffen sind! – ehe die Waffe gezeigt und erhoben wird, muß ein Angreifer vorhanden und die Gefahr eines Angriffes erwiesen sein.“ Der Einschub, mit der Annahme, dass Raketen erlaubte Waffen sind, ist notwendig geworden, weil er zuvor eigentlich bereits klargestellt hatte, dass es sich hier um die „Ausrüstung mit Waffen [handelt], auf die der alte militärische Begriff Waffe gar nicht mehr zutrifft. Es sind Mittel zur totalen Vernichtung allen Lebens [...]“. Damit wäre die Frage, ob es sich um für Christen erlaubte Waffen handelt oder nicht, genau genommen schon geklärt.

Die folgenden Gedanken zum „Phlegma der breiten deutschen Masse“ (hier benutzt er die in Rheydt eingeführte Formulierung) übernimmt Andres wortwörtlich aus der Rede „Eilen wir sorglos in den Abgrund“ (Bonn). Da

diese bereits auf der Frankfurter Rede beruhte, tauchen auch aus dieser Versatzstücke auf, u.a. ein Satz, der sich nur in der Frankfurter Rede findet und der sich auf die Bildung der Jugend und damit auf die Ursache für das deutsche „Phlegma“ bezieht: „Man kann jeden Tag jungen Leuten begegnen, die zwar gehorsam und gelehrig den Bolschewismus nach dem vorgeschriebenen Schema seiner ewigen Unveränderlichkeit sehen, aber nichts oder das Gegenteil der Wahrheit über den Nationalismus und seine Folgen wissen.“ Dieser Satz scheint Andres in Hinblick auf die deutsche Schulbildung von so großer Bedeutung zu sein, dass er ihn in dieser Rede wieder aufnimmt. An vielen Stellen seiner Reden finden sich Hinweise auf die Bildung der Jugend, die er für elementar für die Bildung einer funktionierenden Demokratie hält. Tatsächlich hat Andres immer wieder das Gespräch mit Schülern gesucht und sich z.B. gleich nach dem Krieg für ein Jugendaustauschprogramm stark gemacht.

Es folgen die in der Bonner Rede bereits betrachteten Ausführungen zum Streikrecht im Zusammenhang mit den „Menschenrechten“ und „Menschenpflichten“ und die Frage nach dem Zustand der deutschen Demokratie. Etwas abweichend von der früheren Rede heißt es jetzt:

„Und doch kann niemand der Regierung vorwerfen, sie sei vom Wege der formalen Demokratie auch nur einen Fingerbreit abgewichen. Man redete viele Tage lang dafür und dagegen, und dann stimmte man ab. Und die Abgeordneten, die nach dem Grundgesetz ihrem Gewissen folgen und einzig das Wohl des Volkes im Auge haben sollten, diese Abgeordneten der Koalition bewiesen in dieser folgenschwersten Entscheidung, die vielleicht je in einem deutschen Parlament getroffen wurde, eine Einmütigkeit, wie wir sie nur aus den Scheinparlamenten der Diktaturen kennen.“

Die Erwähnung der tagelangen Diskussionen und der Hinweis darauf, dass die Abgeordneten ausschließlich ihrem Gewissen verpflichtet sind, macht nach Andres' Auffassung die Ungeheuerlichkeit dieser „Einmütigkeit“ auf drastische Weise deutlich. Wenige Sätze später bringt er diese Ungeheuerlichkeit für sich auf den Punkt, wenn er wieder von der „hundsäugigen Nibelungentreue“ spricht, „die es dem Gewissen gestattet, sich in Hordengefühle zu flüchten“.

Wie sehr sein Vertrauen in die deutsche Demokratie erschüttert ist, zeigt auch eine weitere kleine Abänderung. In Frankfurt hatte er noch gemahnt:

„Wir sind aufgerufen zur Mit-Verantwortung, zum Selbst-Denken, zum Kampf mit allen gesetzlichen Mitteln.“ In Bonn ergänzt er: „mit allen vor Gott und der Demokratie erlaubten Mitteln“. Dagegen heißt es in Köln nun schlicht: „mit allen vor Gott erlaubten Mitteln“. Von menschlichen Gesetzen ist hier keine Rede mehr. Logischerweise fügt Andres an dieser Stelle das von ihm in der Frankfurter Rede gebrauchte Bild vom „magnetischen Feld der Freiheit“ ein, „auf welchem Gott der eine, der Mensch der andere Pol ist“. In Ausrichtung auf den „Herrn der Geschichte“ und seinen „Heilsplan“ können die Menschen die Orientierung in der Welt finden, nicht aber indem sie sich ausschließlich auf ihre eigene Stärke verlassen, die Andres abfällig den „Allbewältigungswahn der Ratio“ nennt. Andres führt nun die Überlegungen seiner Bonner Rede bis auf wenige, für den Sinn und Inhalt unerhebliche Veränderungen, wortwörtlich zu Ende. Am Schluss verzichtet er jedoch auf den Halbsatz: „vorausgesetzt, wir waren noch nicht in den Abgrund geeilt“. Da er lediglich dazu diente, den rhetorischen Kreis zu schließen, ist er jetzt hinfällig, da nicht die gesamte Rede – wie in Bonn – um das Zitat von Blaise Pascal kreist. Stattdessen fügt Andres noch ein eindrucksvolles Bild an: Ameisen retten in Gefahr immer erst ihre Puppen. Sollte also z.B. ein Erzengel in dieser Zeit auf Europa schauen, „welches ja auch einem aufgestöberten Ameisenhaufen gleicht“, sieht er, dass die Menschen nicht ihre Kinder in Sicherheit bringen, sondern Waffen hin und her transportieren. „Der Engel müßte feststellen, daß diese Menschen dümmer, fantasieloser und entarteter geworden sind als Ameisen, also unters Tier gesunken.“ Hatte Andres in seiner Bonner Rede noch die Mehrheit der evangelischen Christen von seiner Kritik ausgenommen und zum Lager der Atomwaffengegner gerechnet, setzt er jetzt pauschal hinzu: „Und selbst die organisierten Christen [...] sind nicht mehr dieselben. Denn sie beten jetzt um die Hilfe der Bomben und Raketen, die den Himmel und die Erde zerstören, während sie früher beteten: unsere Hilfe steht im Namen dessen, der Himmel und Erde gemacht hat.“ Seine Frankfurter Rede beschloss Andres mit der Aufforderung: „Gott vertrauen und handeln!“ Auch die Bonner Rede endet mit einem Appell an das Handeln des Menschen: Die Menschen bzw. die Deutschen sollen die „Moral und die seelische Gesundheit“ des Volkes wiederherstellen. Andres verlangt nach einer „Wiedergeburt unseres Volkes aus dem Geist Christi, aus einer in Gott gegründeten Humanität“. Dagegen

klings der Schluss der Kölner Rede resignativ: „Da müssen wir allen Ernstes fürchten, daß, wenn der Erzengel kein Wunder wirkt und in den Herzen und Hirnen nicht das Licht und die Liebe Gottes erneuert, die Erde verloren ist. Und sogar die Ameisen retten dann ihre Brut umsonst.“ Keine Rede ist mehr von menschlichem Handeln, von falscher „Schicksalsgläubigkeit“, und auch der eingeforderte „Kampf mit allen vor Gott erlaubten Mitteln“ erscheint am Ende dieser Rede sinnlos. Was bleibt, ist die vage Hoffnung auf die Wunderwirkung eines Erzengels. Eine nicht unerhebliche Zahl seiner Zuhörer dürfte Andres nach dieser Wendung ratlos zurückgelassen haben.

Das Einfügen von neuen Textteilen in die bereits vorhandenen Reden zeigt deutlich, dass Andres zwar inhaltlich keine neuen Positionen vertritt, jedoch zunehmend die Notwendigkeit sieht, sich mit seinen Kritikern auseinanderzusetzen. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, dass er nicht mehr das Zitat von Blaise Pascal an den Anfang seiner Ausführungen stellt und es im weiteren Verlauf der Rede kunstvoll aufgreift und variiert. Stattdessen wendet er sich zu Beginn den gegen die sich politisch engagierenden Schriftsteller erhobenen Vorwürfen zu. Da die Redezeit vermutlich etwas begrenzter war als in Bonn, nutzt Andres die Gelegenheit, die gesamte Rede deutlicher zu strukturieren und nur auf die Frage nach der Zulässigkeit von Atomwaffen zu fokussieren. Nach den vielen, gerade im Jahr 1958 gehaltenen Reden zu dieser Thematik, ist Andres mit den Argumenten seiner Gegner sehr vertraut. Gerade die Wiederholungen aus den anderen Reden zeigen, dass er es für nötig erachtet, auf diese dort schon aufgezeigten Missstände wie die fehlende Bereitschaft zur Verständigung mit dem Osten und die seiner Meinung nach schlechte Bildung im Bereich Staatsbürgerkunde immer wieder hinzuweisen. Gleichzeitig jedoch ist auch eine Entkräftung der gegnerischen Argumente dringend geboten, um die Möglichkeit zu erhalten, entschiedene Befürworter der Atomwaffen doch noch umstimmen, aber auch um sich persönlich gegen zum Teil diffamierende Anfeindungen zu wehren.

## 6. 18. Januar 1959, Frankfurt: Keine Zeit für den „ewigen Frieden“ / Europa ruft

Am 17. und 18. Januar 1959 trafen sich 300 Delegierte von Atomwaffen-gegner-Organisationen aus neun europäischen Ländern zu einem ersten internationalen Kongress in London. Dort wurde ein gemeinsames „Europäisches Komitee gegen Atomrüstung“ gegründet und als dessen erster Präsident der Schriftsteller Hans Werner Richter gewählt.<sup>258</sup> Die deutsche Delegation, zu der auch Stefan Andres gehörte, war die zahlenmäßig stärkste und flog am Sonntag gemeinsam mit zwanzig englischen Gästen zu einer Abschlusskundgebung nach Frankfurt am Main.<sup>259</sup> Anlässlich dieser Kundgebung hielt Andres eine Rede in der Paulskirche. Die Rede wurde an zwei verschiedenen Stellen veröffentlicht: Zum einen erschien sie unter dem Titel „Keine Zeit für den ‚ewigen Frieden‘“ in der Zeitschrift *Nobis* der Universität Mainz (1959, S. 7 f.)<sup>260</sup> und zum anderen unter dem Titel „Europa ruft“ in dem Band *Nie wieder Hiroshima*, der im Verlag Ernst Kaufmann (Lahr / Schwarzwald) von Stefan Andres, Helmut Gollwitzer, Heinrich Vogel und Ernst Wolf 1960 herausgegeben wurde. Beide Versionen unterscheiden sich nur an sehr wenigen Stellen. Die Unterschiede sind minimal, so dass die Texte als in ihren Aussagen identisch angesehen werden können. Gegebenenfalls wird bei der weiteren Betrachtung auf konkrete Veränderungen verwiesen.

Eine stark verkürzte Version des Textes, die nur das Ende wiedergibt, wurde unter dem Titel „Der Glaube der Machtlosigkeit“ abgedruckt in: *Gegen den Tod. Stimmen deutscher Schriftsteller gegen die Atombombe*. Stuttgart-Cannstatt: studio neue literatur gudrun ensslin 1964. Ein Nach-

---

<sup>258</sup> Vgl. Atomwaffen-Gegner schließen sich zusammen. 300 Delegierte aus neun Staaten gründen in London ein Komitee / Bertrand Russell als Hauptsprecher. In: *Süddeutsche Zeitung* 19.1.1959 (Nr. 16), S. 1.

<sup>259</sup> Vgl. Europäischer Ausschuss zum Kampf gegen Atomkrieg. Russell für eine internationale Überwachungsbehörde / Anti-Atomkrieg-Charta in London. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 19.1.1959 (Nr. 15), S. 4. In keinem der beiden genannten Zeitungsartikel wird Andres namentlich erwähnt. Ebenso wenig erscheint sein Name in dem Kommentar der *Süddeutschen Zeitung*: Ein Anti-Atom-Wochenende 19.1.1959 (Nr. 16), S. 3 und in dem Artikel der *Frankfurter Rundschau*: Europa-Komitee gegen Atomrüstung 19.1.1959, S. 2. Der Hinweis in der FAZ, die britische Presse habe mit Ausnahme des *Observers* keine Notiz von diesem Kongress genommen, kann durch einen Artikel aus der *Times* widerlegt werden: „Seeking end to ‚Brinkmanship‘. Bertrand Russell’s call at London Congress on Nuclear Disarmament“. In: *The Times* 19.1.1959, S. 5.

<sup>260</sup> Soweit nicht anders gekennzeichnet, stammen alle folgenden Zitate aus dieser Quelle.



druck dieses Textes findet sich in den *Mitteilungen der Stefan-Andres-Gesellschaft* III / 1982, S. 9.

Nach einer fast halbjährigen Pause ist dies wieder eine Rede zum Thema „Atomrüstung“. In ihrem Ton unterscheidet sie sich deutlich von den Reden des Jahres 1958. Andres' Haltung zur Atomrüstung ist jedoch unverändert. Fanden sich im Jahr zuvor oft noch kämpferische Töne und ein lauter, deutlicher Ruf zum Handeln („Gott vertrauen und handeln!“), ist diese Rede von einer leisen Resignation geprägt, wie sie sich auch schon in der Rede von Köln (15. Juli 1958) andeutete, wobei die Rede in weiten Teilen eine Bestandsaufnahme der von Andres empfundenen Situation ist. Gegen Ende der Rede stellt Andres selbst fest: „Das große Unglück läßt sich nicht durch Theorie abwenden, sondern durch die Erkenntnis der Situation und die Erfüllung unserer nächstliegenden Menschenpflicht.“<sup>261</sup> Genau darauf läuft diese Rede hinaus: Andres versucht, den Zuhörern erstens die momentane Situation zu verdeutlichen und zweitens die „nächstliegende Menschenpflicht“ aufzuzeigen.

Vor dem oben genannten Zitat hat Andres deutlich gemacht, wie sich ihm die derzeitige Lage Deutschlands, aber auch Europas darstellt. In einem ersten Schritt geht er dabei zunächst von seiner eigenen Situation aus. Er hat an dem genannten Kongress teilgenommen und stellt für sich fest: „Wir glichen ein wenig jener Heiligen Gesandtschaft in antiker Zeit, die eine Stadt, ein Volk zu irgendeinem Orakel schickte und zwar dann, wenn man keinen Ausweg mehr wußte, wenn die Realisten nur noch den heroischen Untergang als Ausweg parat hielten.“ Um jeden Zweifel auszuschließen, wie dieses Bild gemeint sein könnte, liefert Andres die Erklärung sofort mit: „In einer solchen ausweglosen Lage befindet sich heute nicht nur ein Volk, ein Kontinent. Die ganze Erde zittert [...].“ Das Bild von der „heiligen Gesandtschaft“ greift er noch einmal auf, denn für ihn sind es eben solche „heiligen Gesandtschaften“, die von einer Abrüstungskonferenz zur nächsten ziehen. Neben diesen „immer neue[n], unter der Oberfläche immer erregter verlaufende[n] Abrüstungskonferenzen“ gibt es die Bürger, die scheinbar ungerührt ihrem Tagwerk nachgehen, Andres nennt sie die

---

<sup>261</sup> In „Europa ruft“ fehlt der ausdrückliche Hinweis auf „die Erkenntnis der Situation“. Ob diese Streichung von Andres bewusst vorgenommen wurde, läßt sich heute nicht mehr ermitteln. Eine grundsätzliche Veränderung seiner Aussagen ergibt sich daraus jedoch nicht.

„politisch Rechtgläubigen“. Sie sitzen „hinter dem Zaun aus Raketen, wie hinter einem Zaun aus Sonnenblumen, zeugen Kinder, füllen Totoscheine aus, werden sich beim Fußball ihrer nationalen Gefühle bewußt [...]“. Welche Distanz diese Leute zum Geschehen haben, zeigt sich daran, dass sie alles nur aus der „Zeitung“ erfahren. Man meint ein Unverständnis ausdrückendes Kopfschütteln von Andres zu sehen, wenn er feststellt:

„Und der Zeitungsleser, der mit einem verächtlichen Achselzucken das Platzen einer neuen Abrüstungskonferenz entgegennimmt, er übersieht, daß ein großes Unglück geschehen ist, und daß auch sein persönliches und das Schicksal seiner Nachkommen dadurch dem Abgrund<sup>262</sup> ein Stück nähergerückt ist.“

Dieses „deutsche Phlegma“ ist Andres ein Rätsel, obwohl er selber feststellt, dass schon Kleist sich angesichts der napoleonischen Kriege darüber beschwerte. Die Lage zu Kleists Zeiten war jedoch eine gänzlich andere: „Was aber bedeuten schon die Kanonen Napoleons gegenüber diesem bereits halb geöffneten Rachen der Vernichtung!“<sup>263</sup> Nicht zufällig steht hinter dieser Frage ein Ausrufezeichen. Wie also ist die „Ruhe Europas“ zu erklären? An dieser Stelle greift Andres wieder auf den Vergleich zwischen Menschen und Tieren zurück, wie er ihn auch schon bei seiner Rede in Rheydt bemüht hat.<sup>264</sup> Damals verwies er ausführlich auf das Verhalten von Ratten in einer Falle. Dieses Mal geht es ihm jedoch nicht um das Erzeugen eines schockierenden Bildes allein, sondern um eine Erklärung für das in seinen Augen „unmenschliche“ Verhalten. Zu diesem Zweck gebraucht er das Wort „domestiziert“ im doppelten Sinne. Zunächst stellt er fest: „Wenn die Prärie brennt, wird der Herdentrieb den höheren Tieren zur Rettung: sie rotten sich zusammen und rennen alle in dieselbe Richtung, dorthin, wo es nicht brennt.“ Andres griff dieses Bild wohl auf, weil so oft, wie er sagt, vom „Herdentrieb der Massen“ die Rede ist. Indes hinkt der Vergleich etwas, denn wenn er den Menschen vorwirft, gerade dieses Verhalten nicht

---

<sup>262</sup> Das Motiv des „Abgrunds“ behandelt Andres ausführlich in der Rede „Eilen wir sorglos in den Abgrund“ (März / April 1958, Bonn).

<sup>263</sup> Offensichtlich zitiert Andres Kleist nach Karl Jaspers: Die Atombombe und die Zukunft des Menschen. München / Zürich 1958, S. 473. Dass Andres dieses Buch mit großem Interesse gelesen hat, kann man aus der Rede von 1957 (s. Kapitel „1957, Anti-Atom“) ersehen, in dem er dieses Werk ausdrücklich erwähnt.

<sup>264</sup> In der Kölner Rede (15. Juli 1958) vergleicht Andres die Menschen am Ende mit einem Ameisenhaufen. Die Ameisen bringen, im Gegensatz zu den Menschen, ihre Brut in Sicherheit.

an den Tag zu legen, müsste die Frage erlaubt sein, wohin diese Flucht denn angesichts der politischen Lage führen sollte. Doch Andres geht es hier um etwas anderes. „Müssen wir daraus folgern, daß der Mensch dümmer ist als das Vieh?“ Als Erklärung bietet er an: „Und vielleicht sind wir wirklich dümmer, instinkt- und wehrloser geworden, den domestizierten Tieren vergleichbar.“ Dieses „domestiziert“ überträgt er sogleich auf den Menschen, der „domestiziert“ wurde durch den „Lebensstandard, dem wir alles opfern“ und durch die „blinde Gläubigkeit gegenüber dem Staat“.

In kaum einer Rede zu diesem Thema versäumt es Andres, den (deutschen) Staat und dessen Politiker zu kritisieren. So findet er auch dieses Mal überaus deutliche Worte. Er spricht von „machttrunkenen Politikern“, deren „außenpolitische Konzeption noch tief im neunzehnten Jahrhundert steckt, während die Weltsituation endzeitlich ernst und einfach geworden ist“. Durch die Wortwahl geschickt vorbereitet („endzeitlich“, „glauben“, „daß Gott mit uns ist“, „Rechtgläubigen“, „arme Seelen“) schließt er seine Kritik an der Haltung der Kirche, besonders der katholischen, an. Wie eng diese zwei Punkte für ihn zusammenhängen, zeigt sich in dem Ausdruck „Staats- und Kirchenvolk“. Andres behauptet, dieses Volk spüre „von oben ermuntert, jene angenehmen Aggressionsgefühle, durch die das kleine Ich sich größer vorkommt“. Zwischen der Kritik an der (deutschen) Politik und an der Kirche weist er wieder – wie auch schon in anderen Reden gegen die Atomrüstung – auf die Schwierigkeit hin, überhaupt seine Stimme zu erheben: „Wer ihnen [den politisch Rechtgläubigen] die Perspektiven eines Atomkrieges aufreißt, gilt als Störenfried, Staatsfeind, vielleicht sogar als bezahlter Agent.“ Zwar greift Andres für diese Rede textlich nicht auf ganze Versatzstücke aus anderen Reden zurück, doch dass diese Rede inhaltlich nichts Neues bietet, zeigt sich an vielen Begrifflichkeiten, die er bereits in den Reden des Jahres 1958 verwendet hatte. Neben dem Begriff „Nihilismus“<sup>265</sup> findet sich an anderer Stelle schon die Kritik am deutschen „Phlegma“<sup>266</sup> wie auch der von ihm metaphorisch verwendete Begriff

---

<sup>265</sup> Vgl. Rede in Frankfurt a. M. vom 23. März 1958 („Schicksals-Nihilismus“) und in Köln vom 15. Juli 1958 („Nationalismus, der im Grunde ja Nihilismus ist“).

<sup>266</sup> Vgl. Rede in Rheydt vom 26. Juni 1958 („das politische Phlegma der breiten deutschen Massen“) und „Eilen wir sorglos in den Abgrund“, gehalten in Bonn, März / April 1958 („das politische Phlegma der Deutschen“).

„Limes“<sup>267</sup>, der die scheinbare Unüberwindbarkeit der Grenzen zwischen Ost und West veranschaulichen soll. Auch die Formulierung „wir sterben wenigstens heroisch, für eine Idee!“ findet sich in ähnlicher Weise in der Rede vom 23. März 1958 („Und man hält diese Entscheidung auch noch für heroisch!“).

Aus seiner Sicht völlig unverständlich ist für Andres die Einstellung von überzeugten Christen, die dennoch die Atomrüstung bejahen. Dies ist für ihn ein Widerspruch in sich:

„[...] woher haben diese politischen Kinder solche Möglichkeiten des Denkens, die der vernünftige Politiker als Irrsinn, der Christ als Sünde wider den Schöpfungsgedanken und das oberste Gebot und der religiöse Mensch schlicht als Abfall in puren Nihilismus beurteilen muß?“

Während er der „amtlichen evangelischen Kirche“ attestiert, zumindest „zu einem Teil Farbe“ zu bekennen, hält er die Stellungnahmen der katholischen Kirche für „unselig“:

„[...] sie schweigt auf eine Weise, die wir in Deutschland schlicht: regierungstreu [...] nennen müssen. Wo sie [die katholische Kirche] aber gesprochen hat: in jenem unseligen Gutachten der sieben Moralthologen, stellt sie die nuklearen Vernichtungsmittel als eine Fortentwicklung der traditionellen und im alten Sinne erlaubten Waffen hin.“

Dass er diese Bewertung für unzulässig hält, hat Andres bereits in seiner Rede in Köln am 15. Juli 1958 formuliert. Wie aber sollte seiner Meinung nach die Kirche reagieren? Andres nennt als Beispiel „Bischof Isaak“<sup>268</sup>, der angesichts der Bedrohung der „Kirche von Antiochien“ durch „persische Reiter“ schrieb: „Die Priester mögen mit den Diakonen beten, daß wir nicht den Tod durch das Schwert erleiden.“ Nach Andres' Meinung völlig zurecht sucht Isaak die Hilfe gegen die Bedrohung durch eine „Rückkehr zum christlichen Leben“, vor allem aber durch das „Kreuzzeichen“: „Das Kreuzzeichen bannt die Gefahr, indem der Christ sich erinnert, daß er – und jeder Mensch, ob er es will oder nicht – unter dem Kreuze steht und daß er ihm nicht entgehen kann: weder mit Politik noch

---

<sup>267</sup> Vgl. Rede in Köln vom 15. Juli 1958 („neue[r] Limes“ und „höllisch forsche[r] Limes“).

<sup>268</sup> Gemeint ist wohl Isaak der Große (etwa 338 bis 439). Das Zitat stammt vermutlich aus einem der beiden von ihm erhaltenen Briefe an Theodosius II. oder an Atticus von Konstantinopel.

mit Krieg, noch mit Selbstmord und Weltvernichtung.“ Bereits zu Beginn seiner Rede hatte Andres mit einiger Verwunderung festgestellt: „sie [die heiligen Gesandtschaften] ziehen nicht mehr zu den Himmlischen, sondern zu ihresgleichen“. Bewegte er sich an dieser Stelle noch in der Bilderwelt der antiken Götter, so wird hier doch sehr schnell deutlich, welchen Weg Andres für den eigentlich richtigen hält, nämlich den, der zu einer „konsequenten Verwirklichung der Hauptlehren der Bergpredigt“ führt. Mit dieser Meinung glaubt er, nicht alleine zu sein. Selbstbewusst gibt er an, dass sicherlich „fünfundneunzig Prozent unserer Physiker und anderer in unsre Wirklichkeit eingeweihte Menschen“ derselben Meinung sind. So kann er seine Verwunderung darüber nicht verhehlen, dass „die Bergpredigt selbst für viele Theologen bis in unser Jahrhundert hinein! – als eine fromme Utopie angesehen wurde“.

So stellt sich also für Andres die gegenwärtige Situation dar wie folgt: Die Politiker versagen, die breite Masse der Menschen kümmert sich lediglich um die Annehmlichkeiten und die Notwendigkeiten des alltäglichen Lebens und kommt ihren „Menschenpflichten“ als mündige Bürger nicht nach und die Kirchen, namentlich die katholische Kirche, wird ihrer Verantwortung, die Menschen zu einer christlichen Lebensführung zu ermuntern und zu ermahnen, nicht gerecht, sondern geriert sich als verlängerter Arm des Staates.

Für Andres liegt die Schlussfolgerung auf der Hand: „[...] es geht einfach darum, ob die Menschheit überhaupt am Leben bleibt.“ Wir leben nicht mehr zu Kleists Zeiten. Unmissverständlich mahnt Andres: „Jeder künftige Krieg ist eine Herausforderung des Chaos.“ Eindringlich hatte er zuvor vor dem „System der gegenseitigen Abschreckung“ gewarnt, weil es sich „mit tödlicher Gewißheit“ abnutze. Eines ähnlichen Wortspiels hatte er sich bereits in der Rede vom 23. März 1958 bedient.<sup>269</sup> Als blanken Hohn und reinen Zynismus empfindet Andres die folgende Überlegung: „in einem Atomkrieg stirbt man schneller, besser und, das vor allem: der Gegner stirbt mit“. In keiner Rede zuvor hat Andres so oft wie in der vorliegenden den Blick auf die Kinder, die Enkel und die künftigen Generationen gelenkt: „Und so blicken wir, statt angstvoll in die Augen unserer Kinder und Enkel,

---

<sup>269</sup> Damals sagte Andres: „Die Strategie der Abschreckung arbeitet mit Faktoren, die wir nicht sicher kennen, und verrechnet sich darum mit tödlicher Gewißheit.“

gehorsam in die Augen von eiskalten, ja machtrunkenen Politikern.“ Nun, am Ende seiner Rede sagt er:

„Wir sind sogar der Überzeugung, daß wir das Leben unserer Mitmenschen und Nachkommen gar nicht auf seinen Lebenswert zu überprüfen haben, dass ist in jeder Hinsicht höchst gefährlich! Was unsere Kinder und die kommenden Generationen angeht, so sollen sie selber zu sehen, ihr Leben lebenswert zu gestalten.“

Jeder moralischen Grundlage entbehrt nach Andres' Ansicht die Haltung: „lieber den Atomtod als die Sklaverei“. Dieser von Andres an anderer Stelle<sup>270</sup> zitierte Satz taucht zwar explizit hier nicht auf, es darf aber angenommen werden, dass er im Hintergrund seiner Überlegungen eine Rolle spielte. Nicht die jetzige Generation hat es zu entscheiden, unter welchen Bedingungen ihre Nachkommen leben möchten. Was also bleibt zu tun? Für Andres ist die Antwort ebenso klar wie schlicht: „Was wir tun können, tun müssen, ist: zunächst einmal ihr [das der Kinder und Enkel] nacktes Leben zu retten, selbst auf die Gefahr hin, daß es nicht ganz so würdig und lebenswert ist, als der Philosoph es sich vorgestellt.“ Aus dem nächsten Satz geht hervor, dass Andres sich auf Kant und dessen Überlegungen zum „ewigen Frieden“ bezieht – daher auch die für die Veröffentlichung in *Nobis* gewählte Überschrift. Noch einmal richtet er den Blick auf die übernächste Generation: „Wir reden auch nicht von Kants ewigem Frieden, dafür ist jetzt keine Zeit mehr, das mögen unsere Enkel nachholen, wenn sie gerettet sind.“ Auffallend ist, dass das Wort „Friede“ in der Rede nie für sich steht, sondern immer in Begleitung von Begrifflichkeiten, die ihn als nur schwer zu erhalten kennzeichnen: „dieser auf dem gegenseitigen Angstmachen aufgebaute Frieden“, „provisorischer Frieden“, „bleichgewordener Frieden“ und „dieses bißchen todkranken Friedens“. Andres betont: „Oder zweifelt etwa jemand von Ihnen an unserer Armut? Besitzen wir an irdischen Gütern wirklich noch sonst etwas Wesentliches als dieses kleine bißchen todkranken Friedens?“ Die Antwort auf die Frage, was zu tun bleibt, und damit das letzte Wort seiner Rede überlässt Andres Reinhold Schneider, der am 6. April 1958 verstorben war: „Unsere Aufgabe wäre, dem Unglauben der Macht den Glauben der Machtlosigkeit entgegenzu-

---

<sup>270</sup> Vgl. Rede in Frankfurt a. M. vom 23. März 1958, „Eilen wir sorglos in den Abgrund“ (Bonn März / April 1958) und Rede in Köln vom 15. Juli 1958.

setzen.“ Damit schlägt Andres zwar nicht wörtlich wie z.B. in seiner Rede „Eilen wir sorglos in den Abgrund“, aber doch sinngemäß einen Bogen zum ersten Satz: „Der europäische Kongreß in London mag den Gegnern unserer Ziele das heute so beliebte Wort ‚unrealistisch‘ entlockt haben.“

## 7. 1. April 1961, Miltenberg

Anlässlich des Ostermarsches 1961 hielt Andres eine Rede in Miltenberg, die von der Zeitschrift *konkret* abgedruckt wurde.<sup>271</sup>

In der redaktionellen Einleitung zum Text heißt es:

„In den Ostertagen marschierten die Atomwaffengegner in der Bundesrepublik in Sternmärschen zu vier Kundgebungsorten. Weder ungünstige Witterung noch Diffamierung konnten die Demonstranten entmutigen. In mitgeführten Losungen erneuerten sie ihren Protest gegen alle Kriegsvorbereitungen und legten ein Bekenntnis zu der bedrohten Demokratie ab. Auf der Startkundgebung des Marsches Südwest, der von der Raketenbasis bei Miltenberg am Main nach Mannheim führte, sprach der Schriftsteller Stefan Andres zu den Kundgebungsteilnehmern. Den Wortlaut seiner Rede stellte uns Stefan Andres zur Verfügung.“

Andres stützt sich für diese Rede ausdrücklich auf die „Kernsätze für die Redner des Ostermarsches der Atomwaffengegner“<sup>272</sup>, die der Zentrale Ausschuss des Ostermarsches allen Rednern zugesandt hatte. Auf drei DIN-A4-Blättern sind sieben „Kernsätze“ abgedruckt. Zu jedem Satz findet sich eine Erklärung und fast immer auch eine Zusammenstellung passender Slogans. Für seine Rede greift Andres auf Punkt vier dieser „Kernsätze“ zurück. Vor eine nähere Betrachtung der Rede sei an dieser Stelle in Auschnitten auf die „Kernsätze“ verwiesen, nicht nur um zu verdeutlichen wofür, sondern auch wogegen Andres sich entschieden hat:

---

<sup>271</sup> Vgl. Ostermarsch 61. In: *konkret* 20.4.1961 (Nr. 8), S. 1. Alle folgenden Redezitate stammen aus dieser Quelle.

<sup>272</sup> Ein Abdruck der „Kernsätze“ mit handschriftlichen Anmerkungen von Stefan Andres zu Punkt 4 findet sich im DLA: Stefan Andres: Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, Mappe I (1958-1967).



## **Kernsätze für die Redner des Ostermarsches der Atomwaffengegner:**

### 1. Kein Zweck heiligt die Atomwaffen:

Die Atombombe ist die konsequenteste und gefährlichste Verkörperung des Gewaltdenkens unserer Zeit und des Bösen schlechthin. [...] ihr bloßes Dasein überfordert den Menschen in seiner sittlichen Kraft und persönlichen Integrität. So tötet die Bombe ohne gezündet zu sein: Sie tötet das, was den Menschen zum Menschen macht, seine Fähigkeit mit anderen zu fühlen, für andere zu denken und zu handeln und Entscheidungen in freier Verantwortlichkeit gewissenhaft zu fällen.[...]

Slogans: Kein Zweck heiligt Atomwaffen  
Verteidigung der Freiheit durch Mord  
Wer die Atombombe nimmt, soll durch die Atombombe umkommen  
Barbaren werden wir durch barbarische Mittel

### 2. Du sollst nicht töten!

Wie läßt sich der Geist der Bergpredigt mit dem modernen Krieg vereinbaren? [...] Christentum bedeutet Nächstenliebe, Nächstenliebe und Krieg aber sind unvereinbar. Die christliche Rechtfertigung der atomaren Gewaltpolitik ist die größte Gotteslästerung unserer Zeit. [...]

Slogans: Hätte Jesus die Bombe genommen?  
Wer die Atombombe nimmt, soll durch die Atombombe umkommen.  
Wenn das gut ist, was ist dann böse? (Zu einem Bild)  
Du sollst nicht töten!

### 3. Hiroshima und Nagasaki mahnen

[...] Bei der Art und dem Ausmaß der Wirkung der atomaren Waffen ist Luftschutz eine Illusion. [...] Die Bomben auf Japan waren militärisch nutzlos; [...] moralisch aber waren sie eines der größten Verbrechen in der Geschichte der Menschheit. [...] Dies darf nie wieder Menschen durch Menschen geschehen.

Slogans: Das ist Hiroshima: 250 000 Tote, 230 000 Atomkranke  
Zwei Bomben – und jedes 7. Kind eine Mißgeburt  
Wer Bunker baut, denkt an Krieg

... damit 1970 noch Menschen leben

Begreifst Du nun, warum wir marschieren (zu einem Bild)

#### 4. Die politische Stellung der Atomwaffengeegner

Unser Protest richtet sich gegen jede Herstellung, Erprobung, Lagerung und Anwendung von Atomwaffen, gleich aus welchen Motiven und in welcher Hand. [handschriftlicher Zusatz von Andres: Also auch gegen die aus dem Osten!]

Wir bejahen die parlamentarische Demokratie und einen Mehrparteienstaat, der die Menschenwürde und den Grundsatz der Gewissensfreiheit achtet. Wir handeln auf dem Boden des Grundgesetzes der Bundesrepublik. Wir wehren uns gegen jede Aushöhung und Verwässerung seiner Bestimmungen, insbesondere der Grundrechte, wie sie Rüstung und Militarisierung eines Landes mit sich bringen. Wir wollen keinen neuen Totalitarismus weder Hitlerscher noch Ulbrichtscher noch Francoscher Prägung.

Wir sehen in der Wiedervereinigung Deutschlands einen wichtigen Schritt zur Erhaltung des Weltfriedens und zur Sicherung der Menschenrechte für alle Deutschen. Sie scheint uns nur möglich durch ein Auseinanderrücken der Machtblöcke mit Hilfe einer atomwaffenfreien Zone in Mitteleuropa sowie durch eine Politik der Entspannung und Verständigung. Angesichts der gespaltenen Welt gibt es zur Erhaltung des Friedens nur eine Möglichkeit: die Koexistenz der Ideologien und politischen Systeme und den friedlichen geistigen und wirtschaftlichen Wettbewerb.

Slogans: Widerstand gegen Atomwaffen jeder Art und jeder Nation in Ost und West

Westliche Atombomben wirken genauso wie östliche

Weder Tyrannei noch Kriegsvorbereitungen

Besser Ko-existenz als No-existenz

Sicherheit durch Abrüstung und Verständigung

Unser Nein zur Bombe ist ein Ja zur Demokratie

#### 5. Ich bin mitverantwortlich – auch Du?

[...] Schon einmal haben wir Deutsche geschwiegen, wo es um das Leben von Millionen Menschen ging. Heute kann keiner sagen, er hätte die Gefahr nicht erkannt. [...] Nur ständige wachsame, verantwortungsfreudige Unruhe kann uns davor bewahren, selbst zum

Opfer der gewissenstötenden, konformierenden Wirkung der Bombe zu werden. Wenn ein Zug dem Abgrund zurollt, hilft nur mutiges Entgegenstellen, nicht stoischer Gleichmut.

Slogans: Ich bin mitverantwortlich – auch Du

Unruhe ist die erste Bürgerpflicht

Mütter! – es geht um Zukunft und Sicherheit Eurer Kinder

#### 6. Statt Atomwaffen Brot für die Welt

[...] Wir dürfen nicht zulassen, daß angesichts der ungeheuren und vielfältigen Not in der Welt so unvorstellbare Summen verschwendet werden. Die Massen der Hungernden und Vernachlässigten bedeuten eine stetig wachsende Gefahr für den Frieden. [...]

Slogans: (Siehe Überschrift)

#### 7. Statt starker Armeen mehr Mut und Ideen

Armeen und Waffen bieten nur scheinbaren Schutz. Das „Gleichgewicht des Schreckens“ erhält bestenfalls für eine Zeitlang den status quo. Es löst jedoch keine Probleme und trägt nicht zur Überwindung der Konflikte und ihrer Ursachen bei. [...] Das starre Zweifrontendenken macht wirklichkeitsblind und lähmt die Initiative.

[...] Der Widerstand der entschiedenen Atomwaffengegner gegen die Übermacht des konventionellen Denkens ist ohne reelle Chance, solange er sich auf die üblichen Mittel politischer Einflußnahme beschränkt. Wir müssen entschlossen sein, neue, unkonventionelle Methoden des Widerstandes zu finden und zu praktizieren, wollen wir wirklich etwas erreichen. [...] Viele von uns aber wissen bereits heute: Proteste genügen nicht, und bekennen sich zu dem Motto des Ostermarsches 1960: unser Widerstand wird wachsen!

Slogans: Umdenken tut Not

Gewalt löst keine Probleme

Der wahre Mut zeigt sich im Mut zu neuen Wegen

Das Niederlegen dieser Kernaussagen des Ostermarsches für die Redner diente nicht nur als Hilfestellung für das Verfassen der Reden, sondern darüber hinaus – möglicherweise vor allem – der Sicherstellung eines gemeinsamen politischen Fundamentes. Bereits im Vorfeld der Ostermärsche hatte es heftige Auseinandersetzungen um eine mögliche kommunistische Unterwanderung der Friedensmärsche gegeben, namentlich zwischen der SPD-Führung und dem Zentralen Ausschuss des Ostermarsches. Wie aus einem Schreiben von Oberkirchenrat H. Kloppenburg an den Koordinator des Ostermarsches Hans-Konrad Tempel vom 22. Februar 1961 hervorgeht, hatte es zwei Tage zuvor ein Gespräch in Hamburg zu dieser Problematik gegeben. Eingeladen hatte der SPD-Parteivorsitzende Ollenhauer, „beim Präsidium der SPD mit der SPD über die Ostermärsche und die Haltung der SPD und des Ausschusses ‚Kampf dem Atomtod‘“<sup>273</sup> zu sprechen. Daran beteiligt waren neben Ollenhauer und Kloppenburg u.a. Herbert Wehner (stellvertretender Bundesvorsitzender der SPD), Dr. Walter Menzel (parlamentarischer Geschäftsführer der SPD- Bundestagsfraktion und Vorsitzender des Ausschusses „Kampf dem Atomtod“) und Erwin Schöttle (Mitglied des Präsidiums der SPD). Einleitend bemerkt Kloppenburg in seinem Brief, er habe „zusammen mit Herrn Menzel [...] eine schwere Schlacht geschlagen“. Wehner soll in diesem Gespräch erklärt haben „er habe ja gar nichts gegen die Demonstrationen von Pazifisten [...], aber diese ganzen Ostermärsche würden unter Garantie unterlaufen und mißbraucht“. Auch Ollenhauer habe seine Bedenken in Bezug auf die „Ost-propagandisten“ geäußert, allerdings in „einer wesentlich freundlicheren Form als bei Wehner“. Kloppenburg und Menzel gaben zu bedenken, dass „der Ausschuss ‚Kampf dem Atomtod‘ als solcher [...] nicht in Erscheinung treten würde, da ja keine Verbände verantwortlich zeichnen sollen, sondern nur Einzelpersonen“. Weiter heißt es in dem Brief: „Ollenhauer sagte dann, daß nicht beabsichtigt sei, gegen Mitglieder der SPD, die trotz der warnenden Haltung der Parteiführer sich an den Atommärschen beteiligten, auf dem Wege der Parteidisziplin vorzugehen.“ Dagegen ist aus einem Brief von Kloppenburg an Heinz Dürrbeck von der IG Metall vom 22. Januar 1961 ersichtlich, dass die SPD ihren Landesvorsitzenden verboten

---

<sup>273</sup> Vgl. Brief von H. Kloppenburg an Konrad Tempel 22.2.1961 im DLA: Stefan Andres: Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I.

hatte, an den Ostermärschen teilzunehmen.<sup>274</sup> Neben der Frage der Finanzierung der Aktion wird auch ein weiteres Problem in dem Gespräch mit dem SPD-Präsidium behandelt: Kloppenburg schreibt: „Die Leute aus der DDR haben ja durch die VVN<sup>275</sup> einen großen Marsch nach Bergen-Belsen angekündigt. Die hannoversche Regierung und die SPD haben sich davon distanziert.“ Man befürchtet nun eine unfreiwillige Vermischung der beiden Kundgebungen und denkt deshalb über die Verlegung des Ausgangspunktes des „Nordmarsches“<sup>276</sup> nach.

Einen Monat nach diesem Gespräch schreibt Hans-Konrad Tempel als Koordinator des Zentralen Ausschusses des Ostermarsches der Atomwaffengegner unter der Überschrift „Warum lügt die SPD“<sup>277</sup>:

„Die Hamburger Morgenpost vom 23. März [1961] schreibt mit Bezug auf dpa; eine Erklärung von Herrn Ollenhauer zitierend: ‚Wer, wie die Propagandisten für die Ostermärsche, nur die einseitige Abrüstung verlange und gegen die Lagerung von Atomwaffen im Westen protestierte, der leiste ungewollt denjenigen Vorschub, die dann lieber ‚alles beim Alten lassen‘ wollen.‘“

Tempel stellt fest, dass bisher stets davon die Rede war, der kommunistische Weltfriedensrat steuere die Ostermärsche, während jetzt lediglich von „ungewolltem Vorschub“ gesprochen würde. Dennoch weist er unter der erneuten Überschrift „Warum lügt die SPD?“ ausdrücklich auf

---

<sup>274</sup> Vgl. Brief von H. Kloppenburg an Heinz Dürrbeck 22.1.1961 im DLA: Stefan Andres: Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe II.

<sup>275</sup> VVN = Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes

<sup>276</sup> Der „Nordmarsch“ sollte seinen Ausgangspunkt in Bergen-Belsen oder eventuell in Bergen Hohne haben. Insgesamt sind vier Ausgangspunkte geplant: Bergen-Belsen, Dortmund-Brakel, Miltenberg und München. (siehe dazu das Schreiben von Hans-Konrad Tempel (Ostermarsch der Atomwaffengegner – Zentraler Ausschuss, o. Datum, im DLA: Stefan Andres: Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe II). In einem weiteren Schreiben, in dem auch Prof. Helmut Gollwitzer und Prof. Bertrand Russel als Unterstützer des Ostermarsches genannt werden, von Wolfram Müvers (Ostermarsch der Atomwaffengegner) vom 17.2.1961 werden eine ganze Reihe von Städten als mögliche Ausgangspunkte eines sternförmigen Ostermarsches genannt: Ingolstadt, Miltenberg, Wuppertal, Essen, Gelsenkirchen, Recklinghausen, Münster, Bergen-Belsen. Als Ankunftspunkte werden folgende Städte aufgezählt: Hamburg, Bremen, Hannover, Braunschweig, Frankfurt, Würzburg, Dortmund, Heidelberg, Mannheim, Heilbronn, Stuttgart, Nürnberg, München. [Vgl. DLA: Stefan Andres: Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe II].

<sup>277</sup> Vgl. Ostermarsch der Atomwaffengegner, Zentraler Ausschuss, Koordinator Hans-Konrad Tempel: „Warum lügt die SPD“ im DLA: Stefan Andres: Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I.

die Formulierungen des zentralen Flugblattes hin, die sich eindeutig an „alle Regierungen in Ost und West“ wenden und zum „Widerstand gegen Atomwaffen jeder Art und jeder Nation in Ost und West“ aufrufen. Die Bundesregierung sollte „durch Verzicht auf eine atomare Aufrüstung der Welt ein Beispiel [...] geben“. Tempel konstatiert, dass die SPD noch vor Jahren mit ähnlichen Forderungen an die Öffentlichkeit getreten ist. Zudem könne von einer Forderung nach einer alleinigen Abrüstung des Westens keine Rede sein. Zugleich weist Tempel auf einige Schwierigkeiten hin, die die Arbeit des Zentralen Ausschusses behindern: Die *Hamburger Morgenpost* verweigerte den Abdruck eines Veranstaltungshinweises, viele Zeitungen bringen keinerlei Meldungen zu den Aktionen, der Hamburger SPD-Vorsitzende, der zugleich Vorsitzender des Hamburger Ausschusses „Kampf dem Atomtod“ war, lehnte in scharfem Ton die Herausgabe von Namen der Mitglieder des Hamburger Ausschusses ab. In Aschaffenburg wurden sämtliche Quartiere für Ostermarsch-Teilnehmer gekündigt. In der *Hamburger Morgenpost* wurden Atomwaffengegner als „Dummköpfe“ titulierte. Tempel wendet sich direkt an Bundespräsident Lübke sowie „an die freien Journalisten, an Geistliche und Lehrer, an alle, die sich für das geistige Wohl unseres Volkes verantwortlich fühlen: helfen Sie, dass uns nicht fortwährend Unrecht zugefügt und dass damit das Grundgesetz nicht untergraben wird!“ Nach der Aufzählung aller in Frage kommender Grundgesetzartikel endet der Aufruf mit einem eindeutigen Hinweis:

„Wir erklären mit allem Nachdruck, dass wir keinerlei Verbindung zu dem sog. Ständigen Kongress aller Gegner der atomaren Aufrüstung in der Bundesrepublik, zu den Aktionsgemeinschaften gegen die atomare Aufrüstung in der Bundesrepublik oder zu irgendwelchen anderen, ausschliesslich gegen die atomare Aufrüstung der westlichen Staaten gerichteten Gruppen haben.“

Stefan Andres selbst hatte im Mai / Juni 1960 in einem Brief an Dr. Menzel seine Mitgliedschaft im Komitee „Kampf dem Atomtod“ wegen der außenpolitischen Haltung der SPD aufgekündigt<sup>278</sup>:

„Mit tiefem Bedauern habe ich aus der Presse entnommen, daß die SPD von gemeinsamer Aussenpolitik redet, also die Politik der Stärke mitzu-

---

<sup>278</sup> Vgl. Stefan Andres an Dr. Menzel Mai / Juni 1960 im DLA: Stefan Andres: Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe II.

machen gedenkt. [...] Unter diesen Umständen kann ich natürlich nicht länger im Atom-Komitee mitarbeiten. [...] ich habe mich natürlich nicht aus Liebe zu irgendeiner Partei an dieser unerfreulichen, nämlich hoffnungslosen Sache beteiligt, ich tat es, weil mir mein Gewissen sagte, es sei gut, auch scheinbar unlösbare Aufgaben anzupacken, es könnte sich nämlich hernach herausstellen, daß sie doch zu lösen waren. Nun jedoch habe ich alle Hoffnung aufgegeben.[...] Viele von ihnen [SPD-Politiker] bewundern halt doch ausschließlich den Erfolg und die Schlammschleuder-Idee, den Osten mit der Drohung eines neuen Weltkrieges auf die Knie zu bringen, hat sich nun auch in diesen Köpfen festgesetzt. [...] es sieht so aus, als ob die Deutschen – und nicht nur sie – an ihrer politischen Dummheit und Verstocktheit zugrunde gehen sollten. [...] Ich bitte Sie [...] meinen Namen überall zu streichen, wo er im Atom-Komitee stand. Ich möchte es der SPD ersparen, daß mich, etwa im Jahre 1961 oder 62 ein SPD- Innenminister als Mitglied des Komitees ‚Kampf dem Atomtod‘ verhaften läßt ... Was ja nicht so fantastisch ist, als es sich anhört.“

Ausdrücklich setzt Andres an das Ende des Briefes die Bemerkung:

„Ihnen, lieber Herr Dr. Menzel, drücke ich zum Abschied die Hand. Ich halte Sie als einen sauberdenkenden und redlichen Mann in bester Erinnerung wie auch die übrigen Mitglieder des Vorstandes, die Sie bitte von mir grüßen mögen.“

1961 stellt der Ostermarsch der Atomwaffengegner Strafanzeige wegen Verleumdung gegen alle, die öffentlich behaupten, der Ostermarsch der Atomwaffengegner in der Bundesrepublik sei kommunistisch gesteuert oder finanziert.<sup>279</sup>

Nichtsdestotrotz sagt Andres bereits im Februar seine Rede in Miltenberg zu<sup>280</sup> und wählt als Thema aus den vorgegebenen Kernsätzen nun gerade Punkt 4, der sich auf die „politische Stellung der Atomwaffengegner“ bezieht. Ausdrücklich zitiert Andres den exakten Wortlaut (s.o.) dieses Kernsatzes zu Beginn seiner Rede. Dieser Punkt scheint ihm ein entscheidender in der momentanen Diskussion zu sein. Thematisch hätte man erwartet,

---

<sup>279</sup> Vgl. Brief von Hans-Konrad Tempel (Ostermarsch der Atomwaffengegner) vom 4.3.1961 im DLA: Stefan Andres: Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I.

<sup>280</sup> Vgl. dazu Brief von Hannelies Schulte (Ostermarsch der Atomwaffengegner) vom 28.2.1961, in dem sie Andres für die Zusage einer Rede am Karsamstag (1.4.1961) in Miltenberg dankt im DLA: Stefan Andres: Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I.

dass er sich auf die Argumentation aus christlicher Sicht stützt, die den Punkt 2 der Kernsätze bildet und dabei vor allem auf das fünfte Gebot „Du sollst nicht töten“ abhebt. Tatsächlich widmet er einen nicht unerheblichen Teil seiner Rede der Haltung der Kirchen und der Theologen, wie noch zu zeigen sein wird. Zunächst jedoch wendet er sich ausführlich der Problematik zu, dass den Ostermarschierern immer wieder vorgeworfen wird, mit den Kommunisten gemeinsame Sache zu machen. Wie bereits erwähnt, zitiert Andres Punkt 4 der Kernsätze und setzt hinzu: „Damit müßten sich die Beurteiler und Motivforscher unseres Ostermarsches, ob sie nun von rechts oder von links argumentieren, eigentlich zufrieden geben.“ Dass dem nicht so ist, weiß Andres und ergänzt deshalb: „Aber man wird uns weiterhin Vorwürfe machen, vor allem den, daß auch Kommunisten mitmarschiert seien.“ Er antwortet darauf mit einer, für viele Leute unzumutbaren, rhetorischen Frage: „Warum sollen einzelne Kommunisten nicht mit uns zum Frieden wallfahren?“ Wie bereits in seinen Reden zum 17. Juni oder anderen Reden zur Atomrüstung betont Andres erneut, dass ein Frieden ohne die Einbeziehung des Ostens nicht zu haben ist und dass sich hüben wie drüben Menschen für die Erhaltung des Friedens einsetzen.

Ebenso bekannt wie Andres' Aufforderung, die Abrüstung „mit dem kommunistischen Osten gemeinsam“ anzugehen, ist seine Klage über die Gleichgültigkeit der meisten Menschen in Hinblick auf die Bedrohung des Friedens. Wandte er sich in seinen übrigen Reden sonst meist nur gegen die Deutschen und ihr „politisches Phlegma“<sup>281</sup>, fragt er nun: „Warum gibt es in Deutschland und in ganz Europa, mit Ausnahme Englands, so wenig Menschen, die begreifen, was gespielt wird, und dagegen aufstehen und protestieren?“ Eine Antwort gibt Andres auf diese Frage nicht. Er stellt lediglich fest, dass der „Durchschnittsbürger in ganz Europa“ seinen „bürgerlichen Rechten“ und seinen „staatsbürgerlichen Pflichten“ nicht nachkommt. Das Wissen des „Durchschnittsbürgers“ (Andres benutzt dieses Wort insgesamt dreimal!) beschränkt sich seiner Meinung nach auf alltägliche Dinge wie Fußball, Gesellschaft und Quizfragen. Liegt die

---

<sup>281</sup> Vgl. Rede in Rheydt vom 26. Juni 1958 („das politische Phlegma der breiten deutschen Massen“) und „Eilen wir sorglos in den Abgrund“, gehalten in Bonn März / April 1958 („das politische Phlegma der Deutschen“) und „Keine Zeit für den ewigen Frieden“, gehalten in Frankfurt a. M. am 18. Januar 1959 („das deutsche Phlegma“).



Schuld für dieses Desinteresse zunächst bei jedem Einzelnen, glaubt Andres aber auch weitere Schuldige ausgemacht zu haben: „Es hat sogar den Anschein, als ob es Leute gäbe, die daran interessiert sind, daß der Durchschnittsbürger solche in der Tat häßlichen Dinge nicht weiß, ja daß er, wenn er sie erfährt, sie nicht glaubt.“ Ausdrücklich nennt Andres in diesem Zusammenhang „Presse, Schule, Kirche und die übrigen Institutionen“. Von besonderem Interesse ist für Andres hier die christliche Haltung. Ohne sich direkt auf die Kirche zu beziehen, greift er die Haltung der katholischen Kirche an:

„Sie bejahen die atomare Aufrüstung, verniedlichen die Gefahren der Bombe und verteidigen sie als nationale Notwendigkeit, sanktionieren sie als ethisch einwandfreie Waffe, ja sie erfüllen sie freventlich mit einem religiösen Sinn und mogeln die Bombe in die Hände Gottes, nicht anders als spielten sie mit dem Schöpfer dieser Welt Schwarzer Peter.“

Ähnlich hatte er sich bereits in seiner Rede „Keine Zeit für den ewigen Frieden“ am 18. Januar 1959 in Frankfurt a. M. geäußert. Im weiteren Verlauf greift Andres allerdings nicht auf den zweiten Kernsatz „Du sollst nicht töten“ zurück. Das verwundert nicht, wenn man bedenkt, dass Andres bereits in seinen Reden von 1958 in Bonn („Eilen wir sorglos in den Abgrund“) und Köln („Gegen die Atomrüstung“) darauf hingewiesen hat, dass es „Christen nie untersagt [war], sich gegen einen Angreifer mit der Waffe zur Wehr zu setzen“, vorausgesetzt, dass „ein Angreifer vorhanden und die Gefahr eines Angriffes erwiesen“ ist. Ausführungen zu diesem Punkt hätten in Andres' Argumentationslinie ausführlicher, theologischer Erörterungen bedurft. Zur Begründung des zweiten Kernsatzes wird von den Verfassern zudem die Bergpredigt angeführt. Zu diesem Punkt hatte Andres sich bereits ausführlich in seiner Rede „Keine Zeit für den ewigen Frieden“ geäußert. Einen der in Punkt 2 vorgegebenen Gedanken greift Andres jedoch auf: „Die christliche Rechtfertigung der atomaren Gewaltpolitik ist die größte Gotteslästerung unserer Zeit.“ Andres zitiert den Jesuiten Gundlach<sup>282</sup>, der zur Verteidigung der politischen Freiheit den unbegrenzten Atomkrieg bejaht: „Wir könnten dann sagen, daß Gott, der Herr, der uns durch seine Vorsehung in eine solche Situation hineinkommen ließ, wo wir dies Treuebekenntnis zu seiner Ordnung ablegen müßten, dann auch

---

<sup>282</sup> Gemeint ist Gustav Gundlach (3.4.1892 – 23.6.1963), engster Berater von Pius XII.

die Verantwortung übernimmt.“ Derartige Ansichten nennt Andres schlicht „Theologie ohne Moral“. Da sei ihm eine „Moral ohne Theologie“ wie die von Bertrand Russell deutlich lieber. Leute wie Gundlach bezeichnet Andres als „theologische Totalitäre“, deren „Häresien gegen das erste und größte Gebot“ mit dem „Geiste Christi“ nichts gemein haben. Andres argumentiert also nicht vom fünften, sondern vom ersten Gebot aus: „Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir.“ Liest man Luthers Erklärung dazu, fühlt man sich an andere Reden von Andres erinnert, in denen er die Menschen aufforderte, auf Gott zu vertrauen: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.“<sup>283</sup> Für Andres liegt klar auf der Hand: der Mensch „leidet gegen den Willen Gottes – der seine Schöpfung nicht dem Menschen zur Zerstörung überlassen hat“. Entschieden weist er hier nochmals den Verdacht von sich, wegen dieser Einstellung sei er ein „Überläufer“, ein „Aufweicher des Wehrwillens“ oder ein „Ohne-mich-Propagandist“.

Interessant ist, dass Andres im Zusammenhang mit seiner Kritik an Gundlach auch auf Karl Jaspers verweist. Dessen Buch *Die Atombombe und die Zukunft des Menschen* hatte er 1957 noch ausdrücklich gelobt: Er habe, so schrieb er damals, Jaspers Auffassungen „kaum ein abweichendes oder ergänzendes Wort hinzuzufügen.“ Nun jedoch heißt es:

„Aber was sollen wir uns über solche Fanatiker erregen [gemeint ist Gundlach], wenn ein Mann vom geistigen Rang eines Karl Jaspers im Grunde [...] zum selben Ergebnis kommt. Jeder geistig Selbständige, der sich nicht in das en-bloc-Denken des Kalten Krieges findet, ist für Jaspers ein, man höre: ein ‚Intellektueller‘! Auch die Göttinger Atomphysiker, auch Dichter, Künstler und Denker, deren Name Weltruf hat! Das Denken solcher Leute nennt Jaspers von seinem Denk-Sinai herab einfach ‚schwammig und neutralistisch‘“.

Tatsächlich beschäftigt sich Jaspers in seinem Buch eingehend mit der Erklärung der Göttinger Achtzehn und äußert dabei auch Kritik an der Erklärung.

Als Kronzeugen für seine Sicht der Dinge beruft Andres sich lieber auf den „amerikanischen Atomphysiker Compton“<sup>284</sup>, der „durch die Bombe eine

<sup>283</sup> Vgl. Doktor Martin Luther: Der kleine Katechismus, Gladbeck 1983, S. 3.

<sup>284</sup> Arthur Holly Compton (10.9.1892 – 15.3.1962) hatte 1927 den Nobelpreis für Physik erhalten.

große Schuld auf sich lud“, weil er sie „ohne Warnung, ohne Milderung der Kapitulationsbedingungen gegen Japan angewendet wissen wollte“. Dieser Mann habe „sein Christentum wiederentdeckt“ und erhebe seine Stimme „gegen die sich ewig weiterdrehende Schreckensschraube der Aufrüstung“. Von dessen Ansichten zur Völkerverständigung sind die Deutschen allerdings nach Andres’ Auffassung noch weit entfernt. Voller Bitterkeit bemerkt er:

„Man weiß nicht, was nun entsetzlicher ist: die Art, wie wir Deutsche einander verachten, oder der blinde selbstzerstörerische Zynismus, der uns zu einer Politik der Stärke treibt, gewissermaßen selbstlos gegenüber der Welt, indem wir bereit sind, uns in einem Atomtest zur Warnung für die anderen aus Geographie und Geschichte auszuradiieren.“

Eine mögliche Lösung wäre für Andres ein neutrales wiedervereinigtes Deutschland („Aber es heißt nun einmal Deutschland darf nicht neutral sein.“) Mit Unverständnis sieht er, dass diese Möglichkeit für Deutschland ausgeschlossen wird, obwohl man die Neutralität der Schweiz lobt („sogar von Jaspers!“). Dabei setze sich die Schweiz nicht „für eine Verhütung des Krieges ein“, sondern wolle lediglich im Falle eines Krieges „außerhalb des Konfliktes“ bleiben.

Wie auch schon u.a. in der Rede „Sorglos eilen wir in den Abgrund“ weist Andres wiederum daraufhin, dass das amerikanische Abschreckungspotenzial absolut ausreichend für die deutsche Sicherheit ist. Diese Sicherheit birgt aber zugleich die Gefahr eines „Maximum[s] an Vernichtung“. Was aber lässt sich daraus schließen? Andres’ Antwort darauf ist zweigeteilt. Zum einen:

„Wir Bürger der Bundesrepublik müssen endlich erkennen, daß unsere politische Sicherheit vom Frieden der Welt abhängig ist [...]. Darum müssen wir mehr als jedes andere Volk für den Frieden in der Welt denken und arbeiten und zu Opfern bereit sein, vielleicht sogar zu großen Opfern.“

Zum anderen stehen auch die Alliierten in der Pflicht:

„Damals, als es galt, Hitler niederzuzwingen, fanden die Westmächte sogar in dem furchtbaren Diktator Stalin einen Partner, der als Onkel Joe Amerika bezauberte. [...] Und die Westmächte hätten heute Rußland als

Partner nun nach zwanzig Jahren unendlich nötiger als 1940. Und ebenso Rußland die Westmächte!“

Am Ende seiner Rede kommt Andres inhaltlich noch einmal auf den vierten Punkt der Kernsätze zurück: „Warum sollte der Westen und Osten heute, da der gemeinsame Gegner viel schlimmer und die Partnerschaft viel natürlicher ist, sich nicht zur großen weltgeschichtlichen Tat einer allgemeinen Abrüstung zusammenfinden?“ Ausdrücklich erwähnt Andres Ost und West gleichberechtigt in einem Satz und auch die vorangegangenen Anmerkungen machen deutlich, dass es keineswegs um eine einseitige Abrüstung des Westens geht, sondern dass die Erhaltung des Friedens eine weltweite Aufgabe ist. Ergänzend fügt er hinzu: „Die Abrüstung aber muß in Deutschland beginnen.“ Welche herausgehobene Position Deutschland in dieser Frage hat, hat Andres schon aufgezeigt. Entscheidend ist, dass er nicht in West- oder Ostdeutschland unterscheidet, sondern ein wiedervereinigtes Deutschland impliziert und dass diese Abrüstung lediglich der Anfang sein kann und somit Teil eines groß angelegten Plans.

Die von Andres am Ende der Rede benutzte Parole „Weder Tyrannei noch Krieg!“ ist ein Slogan, der zu Kernsatz 4 aufgeführt wurde. Sie wirkt nach der ausdifferenzierten Argumentation der Rede etwas deplaziert. Sie ist leicht als Versatzstück zu erkennen, das ursprünglich nicht aus Andres' Feder stammt. So scheint es nur folgerichtig, dass Andres dieser Parole noch einen weiteren Aufruf hinterherschickt: „Dafür arbeiten, dafür kämpfen wir, darauf hoffen wir!“

## 8. 6. August 1961, Düsseldorf

Anlässlich des Gedenkens an den Bombenabwurf über Hiroshima hielt Andres diese Rede im Düsseldorfer Kreis am 6. August 1961. Das Typoskript der Rede befindet sich im Privatarchiv der Familie Andres<sup>285</sup>. Auszüge der Rede wurden unter dem Titel „Zum 6. August 1945“ in der von Andres mit herausgegebenen Zeitschrift *atomzeitalter* abgedruckt.<sup>286</sup> Die Grundaussagen dieser gekürzten Version entsprechen der im Nachfolgenden aufgezeigten Analyse des Redentextes. Im Einzelfall wird auf gravierende Änderungen hingewiesen.

Es ist die letzte Rede, die Andres ausdrücklich zur Problematik der Atomrüstung hält. Zu einer Protestkundgebung am 13. Mai 1966 in Manchester schickte Andres nur noch ein kurzes Grußwort, in dem er den Engländern ausdrücklich für „euren Mut, für eure Arbeit, für eure Opfer“ dankt und gleichzeitig darüber klagt, dass man im übrigen Europa nie öffentlich auf die Parole „ban the bomb“ trifft.<sup>287</sup>

Wie auch schon bei der Rede von Rheydt (26. Juni 1958) beginnt Andres seine Rede nicht mit der Anrede „Sehr geehrte Damen und Herren“, sondern mit „Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt“<sup>288</sup>. Er spricht die Menschen in ihrer Eigenschaft als Bürger an, nicht als „Staatsbürger“, sondern als Bürger, die u.a. die Geschicke ihrer eigenen Stadt in der Hand haben und lenken. Andres mahnt sie zur Erinnerung an die „Feuerzeichen über Hiroshima“. Diese Erinnerung zu erhalten, ist Andres' Hauptanliegen, denn mit Entsetzen stellt er fest, „wie wenige sich heute in dieser Stadt, in unserem Volk, in der ganzen Welt eines solchen Tages erinnern, erinnern wollen“. Mahnend setzt er hinzu: „Erinnern wir uns also, erinnern wir uns gewissermaßen stellvertretend für die Millionen und Abermillionen, die die Bombe aus ihrer Erinnerung verdrängen [...]“. Und weiter: „Ja, erinnern wir uns stellvertretend, auch wenn unsere Erinnerung keine politisch positiven

---

<sup>285</sup> Alle im Folgenden aufgeführten und nicht gesondert gekennzeichneten Zitate stammen aus diesem Typoskript.

<sup>286</sup> Vgl. Stefan Andres: Zum 6. August 1945. In: *atomzeitalter* 1961, H. 8, S. 171.

<sup>287</sup> Das Grußwort findet sich zusammen mit Grußwörtern von Prof. Dr. Gerd Burkhardt (TH Hannover), Prof. Dr. Max Born (Bad Pyrmont), Waldemar von Knoeringen und Prof. Dr. Hans-Joachim Iwand (Bonn) im DLA: Stefan Andres: Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I.

<sup>288</sup> Häufig fehlt die Anrede in den gedruckten Textfassungen und auch in den Typoskripten, so dass sich nicht überprüfen lässt, ob Andres die Anrede je nach Situation änderte.

Folgen haben sollte.“ Dabei geht es ihm nicht um ein reines Totengedenken oder ein stilles Innehalten im Gedenken an alle Opfer der Atombombenabwürfe. Wichtig ist für Andres die „richtige“ Erinnerung: „Es geht gar nicht zuerst um Politik, sondern um die Wahrheit! Um die Erkenntnis unserer geschichtlichen Wirklichkeit, unserer menschlichen Existenz [...].“ Daraus leitet er zwei Fragen ab: 1. „Kann man die Bombe bejahen und weiterhin noch Mensch sein?“ und 2. „Kann man Christ sein [...] und gleichzeitig zum Schwert greifen – zur Bombe?“ Um die Antworten auf diese Fragen zu finden, fordert Andres seine Zuhörer erneut auf: „Erinnern wir uns darum stellvertretend, um der Wahrheit willen: Was geschah am 6. August 1945?“ Mit wenigen, aber eindringlichen Worten schildert Andres die damalige Lage aus seiner Sicht. Er verweist auf das sorgfältige Auswählen der beiden Städte durch die Amerikaner, darauf, dass die Bombardierung ohne Vorwarnung erfolgte und auf das unbeschreibliche Leid der Opfer. Andres nennt es eine „Vivisektion“ an „zwei große[n] Städten, viel größer als Ninive“. Weiterhin beklagt er, dass eine „völkerrechtliche und ethische Beurteilung“ der Angriffe bis heute ausblieb, weil die Bomben angeblich das Leben vieler amerikanischer Soldaten gerettet haben: „Daß die damalige Kriegesführung über andere und vom herrschenden Kriegsrecht erlaubte Mittel verfügte, um den Krieg gegen Japan zu beendigen, darüber wird nicht gesprochen.“

Angesichts dieser Angriffe gegen den amerikanischen Bündnispartner sieht Andres sich dazu genötigt zu betonen, dass er keine „Völkerverhetzung“ betreibe, sondern sich lediglich „erinnere“ und er wolle sich „richtig erinnern“.

Teil dieser Erinnerung ist eine Szene vor dem Abflug der B-29, in der ein „christlicher Geistlicher“ mit den Piloten ein Gebet spricht. Andres nimmt dieses Ereignis als Beleg dafür, dass die Bombe „vom ersten Augenblick an, [...], den Geist verblendete, das Gemüt zur Grausamkeit verhärtete und das menschliche Handeln abartig machte [...]“. Andres zitiert lediglich einen Satz aus dem Gebet des „Heils-Gottes-Funktionärs“: „Mögen sie (nämlich die über Hiroshima aufsteigenden Flieger!) mögen sie, so wie wir, von Deiner Kraft und Deiner Macht wissen!“<sup>289</sup> Diesen Satz nimmt Andres als Ausgangspunkt für seine weiteren Überlegungen über das Verhältnis

---

<sup>289</sup> Dieses Gebet ist belegt bei Karlheinz Deschner: Der Moloch, 1. Aufl. 1992, S. 260 f. Woher Andres den Wortlaut kannte, ließ sich nicht ermitteln.

von Mensch und Gott in den Zeiten der Atombombe. Wenn sich „in diesen Bomben [...] der göttliche Wille ausdrückt“, dann hätte der Mensch Gott damit instrumentalisiert und sich über ihn, den Schöpfer der Welt, erhoben. Es verwundert nicht, dass Andres diese Sichtweise als „Blödsinn“ oder – schlimmer noch – als „Gotteslästerung“ auffasst, denn wenn Gott nur noch ein „Dynamo und Machtpotential des menschlichen Geistes“ ist, dann ist damit die Welt aus den Angeln gehoben und ihre Ordnung in den Grundfesten erschüttert. Dabei lehren „alle [Andres setzt dieses Wort hier ganz bewusst] Universalreligionen“, dass Gott nicht nur „souverän über der Natur“, sondern auch „über den Völkern und sogar über den Religionen“ steht. Als Beleg dafür wählt er eine Stelle aus dem Alten Testament. Er zitiert den Propheten Amos: „Seid ihr mir nicht wie die Kuschiten, ihr Söhne Israels? Habe ich nicht Israel herauf aus dem Lande Aegypten geführt? Und die Philister aus Kreta? Und die Aramäer aus Kir?“<sup>290</sup> Diese Bibelstelle dürfte sich in ihrer Bedeutung den wenigsten Zuhörern ohne Erklärungen erschließen und deshalb „übersetzt“ Andres sogleich. Zum ersten Satz heißt es: „Seid ihr nicht wie die Russen, ihr Deutschen?“ und zum übrigen Prophetenwort erklärt er, es bedeute Folgendes: „[...] steht ihr aus dem Westen mir denn näher als die Völker aus dem Osten? Bin ich nicht der Herr der Geschichte, und wirkt nicht mein geheimer Wille in allem?“ Das Prophetenzitat ist ein Teil der Visionen des Amos. Im hier erwähnten Kapitel 9 geht es um die Vernichtung des Bösen und die Wiederherstellung dessen, was übrig bleibt, d.h. das Volk insgesamt wird vor Gericht gestellt, und Gott wird das Volk Israel nicht anders behandeln als irgendein anderes Volk, z.B. das der Kuschiten. Für die Zuhörer in der Aussage einfacher zu fassen wäre vermutlich Vers 10 gewesen: „Alle Sünder in meinem Volk sollen durch das Schwert sterben, die da sagen: Es wird das Unglück nicht so nahe noch uns begegnen.“ Interessanterweise hat Andres die Passage über das Prophetenwort gestrichen, als der Text für *atomzeitalter* gekürzt wurde. Stattdessen geht er gleich zu der Frage über, ob „nicht gerade dieses allein heilige Bild eines universal über allen Völkern herrschenden Gottes im Schatten der Bombe verlorengegangen“ ist? Angesichts des oben zitierten Gebetes ist die Antwort darauf eindeutig und von Andres schon zuvor gegeben. Sie wird von ihm nicht noch weiter

---

<sup>290</sup> Vgl. Amos 9, 7.

ausgeführt. Stattdessen lenkt er den Blick zum Schluss seiner Rede auf diejenigen, die seiner Meinung nach für dieses verdrehte und falsche Gottesbild verantwortlich sind, nämlich die „geistlichen und weltlichen Obrigkeiten“. Er wirft ihnen u.a. vor, sich nicht darum bemüht zu haben, „diesen Glauben an das heilig Gemeinsame aller Menschen zu mehren und zu stärken“, und vor allem: „Sie haben geschwiegen – und mit ihrem Schweigen die Bombe als sittlich erlaubte Waffe gebilligt und akzeptiert.“ Das Schweigen der Kirche hatte Andres schon in der Rede „Keine Zeit für den ewigen Frieden“ (Frankfurt a. M., 18.1.1959) angeprangert. Neben den Theologen stehen auch die Wissenschaftler im Blickpunkt. Andres betont, dass die Atomphysiker „Menschen wie wir“ sind. Sie entwickeln immer neue Bomben. Von Moral, Ethik, Liebe, Vernunft ist in diesem Absatz bezeichnenderweise nicht die Rede. Der Gipfel der Entwicklung wird aus Andres' Sicht die Neutronenbombe sein, die „nur das Leben“ vernichtet, materielle Werte aber weitestgehend unbeschädigt lässt. Die dritte Gruppe der Verantwortlichen bilden die Politiker, die die Bombe als Mittel zur „Behebung nationaler Minderwertigkeitsgefühle“ und zur „Stabilisierung eines abgeschreckten Friedens“ betrachten. Ausdrücklich nennt Andres Länder, die die Bombe besitzen oder besitzen wollen: Frankreich, Israel, die Schweiz und Deutschland, sowie China und die Entwicklungsländer. Frankreich besaß seit 1960 eigene Atombomben. China entwickelte 1961 gerade eine eigene Atombombe, die 1964 fertiggestellt wurde.<sup>291</sup> Sowohl den Politikern als auch den Wissenschaftlern wirft Andres vor, „jede ethische Verantwortung“ abzulehnen und die Bombe ausschließlich als „Produkt des technischen Fortschritts“ anzusehen. An dieser Stelle schließt sich sein Argumentationskreis: Der technische Fortschritt trage, so glauben diese Menschen, „sein Ethos in sich selber“. Gott als letzte Instanz über dem menschlichen Handeln fehlt somit und erscheint im menschlichen Weltenplan nicht mehr. Damit werden aber auch seine Heilsversprechen hinfällig und der Mensch muss sein Heil aus sich selbst herausuchen, was ihm nicht gelingen wird. Das bereits zu Beginn gebrauchte Bild vom „Feuerzeichen über Hiroshima“ bekommt nun, bei seiner Wiederholung am Ende der Rede, eine fast apokalyptische Bedeutung, zumal Andres das „Menschengeschlecht“ in einer „endzeitlichen Bedrohung“ sieht. Von den

---

<sup>291</sup> Diese Länderaufzählung und die damit zusammenhängenden Betrachtungen fehlen in der gekürzten Version für den Abdruck in *atomzeitalter*.



Kirchen, vor allem von der katholischen Kirche, ist, wie er bereits deutlich machte, keine Hilfe zu erwarten. Nochmals wird der auch schon in den vorangegangenen Reden geäußerte Vorwurf wiederholt: „sie [die Wissenschaftler und Politiker] rechnen sie [die Bombe] zu den konventionellen Waffen, deren Anwendung in einem gerechten Krieg sogar von den Moraltheologen approbiert worden ist“.

Hatte Andres in den zuvor gehaltenen Reden oft auch seine Mitbürger angegriffen, ihre Gleichgültigkeit und ihr „politisches Phlegma“ beklagt, so fehlt dieser Vorwurf nun. Die Menschen erscheinen ausschließlich als Opfer, mit denen Wissenschaftler, Politiker und Kirchen ein falsches Spiel spielen, dessen Verlauf die Menschen nur bedingt beeinflussen können. Die Bürgerinnen und Bürger werden ermahnt, die „Ehrfurcht vor dem Leben“ nicht zu verlieren. Wichtig ist zudem, auf die „Stimme Gottes in uns“ zu hören: „das Gewissen, die Vernunft!“. D.h. kein Mensch ist auf die Vermittlung von Gottes Stimme durch die Kirchen oder andere Institutionen angewiesen. Er trägt sie in sich und niemand kann sie ihm nehmen. Allerdings können „Schein-Argumente“ diese Vernunft trüben und somit für den Menschen unfassbar machen. Für diesen Fall, so Andres' letzter Rat „erinnere sich jeder Vater und jede Mutter daran, daß es für Eltern keine höhere Aufgabe und keine heiligere Verpflichtung gibt, als für das Leben, die Gesundheit und die Menschlichkeit der kommenden Generationen zu sorgen, zu arbeiten und zu opfern. Denn schrecklicher“, so wird resümiert, „als der Atomtod selber wäre die letzte Frage unserer Kinder, ob wir an diesem ihrem Schicksal mitschuldig geworden sind!“ Somit sind die Menschen zwar möglicherweise Opfer fehlgeleiteter Politik, ethisch unverantwortlich handelnder Wissenschaftler und sich der Verantwortung entziehender Kirchen, das entbindet sie jedoch nicht von ihren – von Andres in anderen Reden mehrfach erwähnten – Bürgerpflichten. Zudem muss jeder Einzelne sein Gewissen zu Rate ziehen und sich seiner Vernunft bedienen, auch wenn ihm dies von außen nicht nahegelegt wird. „Hiroshima mahnt!“ stellt Andres als letzten Satz in den Raum.

## IV. Wiedervereinigung

### Einleitung

Über Jahre hinweg hat Stefan Andres das Thema der deutschen Wiedervereinigung immer wieder aufgegriffen. Zum ersten Mal setzt er sich damit explizit im Jahr 1954 auseinander, anlässlich der Gründung des Kuratoriums „Unteilbares Deutschland“ in Bad Neuenahr. Von 1955 bis 1958 hält Stefan Andres in jedem Jahr zu Feierstunden anlässlich des neu geschaffenen „Tages der deutschen Einheit“ Reden in verschiedenen deutschen Städten.

In der deutschen Geschichte hatte es bereits mehrere Versuche gegeben, einen Nationalfeiertag zu schaffen. In der Weimarer Republik wurde der 31. Juli zum Nationalfeiertag erklärt, zum Gedenken an die Verabschiedung der Weimarer Verfassung am 31. Juli 1919. Die Nationalsozialisten erklärten 1933 den 1. Mai zum Nationalfeiertag. Die Bundesrepublik hatte zunächst keinen Nationalfeiertag. Nach dem Volksaufstand am 17. Juni 1953 in der DDR kam jedoch die Frage nach einem neuen Staatsfeiertag auf. Die SPD, die das Ereignis als Arbeiteraufstand und Appell zur Wiedervereinigung deutete, forderte die Einrichtung eines „Nationalfeiertages“. Demgegenüber trat die CDU für einen „nationalen Gedenktag“ ein und hob den Charakter des Aufstandes als Volksaufstand sowie die Politik der Westintegration hervor. Am 3.7.1953 verabschiedete der Bundestag gegen die Stimmen der KPD das Gesetz über den „Tag der deutschen Einheit“, das den 17. Juni als „Symbol der deutschen Einheit in Freiheit“ zum gesetzlichen Feiertag bestimmte. Durch eine Proklamation von Bundespräsident Heinrich Lübke am 11.6.1963 wurde dieser Tag zum ‚Nationalen Gedenktag des Deutschen Volkes‘ erklärt.“<sup>292</sup>

Mit dem Einigungsvertrag 1990 wurde schließlich der 3. Oktober in Deutschland zum Nationalfeiertag. Der 17. Juni bleibt jedoch nach wie vor ein nationaler Gedenktag.

In jedem Jahr setzt Andres bei seinen Reden zum 17. Juni einen anderen Schwerpunkt, so dass sich die Reden stark in ihrer Struktur und ihrem Inhalt unterscheiden. Aus diesem Grund werden die Reden im Folgenden in

---

<sup>292</sup>Vgl. Uwe Andersen / Wichard Woyke (Hg.): Handwörterbuch des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland. Opladen 5. Aufl. 2003, S. 601.

chronologischer Reihenfolge präsentiert. Um diese Chronologie nicht zu unterbrechen, wird die Betrachtung der Rundfunkansprache „Unteilbares Deutschland“ (29.12.1956) der Rede zum 17. Juni 1956 in Bad Kreuznach nachgestellt. Deutlich lässt sich hier seine Arbeitsweise erkennen: das Wiederaufnehmen von bereits verfassten Gedanken in neuen Zusammenhängen.

In Stuttgart (1955) richtet Andres sein Augenmerk vornehmlich auf die Jugend. In Bonn (1956) führt er aus, welche Bedingungen für die Wiedervereinigung erfüllt sein müssten. Diese subsumiert er unter dem Stichwort „vaterländische Solidarität“. In Osnabrück und Bad Kreuznach (1957) dagegen lenkt er den Blick auf die Gemeinsamkeiten der deutschen Staaten. Hier steht die Forderung nach der „Einheit des Geistes“ im Vordergrund. In Bochum (1958) geht es vor allem um die Gefahren der Atomrüstung. Bereits 1957 hatte Andres den Appell der 20 Schriftsteller gegen die Atomrüstung (und damit gegen die CDU) unterschrieben. 1958 entstand die Bewegung „Kampf dem Atomtod“, in der er sich stark engagierte. Dieser aktuelle Bezug zeigt sich deutlich in der Bochumer Rede, denn hier taucht zum ersten Mal das Wort „Atomrüstung“ auf. In allen anderen Reden spielt dieser Gedanke noch keine Rolle.

Die Rede zum 17. Juni 1958 ist die zunächst letzte in der Reihe. Erst mit einem Abstand von 12 Jahren folgt die Rede zur Eröffnung des Europadenkmals am 23. Mai 1970. Diese Rede, die zugleich die letzte Rede vor seinem Tod am 26. Juni 1970 ist, schlägt einen gedanklichen Bogen über alle Reden zum Thema Wiedervereinigung. Die Grundgedanken vieler Reden werden schlagwortartig aufgegriffen, wie die genauere Analyse zeigen wird. 1954 steht noch die deutsche Situation im Blickpunkt unter dem Schlagwort der „Politik des Möglichen“. Hier wird die europäische Idee von Andres bereits als Lösung für die Frage der deutschen Wiedervereinigung propagiert. In seiner letzten Rede steht dann Europa im Mittelpunkt der Überlegungen, und aus den Ausführungen ergibt sich implizit der Bezug zur deutschen Wiedervereinigung.

Vom Ton her ist die Bochumer Rede die schärfste, und es kommt sicherlich nicht von ungefähr, dass gerade diese Rede den größten Skandal auslöst. Allerdings sind auch die übrigen Reden nicht ohne Gegenrede geblieben. In der *Stuttgarter Zeitung* wird noch von einer „mutigen Rede“ gesprochen,

„die eine ganze Reihe von Wahrheiten beim Schopf packte“<sup>293</sup>. Dagegen heißt es in der Kreuznacher *Allgemeinen Zeitung*, schon die Rede in Bonn habe „großes Aufsehen“ erregt<sup>294</sup>. Keine jedoch fordert soviel Widerspruch heraus, wie die Rede in Bochum. Andres selber erklärt sich diesen Umstand wie folgt:

„Auf der Fahrt nach Bochum hatte ich über meine früheren Festreden zum 17. Juni nachgedacht, die alle mehr oder minder im sicheren Meinungsstrom der regierungstreuen Mehrheit dahin getrieben waren. Seltsam nur, daß damals die politische Minderheit unter meinen Zuhörern nie ‚Pfui! Hinaus! Schluß jetzt!‘ geschrien hatte, – man hielt mich eben für einen dezidierten Nicht-Marxisten, der ich auch heute noch bin, und sah ihm seine politischen Dithyramben als einem weltfremden Dichter lächelnd nach. Nun aber, da ich, durch die atomare Aufrüstung der Bundeswehr nachdenklich geworden, zu anderen Vorstellungen einer möglichen Außenpolitik gekommen war und das zu äußern wagte, – nun ging der Spektakel los.“<sup>295</sup>

Bereits in der Konzeption fällt die Bochumer Ansprache aus der Reihe der Reden zum 17. Juni heraus.

Die Stuttgarter Rede ist, wie die genaue Betrachtung zeigen wird, sehr sorgfältig konzipiert. Die vielen Feinheiten in der Wortwahl und die dadurch geschaffenen geschickten Querverbindungen innerhalb der Rede haben sich den Zuhörern wahrscheinlich auf die Schnelle gar nicht alle erschlossen, aber es bleibt der Eindruck einer in sich stimmigen und beeindruckenden Ansprache. Ist die Stuttgarter Rede insgesamt noch sehr anschaulich und in ihrer Aussage sehr klar – die Jugend braucht ein geeignetes Vorbild, um sich zu entwickeln und damit Deutschlands Zukunft positiv zu gestalten –, so ist die Bonner Rede schon etwas abstrakter. Der von Andres verwendete Begriff der „vaterländischen Solidarität“ muss von ihm erst erläutert und definiert werden, bevor er sich den Zuhörern erschließt. Auch der Unterschied zwischen „Wiederherstellung“ und „Wiedervereinigung“ ist erklärungsbedürftig. Besonders jedoch am Ende, wenn er in einer langen Reihe von „wenn“-Sätzen die Bedingungen für eine Wiederherstellung

---

<sup>293</sup> Vgl. Loderndes Mahnfeuer auf dem Birkenkopf. In: *Stuttgarter Zeitung* 18.6.1955.

<sup>294</sup> Vgl. Unsere eiserne Ration Hoffnung ist so gering...! In: *Allgemeine Zeitung* Bad Kreuznach 17./18.6.1957.

<sup>295</sup> Vgl. „Antwort“ für die *Kultur* Juli 1958, erhalten im Privatnachlass Stefan Andres, verwaltet von Dr. Christopher Andres, München, dort: Akte: Beiträge: Anti-Atom.

Deutschlands konkret macht, wird Andres' Anliegen jedem Zuhörer deutlich. Auf einer noch höheren Abstraktionsebene befindet sich die Rede von Bad Kreuznach und Osnabrück. Die „Einheit des Geistes“ ist ein eher philosophischer Begriff, und die Ausführungen bleiben sehr im Theoretischen mit wenigen Bezügen zum Alltagsgeschehen der Menschen. Diese Rede basiert nicht mehr, wie die vorhergegangenen auf Dichtertexten. Stattdessen kommen Philosophen wie Jaspers und Pieper zu Wort. Sie sind jedoch nicht der Ausgangspunkt der Argumentation, sondern dienen der Untermauerung des von Andres Gesagten. Die Bochumer Rede geht von dem philosophischen Ton wieder ganz ab. Andres spricht hier eine deutliche und für jedermann verständliche Sprache. Er beruft sich nicht mehr auf die großen Dichter – sie dienen ihm nur noch als Lieferanten für Sprichwörtliches. Das alles beherrschende Thema dieser Rede ist der Kampf gegen die Atomrüstung.

So spiegelt sich in den Reden der sich mit den Jahren verändernde politische und gesellschaftliche Kontext. Ist der Blick 1955 noch eher rückwärts gewandt auf die jüngere Vergangenheit, den Nationalsozialismus und die Entnazifizierung, bestimmen 1958 ganz neue Themen das Bild. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass sich die Reden in Details tatsächlich aufeinander beziehen. So benutzt Andres beispielsweise 1957 nebenbei und ganz selbstverständlich den Begriff „vaterländische Solidarität“, den er ein Jahr zuvor ausführlich erklärte. Ebenso erscheint in der Bochumer Rede der Begriff der „Einheit“ im Sinne der „Einheit des Geistes“, wie er ihn in der Rede von 1957 verwendet. Es erscheint also durchaus sinnvoll, diese vier Reden, sowie die Reden von 1954 und 1970, im Gesamtzusammenhang zu lesen und nach den zentralen Themen und Einstellungen zu fragen, die sich hier widerspiegeln.

Zum einen fragt Andres nach den Gründen für die Lage Deutschlands. Er kann vor allem drei ausmachen: die Erfahrungen des Dritten Reiches, das Handeln der Alliierten (z.B. bei der Entnazifizierung) und die Einstellungen der Deutschen selbst, die zum Teil aus den zuvor genannten Gründen resultieren. Zum anderen wird Andres nicht müde, auf die Gefahren hinzuweisen, die von der Spaltung Deutschlands und damit Europas ausgehen. Seine Vorstellung ist ein geeintes Deutschland, das selbstbestimmt und als souveräner Staat seine eigene Politik vertreten kann. Um dieses zu erreichen, bedarf es nach seiner Auffassung vor allem der Vernunft. Fast

schon beschwörend fällt dieses Wort in seinen Reden wieder und wieder. Diese Vernunft soll das von vielen geäußerte „Unmöglich“ überwinden. Im Namen der Vernunft ruft er seine Mitbürger zu Toleranz und Offenheit gegenüber dem Osten auf. Durch Gespräche soll ein Kompromiss gefunden werden, der die Teilung Deutschlands überwindet. Politikern als Repräsentanten des Staates und dem Staat als Gesamtheit steht Andres sehr kritisch gegenüber<sup>296</sup>. Seine Kritik richtet sich gegen den Westen ebenso wie gegen den Osten. Andres will sich von keiner Seite vereinnahmen lassen. Die Alliierten kritisiert er für ihr Verhalten nach dem Krieg. Die West-Alliierten hätten der Sowjetunion den deutschen Osten „leicthin“ überlassen und mit ihm die übrigen „Satelliten-Staaten“. Die Sowjetunion und Amerika sind in seinen Augen nicht nur die Verantwortlichen für die Teilung Deutschlands, sondern, daraus folgend, auch die Verantwortlichen für eine Wiedervereinigung, die sie aus Gründen des Sicherheitsdenkens nicht vorantreiben. Die Regierungen in Ost-Berlin und Moskau kritisiert er für ihre menschenverachtende Politik, die den Einzelnen zum „Staatsklaven“ macht. Besonders in der Bochumer Rede zeigt er sich enttäuscht über die russische Haltung und das blutige Eingreifen in Ungarn. Erstaunlicherweise ist davon noch ein Jahr zuvor nicht die Rede gewesen. Zwar hat Andres nie einen Hehl aus seiner Kritik an den „Sowjet-Diadochen“ gemacht, aber in Bochum prangert er erstmals öffentlich die fehlende Rede- und Meinungsfreiheit an. In Richtung Osten gewandt mahnt er, auch der Besiegte habe „noch Rechte“, nämlich: „einen falschen Frieden zurückzuweisen“. Der Grund für seine zurückhaltende Kritik liegt sicherlich darin, dass er jede Form der Überheblichkeit seitens des Westens verhindern möchte. Gespräche können nur zwischen gleichwertigen Partnern stattfinden und zum Erfolg führen. Voraussetzung für ein Gespräch ist aber auch die beiderseitige Bereitschaft dazu, getragen vom Willen des deutschen Volkes. Von allem scheint ihm zu wenig vorhanden. Angesichts der sich verhärtenden Fronten und vor allem angesichts der geplanten Atomrüstung scheint ihm das Ziel der Wiedervereinigung weiter entfernt als in den Jahren zuvor. Hierin liegt sicherlich die Ursache für den scharfen und klaren Ton der Bochumer Rede.

---

<sup>296</sup> Zu diesem Komplex siehe das Konvolut I: „Der Schriftsteller und der Staat“.

In keiner seiner Reden kritisiert Andres namentlich einen der deutschen Spitzenpolitiker, sondern spricht in Andeutungen oder benutzt allgemeine Formulierungen, die entsprechende Rückschlüsse zulassen. Ganz anders stellt sich dies in einer Antwort dar, die Andres im Juni 1959 offenbar auf Anfrage von Karl Graf von Westphalen für die *Blätter für deutsche und internationale Politik* verfasst hat und die in diesem Zusammenhang von Interesse ist.<sup>297</sup> Er schreibt: „Sie fordern mich auf, zu dem Bäumchen-wechsle-dich-Spiel unseres Herrn Bundeskanzlers öffentlich Stellung zu nehmen.“ Gemeint ist wohl folgender Vorgang: Am 8. April 1959 hatte Konrad Adenauer als amtierender Bundeskanzler seine Kandidatur für das Amt des Bundespräsidenten bekanntgegeben. Am 5. Juni 1959 zog er seine Kandidatur zurück, vermutlich weil er erkannte, dass er als Bundespräsident nur relativ wenig politischen Einfluss haben würde, und möglicherweise auch, weil er Ludwig Erhard als Bundeskanzler verhindern wollte. Adenauer gab damals zu Protokoll, „kein anderer, auch nicht Herr Erhard, verfüge über die Erfahrung und die Härte, um den bisherigen außenpolitischen Kurs kontinuierlich weiterzuführen.“<sup>298</sup> In der Öffentlichkeit wurden beide Entscheidungen Adenauers mit Erstaunen aufgenommen. Man warf ihm, vor allem von Seiten der Opposition, vor, das Amt des Bundespräsidenten zu missbrauchen.

Andres Stellungnahme ist ein scharfer Angriff sowohl gegen die Person Konrad Adenauers als auch gegen dessen Partei und die Öffentlichkeit. In Hinblick auf Adenauers hohes Alter (83 Jahre) macht Andres zu Beginn den süffisanten Vorschlag, man solle doch lieber einen „in der Gerontologie bewanderten Psychiater zu Rate [...] ziehen“. Er wirft Adenauer vor, „den eigenen Willen zur Richtschnur des allgemeinen Handelns“ und sich damit zum „deus terrenus“<sup>299</sup> zu machen. Sein Hauptvorwurf ist, dass Adenauer sich nicht auf die Vernunft, sondern ausschließlich auf sein Gewissen verlasse. Zwar gesteht er ihm zu, er sei ein „in gewisser Hinsicht verdienter und tüchtiger Mann“, doch verweist Andres hier wie auch an anderer Stelle

---

<sup>297</sup> Stefan Andres: Eine Antwort. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 4, 1959, H.6, S. 469 f., erschienen 25.6.1959.

<sup>298</sup> Vgl. Walter Hagemann: Wie ernst ist die Lage? Nach der Vertagung der Genfer Konferenz. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 4, 1959, H.6, S. 433.

<sup>299</sup> Hier scheint es sich um eine Andressche Wortschöpfung zu handeln. Gemeint ist wohl ein „irdischer Gott“ im Gegensatz zu einem himmlischen. Der Begriff „deus terrenus“ taucht auch in seiner Trilogie *Die Sintflut* auf. Dort bezeichnet er Professor Dr. Alois Moosthaler, eine Hitler-Analogie.

wieder darauf, dass es sich um einen „alten Mann“ handelt, der „sich für unersetzlich, ja für unser aller Schicksal“ halte. Dafür macht Andres allerdings nicht in erster Linie und vor allem Adenauer selbst verantwortlich, sondern die Menschen, die ihn umgeben, namentlich seine Parteifreunde und im Weiteren auch die „gesamte Öffentlichkeit“. Er spricht in diesem Zusammenhang von einem „Vater-Komplex“ oder einem „politisch-romantischen Persönlichkeitskult“. Besonders zur Verantwortung zieht er jedoch Adenauers Parteifreunde:

„Wenn sie [die Parteifreunde] aber diesem Mann, der, statt Gründe vorzubringen, sich auf seine innere Stimme beruft, wenn sie ihm wirklich glauben und weiter vertrauen, können wir es dann dem alten Mann verargen, wenn er sich für unersetzlich, ja für unser aller Schicksal hält?“

Durch „Anpassungslust“ und „Widerstandslosigkeit“ seiner Umgebung gerate Adenauer, so sieht es Andres, „in einen leeren Raum“, in dem er „mit sich selbst allein ist und zum Gespenst“ wird. Abgehoben von der Erde, schwebt er förmlich – scheinbar unsterblich – über allem und könne zu jeder Zeit an jedem für ihn wichtigen Ort auftauchen. Um die Tragik der Person Adenauer – wie Andres sie sieht – zu verdeutlichen, entwirft er am Ende ein theatrales Bild:

„Der Anblick eines Königs Lear, der zu früh abdankte und seine Macht verteilte und nun zum Bettler vor den Beschenkten wird, ist lange nicht so tragisch und vor allem nicht so peinlich, als ihn ein tüchtiger und vitaler Staatsmann bietet, der, von seinen wehräuchernden Kreaturen umgeben, noch die Sterbekerze wie ein Zepter schwingen wird und nicht ahnt, daß das Zünglein an der Waage der weltpolitischen Entscheidung, für das er sich auch dann noch hält, von andern und feineren Gewichten bewegt wird, von Gewichten, die er, der gläubige Mensch, eigentlich mit in die Rechnung hätte setzen müssen.“

Dass Andres die CDU nicht gerade für eine „christliche“ Partei hält, hat er an vielen anderen Stellen zuvor schon deutlich gemacht.<sup>300</sup> Insgesamt zeigt sich in diesem kurzen Artikel viel von den Enttäuschungen, die Andres in der Bundesrepublik erleben musste. Im Juni 1959 befindet er sich an einem Punkt, an dem nicht mehr sehr viel von seinem einstigen Idealismus übrig geblieben ist. Vor allem die Frage der Wiedervereinigung, um die es bei der

---

<sup>300</sup> Siehe die Reden zur Frage der Atomrüstung im Konvolut III.



Vier-Mächte-Konferenz in Genf 1959 aktuell ging, wurde von Adenauer keineswegs so verfolgt, wie Andres es, z.B. in seinen Reden zum 17. Juni, immer wieder gefordert hatte.

## 1. 14. Juni 1954, Bad Neuenahr: „Unteilbares Deutschland“

Stefan Andres hielt diese Rede auf der konstituierenden Tagung des Kuratoriums der Volksbewegung für die Wiedervereinigung „Unteilbares Deutschland“.<sup>301</sup>

Der Bundesminister Jakob Kaiser hatte 1954 die Gründung eines Zusammenschlusses unter dem Titel „Unteilbares Deutschland. Volksbewegung für die Wiedervereinigung“ angeregt und Stefan Andres persönlich zur Mitarbeit im Kuratorium eingeladen. In seinem Brief an Andres heißt es, eine derartige Volksbewegung sei geboten, „als gerade in letzter Zeit immer wieder Auslandsstimmen vernehmbar wurden, die von einer erstaunlichen Gelassenheit des deutschen Volkes gegenüber der Wiedervereinigungsfrage sprechen.“<sup>302</sup> Ausdrücklich betont Kaiser: „Selbstverständlich soll die Bewegung von Regierungsseite weder dirigiert noch finanziert werden.“<sup>303</sup>

Wie die Liste der Redner eindrucksvoll zeigt, gelingt es tatsächlich, ein Bündnis über alle Parteigrenzen hinweg und unter Einbeziehung vieler Bevölkerungsgruppen zu bilden.

Es wird eine gemeinsame Erklärung verabschiedet, in der es heißt:

„Jeder Deutsche müsse sich ‚persönlich für das Schicksal der Millionen Deutschen verantwortlich fühlen‘. Die tätige Hilfsbereitschaft jedes einzelnen, jeder deutschen Familie und jeder Organisation für die Bevölkerung der Sowjetzone und Berlins müsse verstärkt werden. Jeder einzelne müsse wissen, was die Wiedervereinigung Deutschlands für

---

<sup>301</sup> Vgl. Volksbewegung „Unteilbares Deutschland“ gegründet. 128 köpfiges Kuratorium will dem Streben nach Wiedervereinigung neue Impulse geben. In: *Frankfurter Rundschau* 15.6.1954 (Nr. 136), S. 1.

<sup>302</sup> In einem Artikel der *Süddeutschen Zeitung* aus dem folgenden Jahr heißt es erklärend: „Als Außenminister Dulles während der Berliner Konferenz auf den deutschen Willen zur Einheit angesprochen wurde, wies er nicht ohne Erstaunen auf die täglich wachsende Zahl beschwörender Briefe und Telegramme hin, die ihm, wie seinem Kollegen aus der Sowjetzone zugehe – aus der Bundesrepublik dagegen habe er praktisch nichts dieser Art erhalten. [... dies war] die Geburtsstunde für ein Unternehmen zur Wiedererweckung des verschütteten Gefühls nationaler Zusammengehörigkeit.“ Siehe dazu: „Die Einheit und Freiheit zu vollenden ...“. Das Kuratorium Unteilbares Deutschland zieht auf seiner Jahrestagung in Braunschweig eine erste Bilanz. In: *Süddeutsche Zeitung*, 18./19. Juni 1955.

<sup>303</sup> Vgl. Brief von Jakob Kaiser an Stefan Andres in: DLA: A: Andres. Prosa. Konv. Politische Beiträge. „Das beliebte Wort“ (Rede zum 14.6.1954).

Frieden, Sicherheit und Wohlfahrt Deutschlands und der Welt bedeute, und daß die Aufrechterhaltung der Teilung Deutschlands eine ständige Gefährdung darstelle.“<sup>304</sup>

Ein Typoskript der Rede von Stefan Andres befindet sich im Deutschen Literaturarchiv<sup>305</sup>. Die Rede wurde unter dem Titel „Genug der Worte“ fast wortwörtlich<sup>306</sup> abgedruckt in *Die Kultur*, Jg. 1955, Heft 49 / Mai.<sup>307</sup>

Ausgangspunkt der Rede ist der Satz „Politik ist die Kunst des Möglichen“. Dieses Zitat wird gemeinhin Otto Fürst von Bismarck zugeschrieben, der allerdings von Andres nicht namentlich erwähnt wird. Andres bezeichnet das Zitat allgemeiner als „beliebte[s] Wort“, das sicherlich in den fünfziger Jahren von vielen gebraucht wurde. Es könne, so Andres, „aus weiser Selbstbescheidung, aber auch aus andern und sogar unreinen Quellen stammen“. Ziel seiner Rede ist es, zu zeigen, wie unzutreffend diese Worte – vor allem in Hinblick auf die Wiedervereinigung – sind und wie entschieden man sich aus diesem Grunde für die Zusammenführung der beiden deutschen Staaten einsetzen muss.

Zunächst wendet Andres sich dem Begriff „möglich“ und dem Gegenbegriff „unmöglich“ zu. Zum einen gibt er zu bedenken, dass jeder, der von „möglich“ oder „unmöglich“ spricht, in der Lage zu sein glaubt, beides von einander unterscheiden zu können. Damit aber „begibt er sich unter die Propheten oder er nimmt an, daß es geschichtliche Naturgesetze gebe“. Dabei zeigt die Geschichte nach Andres' Meinung beides: „Barrieren des Unmöglichen, die dann über Nacht Füße bekommen, sich in Dunst auflösen oder sich sogar als Brücken dem siegreichen Neuen anbieten“, aber auch „politische Scharlatane und von Hybris halb und ganz wahnsinnige

---

<sup>304</sup> Vgl. Volksbewegung für deutsche Einheit. „Die Aufrechterhaltung der Teilung Deutschlands eine ständige Gefahr“ – Adressen von Heuss und Adenauer. In: *Generalanzeiger für Bonn und Umgegend*, 15.6.1954, S. 1.

<sup>305</sup> Vgl. DLA: A: Andres. Prosa. Konv. Politische Beiträge. „Das beliebte Wort“ (Rede zum 14.6.1954). Soweit nicht anders gekennzeichnet, stammen alle folgenden Zitate aus dieser Quelle.

<sup>306</sup> Die Änderungen beziehen sich lediglich auf Stellen, in denen Andres beim Vortrag der Rede direkt auf die konstituierende Sitzung des Kuratoriums Bezug genommen hat. Sie stellen, mit einer Ausnahme, auf die im Folgenden gesondert hingewiesen wird, keine inhaltlichen Änderungen dar.

<sup>307</sup> Unter der Überschrift „Das Unmögliche muß möglich werden. Aus der Ansprache von Stefan Andres auf der Konstituierenden Tagung des Kuratoriums der Volksbewegung für die Wiedervereinigung, 14. Juni 1954“ ist ein – vermutlich redaktionell – gekürzter Abdruck der Rede zu lesen. Das Blatt befindet sich ohne weitere Quellenangaben im Archiv der Familie Andres.

Menschen[, die] das Vorhandensein des Unmöglichen leugnen“. Obwohl Andres auch diese zweite Möglichkeit sieht und gelten lässt, hindert es ihn nicht, in seiner Argumentation fortzufahren, denn, so ist er sich sicher: „Wahrscheinlich aber sind die Fälle, in denen das durchaus Mögliche als ein Ding der Unmöglichkeit hingestellt wird, viel häufiger und in Hinsicht auf die Folgen noch gefährlicher als die närrische Überschätzung der eigenen Macht.“ Das scheint angesichts des Hitlerschen Größenwahns und dessen furchtbaren Folgen für Abermillionen von Menschen eine reichlich gewagte Behauptung zu sein. Neun Jahre nach Kriegsende dürfte die Erinnerung an die Schrecken des Dritten Reiches noch deutlich in den Köpfen der Menschen gewesen sein, auch wenn man nur ungern darüber sprach. Andres allerdings grenzt seine Behauptung auf den Bereich der Innenpolitik ein: „Der Ausbruch mancher Kriege und anderer blutiger Gewaltlösungen im innerpolitischen Bereich ist der amtlich vorgefaßten Resignation verantwortlicher Fachleute zuzuschreiben, die von vornherein sich zu wissen anmaßen, daß etwas Bestimmtes einfach unmöglich sei.“ Vermutlich verbirgt sich hinter dieser Äußerung eine Anspielung auf die Ereignisse kurz vor dem 17. Juni 1953 in der DDR. Eine derartige Einschränkung auf ausschließlich innenpolitische Ereignisse ist jedoch im Hinblick auf die Frage der Wiedervereinigung absolut unzulässig. Eine Lösung dieses Problems konnte es, das macht auch Andres an anderer Stelle klar, nur im Zusammenspiel mit den Siegermächten geben. Man muss diese Stelle wohl als argumentatorischen Kunstgriff werten: Andres versucht seinen Gegnern die Basis zu entziehen, indem er ihre Bedenken zwar aufnimmt, aber als vernachlässigbar kennzeichnet. Damit ist für ihn der Weg frei, das gerade diskutierte „unmöglich“ mit einem weiteren Begriff zu kontrastieren: Er stellt dem „Unmöglichen“ das „Notwendige“ entgegen. Einleitend dazu stellt er die rhetorische Frage, ob wir „nicht alle jederzeit in unserm privaten Leben zu der paradoxen Haltung bereit [sind,] das Notwendige anzustreben, auch wenn es unmöglich erscheint?“ Am Beispiel eines erfrierenden Bergsteigers und eines verdurstenden Wüstenwanderers wird deutlich, worauf Andres hinaus will: „Der Mensch steht also in seinem Leben zuerst unter dem heiligen Gesetz der Notwendigkeit.“<sup>308</sup> Und er gibt zu bedenken: „ob die

---

<sup>308</sup> Im Gegensatz zu dem Typoskript der Rede fehlt in der abgedruckten Fassung der nachfolgende Satz, in dem Andres noch weiter präzisiert: „Was ihm innerhalb dieses Gesetzes unmöglich ist, darüber entscheidet nicht sein [des Menschen] rechnender

von der Notwendigkeit aufgegebenen Taten noch im Bereich des Möglichen liegen, kann allermeist erst im späten Stadium der Handlung oder gar erst nach ihrer Vollendung oder aber ihrem Scheitern beantwortet werden.“ Daraus resultiert, dass man eine Aufgabe, in diesem Falle die Wiedervereinigung zunächst anfassen und – weil man sie als für das Volk und für die Erhaltung des Friedens notwendig erachtet – mit aller Kraft vorantreiben muss, bis sie entweder gelungen, oder – trotz aller Bemühungen – unerreicht geworden ist.

Wenn dem so ist, stellt sich sogleich die Frage, warum nicht von Seiten der Deutschen vehement für eine Wiedervereinigung gekämpft wird. Andres macht dafür mehrere Gründe aus. Zum einen erkennen die „ehemaligen Gegner den Zustand der deutschen Spaltung nicht in seiner Tragik“ und in seiner „die Zukunft Europas bedrohenden Gefährlichkeit“. Zum anderen ertragen die Deutschen diesen „Limes des XX. Jahrhunderts mit solcher befremdenden Gelassenheit“, dass sich die – nicht näher bezeichneten – „Nutznießer“ dieses Zustandes an „sein Vorhandensein“ gewöhnen. Vor allem aber sei das Thema „Wiedervereinigung“ mit einem Tabu belegt, dem Tabu der „Unmöglichkeit“. Andres wirft den Deutschen vor, sich aus der Verantwortung gestohlen zu haben, indem man die Schuld am derzeitigen Zustand den Alliierten zuschob und sich mit dem „Bewußtseinszustand des ewigen Provisoriums“ abfand:

„Die Idee eines wiedervereinigten Deutschlands bekam nach und nach eine janushafte Zwiagesichtigkeit: von der einen Seite gesehen sah sie wie Krieg, von der andern wie Knechtschaft aus. Und da die Mehrzahl der Deutschen im Westen und Osten keines dieser beiden Gesichter ertragen konnte, blickte sie weg [...]“.

Für Andres liegt die Lösung auf der Hand: Er wünscht sich ein entschiedenes Einfordern der Wiedervereinigung von Seiten der beiden deutschen Regierungen und ein permanentes Erinnern der Bevölkerung, vor allem aber der Jugend in den Schulen: „durch unser Vaterland geht der Trennungsschnitt auf Leben und Tod.“ Es bedürfe eines mit „catonischer Beharrlichkeit“ wiederholten „Ceterum Censeo“. Zwar sieht Andres Bemühungen, in seinem Sinne zu handeln, doch sie tragen seiner Meinung

---

Verstand, sondern seine wertende Vernunft und mehr noch die Lebens- und Liebeskraft zusammen mit der Natur der Um- und Widerstände.“

nach alle „einen rührenden Zug von Unsicherheit, ja gewissermaßen Schuldbewußtsein“. Es habe sich bereits eine „richtige Orthodoxie“ in der Frage der Wiedervereinigung herausgebildet. Dort gebe es die Forderung nach einem Friedensvertrag vor der Wiedervereinigung, dabei liegt es für Andres auf der Hand, dass „ein Frieden Deutschlands mit Deutschland diesem andern doch mehr formalen Frieden nicht meilenweit vorangehen, ja ihm sogar als Grundlage dienen müßte“.

Am Ende formuliert er das Ziel seiner Rede neu: „in diese Gleichgültigkeit der Deutschen und diesen Wirrwarr von Fragen und in die allgemeine Unlust und Niedergeschlagenheit, Mut, Tatkraft und Klarheit [...] bringen [...]“. Er möchte alle von den „Forderungen dieser Notwendigkeit“ überzeugen und das „Tabu des Unmöglichen“ durchbrechen. Besonders am Herzen liegt ihm dabei, dass sich jeder Einzelne an diesem Prozess beteiligen muss, um die „Wiedergeburt unseres Volkes“ zu einer „überpolitischen Sache“ werden zu lassen, „die vom Volk selbst und nicht nur von seinen Politikern getragen und verfochten wird“. Wie weit und beschwerlich dieser Weg – auch in Andres' Augen – noch sein wird, verdeutlicht der letzte Halbsatz: Wenn alle die obengenannten Bedingungen erfüllt sind, „dann dürfen wir hoffen“. Nicht mehr und nicht weniger. Hier zeigt sich, dass die Wiedervereinigung tatsächlich keine innerdeutsche Angelegenheit ist. Ihre Erfüllung kann nur mit Hilfe von außen kommen. Entscheidend ist dennoch die deutsche Haltung in dieser Frage. Es ist die Sache der deutschen Bevölkerung, ihre Rechte einzuklagen und an Unrecht zu gemahnen. Wird dieser erste Schritt nicht getan, stirbt auch die Hoffnung auf ein Zusammenkommen der beiden deutschen Staaten.

In der *Frankfurter Rundschau* wird folgende Rednerliste wiedergegeben: Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen Jakob Kaiser, der auch einen Brief von Theodor Heuss und eine Grußadresse von Konrad Adenauer verlas, Erich Ollenhauer (SPD-Parteivorsitzender), Friedrich Spennath (Vorsitzender des Gemeinschaftsausschusses der deutschen gewerblichen Wirtschaft), Georg Reuter (Mitglied des DGB- Bundesausschusses), der für den verhinderten Vorsitzenden sprach, Bundesminister Hermann Schäfer (FDP) und Heinrich von Brentano (Vorsitzender der CDU/CSU-Bundes-

tagsfraktion). Anschließend habe Stefan Andres das Wort ergriffen und „mit seinen offenen Darlegungen den stärksten Beifall erhalten.“<sup>309</sup>

---

<sup>309</sup> Vgl. Volksbewegung „Unteilbares Deutschland“ gegründet. In: *FR* 15.6.1954, S. 1 (s. Anm. 301). In anderen Zeitungsberichten werden noch weitere Redner genannt: Volksbewegung für deutsche Einheit. „Die Aufrechterhaltung der Teilung Deutschlands eine ständige Gefahr“ In: *Generalanzeiger* 15.6.1954, S. 1 (s. Anm. 304); Volksbewegung „Unteilbares Deutschland“. Ein Kuratorium gebildet / Aufklärung der Welt über die Unmöglichkeit der Teilung“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 15.6.1954, S. 1.

## 2. 17. Juni 1955, Stuttgart

Andres hielt diese Rede am Vorabend des 17. Juni 1955<sup>310</sup> vor „mehreren tausend Frauen und Männern, darunter besonders viele Jugendliche“, die sich um „einen Feuerstoß“ versammelt hatten<sup>311</sup>. Die Gedenkstunde wurde vom Gesamtverband der Sowjetzonenflüchtlinge und dem Kuratorium Unteilbares Deutschland veranstaltet.<sup>312</sup> Vor Andres sprachen der Landesverbandsvorsitzende Klemm und der Student W. Krüger aus Halle, der von seinen Erlebnissen berichtete.<sup>313</sup> Die Feierstunde endete mit dem Lied vom „Guten Kameraden“ und dem Deutschlandlied.<sup>314</sup> Der Analyse des Textes liegt die gedruckte Version<sup>315</sup> zugrunde.

### Struktur der Rede

In der Einleitung nimmt Andres zunächst Bezug auf den Ort seiner Rede: Man befindet sich auf dem Stuttgarter „Scherbenberg“. Der im Volksmund sogenannte „Monte Scherbelino“ (eigentlich „Birnenkopf“), der höchste Hügel der Stadt (511m) wurde in den Jahren 1953 bis 1957 mit 1,5 Mio. Kubikmetern Trümmerschutt um mehr als 40 Meter aufgeschüttet.<sup>316</sup> Diesem Umstand trägt Andres Rechnung, wenn er erklärt, man stehe auf den „Trümmern“ der „Vergangenheit“, und er weist zugleich darauf hin, dass es dabei nicht nur um materielle Trümmer geht, wenn er das Bild ergänzt: „stehen unsere Füße auf Trümmern, auf den Scherben der Vergangenheit.“

---

<sup>310</sup> Vgl. Loderndes Mahnfeuer auf dem Birnenkopf. Gedenkstunde zum Jahrestag des 17. Juni – Auffrüttelnde Mahnung des Dichters Stefan Andres. In: *Stuttgarter Zeitung* 18.6.1955 (Nr. 136), S. 12.

<sup>311</sup> Vgl. Ein Mahnfeuer loderte auf dem Birnenkopf. Stefan Andres: „Die Jugend hatte den Glauben an den Menschen verloren“ In: *Stuttgarter Nachrichten* 18.6.1955 (Nr. 137), S. 10.

<sup>312</sup> Vgl. ebenda.

<sup>313</sup> Vgl. Loderndes Mahnfeuer (vgl. Anm. 310).

<sup>314</sup> Vgl. ebenda.

<sup>315</sup> Vgl. Stefan Andres: *Der Dichter in dieser Zeit*. München 1974, S. 80-87. Soweit nicht anders vermerkt, stammen alle folgenden Zitate aus dieser Quelle. Ein weiterer Abdruck findet sich unter dem Titel: *Jugend ohne Vorbild? Rede zum 17. Juni 1953 auf dem Stuttgarter Scherbenberg*. In: *woltemperierter baybach bote – Intelligenzblatt der ABW für die „Bündischen“ von gestern und heute* Heft 3 (1956), S. 7-8. Den Hinweis auf die Quelle verdanke ich Hermann Erschens.

<sup>316</sup> Laut Auskunft des Presse- und Informationsamtes der Stadt Stuttgart per E-Mail vom 25. Mai 2004.



Als Überleitung zum Hauptteil seiner Rede hat Andres sich ein Zitat von Friedrich Schiller aus dem 9. Brief „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ gewählt: „Alle Verbesserung im Politischen muß von der Veredelung des Charakters ausgehen.“<sup>317</sup> Er bezeichnet diese Feststellung als „Binsenwahrheit“, die man nicht mehr auszusprechen wage, um „nicht auf Gemeinplätzen ertappt zu werden“, was ihn nicht davon abhält, diesen Satz dennoch zu zitieren, denn er führt ihn zu dem „nächsten Schritt“, nämlich der Feststellung, dass diese „Veredelung des Charakters“ bei der Jugend stattfinden muss. Dabei kommt er von der „Bildnerschaft“ sofort zur „Vorbildlichkeit“ und damit zum Kern seiner Rede: Welcher Art sind die Vorbilder in der Gesellschaft, die der Jugend vor Augen stehen?

Er beginnt diesen Teil mit einer rhetorischen Frage:

„[...] hat der kritischere Teil unsrer Jugend, wenn er aus dem privaten Bereich in die Öffentlichkeit blickt, auch nur ein Mindestmaß an Vorbildlichkeit vor Augen, also soviel, daß die Worte des Lehrers in Schule und Hörsaal nicht, sobald der junge Mensch sie an der Wirklichkeit mißt, wie Phrasen klingen, wie Ausreden und Lügen?“

Dieser ersten folgt sogleich eine zweite Frage, die zwar als solche formuliert ist, jedoch bereits eine Antwort darstellt, und am Ende auch folgerichtig mit einem Punkt – also als Aussagesatz – schließt, statt mit einem Fragezeichen:

„Was soll diese Jugend sagen, wenn sie in der Schule, den günstigsten Fall angenommen, über die antihumanen Mächte des Staatismus, stamme er nun von rechts oder links, aufgeklärt und mit scharfgeschliffenen Argumenten versehen, auf den Weg geschickt wird, wenn diese Jugend außerhalb der Schule nach und nach entdeckt, daß nur Aristoteles und Thomas von Aquin und der Lehrer, der Vater, der Onkel, kurz nur eine Anzahl von lebenden und verstorbenen Privatleuten diese streng abwehrende Meinung über den widermenschlichen Staat und seine Vertreter haben, daß sich aber in der Öffentlichkeit dieselben Lehren ein wenig welfremd, ja geradezu wie Märchen ausnehmen.“

---

<sup>317</sup> Vgl. Friedrich Schiller: Über die Ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, 9. Brief. In: Schillers Werke. Nationalausgabe Hg. von Benno von Wiese, 20. Band: Philosophische Schriften, 1. Teil. Weimar 1962, S. 332. Im Original heißt das Zitat: „Alle Verbesserung im Politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen – aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Charakter veredeln?“

Während Andres Schiller sehr genau (fast wörtlich) zitiert und auch an anderer Stelle, wie noch zu zeigen sein wird, sehr ins Detail geht, bleibt das der Frage folgende Beispiel in Andeutungen stehen. Von einem „Staatsmann“ ist die Rede, der „heute vernichtende Worte gegen den verflössenen Gewaltstaat“ sagt und „morgen [...] einem Mann [..., der] diesem widermenschlichen Staat an bevorzugter Stelle diene [...] den höchsten Orden der Nation“ umhängt. Möglicherweise handelt es sich hier um eine Anspielung auf Carl Haedenkamp. Der Nazi-Ärztelfunktionär hatte 1954 das Große Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland für seine Verdienste um die Gesunderhaltung des deutschen Volkes erhalten.<sup>318</sup>

Noch einmal weist Andres an dieser Stelle auf Schiller hin und bemerkt, dass die Politik „durch bloße Fernwirkung“ den Charakter verdirbt, der durch „Selbstveredelung“ die Politik verbessern sollte.

In seinen Augen kann dies alles „in der Summe“ die Jugend zynisch machen. Bereits an dieser Stelle taucht das Wort „stumm“ auf:

„[...] daß gerade für geistig hochstehende junge Menschen ein paar schlimme Erfahrungen, die ja nie ausbleiben, eines Tages genügen, um ihnen dies böse Lächeln um den Mund zu legen, mit welchem der Mensch seinen fundamentalen Unglauben an den Menschen und alles, was seine Menschheit ausmacht, stumm ausdrückt.“

Das Wörtchen „stumm“ bildet die Überleitung zu den folgenden Überlegungen über die Ursachen der „politischen Sprachlosigkeit“ der deutschen Jugend, die bis zum Verstummen reicht. Die Begründung dafür fasst Andres in einem Satz zusammen, bevor er diesen näher erläutert: „[...] sie sahen, wie man die kleinen Diebe henkte und die großen laufen ließ“. Während es im Folgenden um die erfolgreichen Karrieren von Nazigrößen im Nachkriegsdeutschland geht, verweist dieser Satz noch einmal zurück auf die Problematik der Ordensverleihung. Neben der Kritik am Umgang mit den Nazigrößen, zitiert Andres wörtlich einen Bericht aus der *Süd-deutschen Zeitung*, der besagt, dass die Witwe eines Attentäters vom 20. Juli nur einen Bruchteil der Rente erhält, die der Witwe desjenigen zusteht, der den Mann anzeigte. Diese Ungerechtigkeit nennt Andres eine „Sünde“. Er ist sich sicher, dass die Jugend aus derartigen Missständen unweigerlich ihre Schlüsse zieht.

---

<sup>318</sup> Vgl. <http://www.gavagai.de/Buch/HH104.htm> (2.11.2008).

Für besonders fatal hält es Andres, dass das Kriegsende „kein Friede war“. In diesem Zusammenhang weist er auf den Dichter François-René de Chateaubriand hin, der 1814 die Alliierten mit folgenden Worten in Paris begrüßte:

„Den alliierten Monarchen, welche der Welt ein derartiges Zeichen von Mäßigung im Siege geben, gebührt unsterblicher Ruhm. Welche Verbrechen hatten sie zu rächen! Aber sie waren groß genug, nicht den Fehler zu begehen, das französische Volk mit dem Tyrannen zu verwechseln, der es unterdrückte.“<sup>319</sup>

Ein derartiges Lob für das „Maß der Mäßigung“ kann aus Andres' Sicht den Siegern von 1945 nicht zuteil werden. Das geteilte Deutschland bilde nach wie vor eine Gefahr für Europa und den „Frieden der Welt“.

Im Weiteren verwendet Andres erneut eine rhetorische Frage, die er durch das Satzzeichen als Ausrufesatz kennzeichnet: „Wer aber kann das ertragen, heute verachtet zu werden wie ein Sklave, morgen beachtet und geschätzt, wie Menschenmaterial!“ Dabei geht es ihm besonders um das Verhältnis der deutschen Jugend zur Politik.

Die Ausführungen gipfeln in zwei weiteren Fragen, deren Antworten er im Zuvorgesagten gegeben hat: „Kann man [...] dieser Jugend ohne Vorbild, ohne Vertrauen und darum auch ohne rechte Hingabekraft es verdenken, wenn sie an dem deutschen Nachkriegsschicksal nur soweit Anteil nahm, als es ihr persönliches Leben und Fortkommen betraf?“

„Und daß sie vor allem an der Spaltung Deutschlands, dem Hauptschmerz und der Hauptsorge aller sich für ihre Heimat und den Frieden Europas verantwortlich fühlenden Deutschen, eine in der Tat beängstigend schwache Anteilnahme zeigte?“

Als Beispiel verweist er darauf, dass es 1948 keine großen Demonstrationen der Studenten gegeben hat, was die Gegner Deutschlands „mit einer undefinierbaren Mischung aus Tadel und Wohlgefallen“ sehen und daraus „sogar Schlüsse über die Notwendigkeit einer Wiedervereinigung“ ziehen. Als Gegenbeispiel wird die italienische Jugend genannt, die vor 50 Jahren „ganz Europa in Spannung hielt“ wegen einer Stadt, die „nicht einmal politisch zu Italien gehörte“.

---

<sup>319</sup> Aus welcher Quelle Andres hier, vermutlich wörtlich, zitiert, ließ sich nicht ermitteln.

Diese Überlegungen schließt Andres mit einer Frage ab, auf die er die Antwort schuldig bleiben muss: „Was aber wäre geschehen, wenn die deutsche Jugend, etwa von den Universitäten geführt, 1948 plötzlich in allen Städten und an der Linie des Eisernen Vorhangs entlang, demonstriert hätte?“

Andres nimmt den Gedankenfaden wieder auf, indem er auf das Tabu verweist, unter dem das Thema der Wiedervereinigung stand und für das er sowohl die Alliierten als auch die Deutschen selbst verantwortlich macht. In diesem Zusammenhang nennt er den Aufstand vom 17. Juni „ein deutsches Wunder“.

Den letzten Teil seiner Rede leitet Andres ein mit der schlichten Frage: „Und was geschah dann?“

Bezog er sich zu Beginn seiner Rede auf Schiller, stehen auch hier wieder die Dichter im Vordergrund, allerdings unter negativen Vorzeichen, denn er kritisiert deutlich die Haltung der „ostdeutschen Dichter“.

Entschieden stellt er am Ende fest: „Die Wiedervereinigung Deutschlands aber hat mit dem Leiden und Tode dieser Tapferen auf die Weise begonnen, die dem großen und schmerzlichen Geschehen entspricht: auf die Weise des Opfers.“

Der letzte Satz gilt seinem Anfangsgedanken von der Bildlichkeit und den Vorbildern der deutschen Jugend:

„Unsere Jugend aber, der soviel Berufene und Unberufene Gleichgültigkeit gegenüber der tiefsten Sorge und höchsten Aufgabe des ganzen Volkes: der Wiedervereinigung Deutschlands, vorwerfen, wird uns zeigen, zu welchen Taten selbstloser Hingabe sie fähig ist, wenn sie unter der richtigen Führung steht: unter der Führung des Vorbilds.“

Der Arbeiteraufstand wird von Andres in dieser Rede also nur am Rande thematisiert. Sein eigentliches Thema ist die „geistige Lage“ der deutschen Jugend.

### **Appell an die Zuhörer**

Wie gezeigt, gliedert Andres seine Rede immer wieder durch mehr oder weniger rhetorisch gemeinte Fragen und fordert seine Zuhörer damit zum Mitdenken auf. Aber auch durch direkte Ansprache, nimmt er sein Publikum in die Pflicht. So heißt es am Anfang deutlich: „Wir haben uns

[...] auf einen Berg aus Trümmern begeben“, „unsere Herzen“, „unsere Füße“. Keiner kann sich dieser Anrede entziehen, denn wie bereits oben erwähnt, stehen tatsächlich alle buchstäblich auf den Trümmern der Vergangenheit. Andres geht jedoch noch einen Schritt weiter, wenn er mit Bestimmtheit feststellt: „wir spüren es voll Scham und Erbitterung gegen uns selbst: hätten wir in den Jahren der braunen Knechtschaft soviel Kraft und Mut [...] aufgebracht, wir stünden heute gewiß nicht auf Trümmerbergen.“<sup>320</sup>

Im weiteren Verlauf der Rede spricht Andres häufig von „unsrer“ Jugend und formuliert in diesem Zusammenhang deutlich: „wir Verantwortlichen“. Alle stehen somit in der Verantwortung für das Geschehene und das Gegenwärtige und zwar alle in gleichem Maße.

An einer Stelle führt dies zu einer fast paradoxen Formulierung: „unsere Gesetze“ muten „uns Ungeheuerlichkeiten“ zu. Deutlich gemacht werden soll hier, dass die Gesellschaft selbst ungerechte Gesetze geschaffen hat und sich somit quasi selbst Ungerechtigkeit zufügt. Im nächsten Absatz wird diese Verantwortlichkeit jedoch relativiert, wenn von den „Verantwortlichen“ die Rede ist, also nicht von allen Menschen, sondern nur von einer bestimmten, nicht näher definierten Gruppe. Man darf vermuten, dass Andres die Politiker meint.

Am Ende der Rede spricht Andres wieder unmissverständlich alle Zuhörer an, wenn er formuliert: „Wir wissen es und hätten es, bevor es geschah, wissen können.“ Noch einmal wird die gemeinsame Verantwortung für „unsre“ Jugend deutlich.

## **Wortwahl, Bilder und Vergleiche**

Um sein Anliegen zu verdeutlichen, benutzt Andres an vielen Stellen eine plakative Wortwahl. So finden sich für die Zeit des Nationalsozialismus die Begriffe „braune Knechtschaft“ und „Zeit unseres Unterliegens“. Der einzelne Zuhörer steht dabei jeweils in einem anderen Verantwortungsverhältnis: während die „Knechtschaft“ das Bild vom unfreiwilligen Sklaven assoziiert, der sich in sein Schicksal fügen muss, geht der Begriff „Unterliegen“ von dieser passiven Rolle weg. Wer unterliegt, muss zuvor gekämpft haben, sich also aktiv gewehrt haben.

---

<sup>320</sup> Alle Hervorhebungen stammen von der Verfasserin.

Die einzelnen Teile der Rede sind durch begriffliche Querverbindungen aneinander geknüpft. Z.B. werden die anfangs erwähnten Trümmer in einer dritten Bedeutung nochmals aufgenommen. Wörtlich heißt es:

„[...] die meisten dieser jungen Menschen waren noch unverdorben genug, um das Infernalisische im Eingeweide des Kolosses zu erkennen. Die Art, wie er stürzte, und die Beschaffenheit seiner Trümmer mußten jenen, die es bis dahin noch nicht erkannt hatten, in furchtbarer Deutlichkeit zeigen, woraus er gemacht war.“

Hier werden die tatsächlich vorhandenen Trümmer (Scherbenberg!) endgültig auf eine bildliche Ebene gehoben.

Immer wieder versucht Andres deutlich zu machen, wie schwer sich die noch junge Bundesrepublik mit ihrem „heillosen Erbe“ tut. Im Zusammenhang mit dem Umgang mit ehemaligen Nazigrößen spricht Andres von der „selbstmörderischen Duldsamkeit der Demokratie“. Zu zeigen, welche schädlichen Auswirkungen dies seiner Meinung nach auf die charakterliche Heranbildung der nächsten Generationen hat, ist das Thema seiner Rede.

An einigen Stellen konstruiert Andres vielsagende Bilder und Vergleiche: Beim ersten handelt es sich um einen kleinen Exkurs zum Thema Vorbildlichkeit:

„Zur Bildnerschaft gehört die Vorbildlichkeit, nicht nur die nahe, persönliche des Bildners, sondern ebenso und noch mehr die ferne, allgemeine, eine Vorbildlichkeit, die am Firmament unseres öffentlichen Lebens die himmlische Geometrie des Sittengesetzes erscheinen läßt wie die den Weg weisenden und die Zeit messenden Sterne.“

Dieses Bild dient als Überleitung zum Hauptteil der Rede. Im nächsten Satz löst Andres sich mehr als deutlich davon: „Ich will aus der Bildsprache heraustreten und die, wie mir scheint, für unsere deutsche Zukunft entscheidende Frage nackt und grob stellen [...]“

Bei einem anderen Bild greift Andres auf die römische Götterwelt zurück und benutzt den Januskopf als Motiv. Dabei spricht er nicht davon, dass Janus zum einen in die Zukunft, zum anderen in die Vergangenheit sieht, sondern überträgt dies sogleich, indem er sagt, die Menschen sehen in einem Gesicht den „Krieg“ und in dem anderen die „Knechtschaft“. „Und da die Mehrzahl der Deutschen im Westen und Osten keines dieser beiden Gesichter ertragen konnte, blickte sie weg und begann sich mit dem Zu-

stand der Trennung abzufinden.“ Aus diesem Verhalten sei die „Resignation“ vor dem „Unmöglichen“ entstanden. Das Gesicht werde zur „Fratze“.

An dieser Stelle schließt sich, quasi als Kontrast, direkt der nächste Vergleich an: der Aufstand vom 17. Juni erscheint im Bild des Vogels Phönix als „Sinnbild des Todes und der Auferstehung“. Deutlich aus christlichem Hintergrund dagegen stammt der nächste Satz: „In Ostberlin stand der Mensch von den Toten auf.“ In diesem Satz findet sich zum einen ein Verweis auf den Anfang der Rede, wo Andres feststellt: „eine Stadt, ein Staat, ein Volk ist nicht auf der Gewalt aufgebaut; die Menschen aber auf dem Menschen [...]“. Gleichzeitig werden die „Toten“ in einem späteren Absatz noch einmal thematisiert, allerdings nicht mehr sinnbildlich, sondern im direkten Bezug zum 17. Juni: „Wer einem so offenen Gegner dieses Verstehen verweigert, der möge zusehn, wie er mit den Toten fertig wird [...]“. Diese Opfer und alle, die am 17. Juni gegen den „Molochstaat“ demonstrierten, bezeichnet Andres zunächst als „Schar der Namenlosen“, dann als „politische Empörer“ und „sittliche Rebellen“, wobei der dritte Ausdruck bereits eine Steigerung des zweiten darstellt, während der erste zu Beginn der Rede vor allem ein Hinweis auf die große Zahl der Demonstranten ist. Eine weitere Steigerung erscheint am Ende der Rede, wenn Andres von „Märtyrer[n]“ spricht, um schließlich auf das Wort „Tapfere“ zurückzufallen.

Wie schon der Begriff „Märtyrer“ zeigt, bezieht Andres sich gelegentlich auf religiöse Begrifflichkeiten. Besonders deutlich tritt dies an der Stelle zutage, an der Andres vom „Sinnbild des Todes und der Auferstehung“ spricht: „In Ostberlin stand der Mensch von den Toten auf.“ Dahinter steht der Glaube an den „Schöpfergeist“, wie aus dem nächsten Satz hervorgeht. Schon zuvor spricht Andres von der „Sünde, die zum Himmel der Gesetzgeber schreit“ und konstruiert damit eine ironische Brechung der christlich-katholischen Himmelsvorstellung, um entschieden auf das Leid derjenigen hinzuweisen, die die „Ungerechtigkeiten“ der neuen Bundesrepublik erdulden müssen.

Das Wort „schreien“ hat bereits zu Beginn der Rede eine besondere Stellung, wenn Andres den „Schrei urmenschlicher Empörung“ der vorichtig „auflauschenden Welt“ entgegenstellt. Im Kontrast zu diesem Schrei

steht im weiteren Verlauf der Rede immer wieder, wie oben bereits gezeigt, das „Verstummen“ der Jugend.

### **Arbeitsweise**

Andres übernimmt in diese Rede ein Versatzstück aus der Rede vom 14. Juni 1954 in Bad Neuenahr. In dieser Passage geht es um das „Tabu, das sich in den Hirnen der Verantwortlichen ebenso wie der Jugend gebildet hatte [...]: Unmöglichkeit!“ Es schließt sich das Bild des Januskopfes an. Bis auf diesen wörtlich übernommenen Teil handelt es sich bei der Stuttgarter Rede jedoch um eine völlig neu und für diesen Anlass konzipierte Rede, was auch durch die konsequente Führung der Trümmer-Metapher deutlich wird.



### 3. 17. Juni 1956, Bonn

Am Vorabend des 17. Juni 1956 hielt Andres eine Rede auf dem Bonner Marktplatz. Anlass war eine Großkundgebung mit Tausenden von Menschen, zu der sämtliche Parteien des Bundestages, der Deutsche Gewerkschaftsbund, der „Bund vertriebener Deutscher“, die Vereinigten Landsmannschaften, das Kuratorium Unteilbares Deutschland und der Jugendring Bonn aufgerufen hatten. Der *Bonner Generalanzeiger* berichtete:

„100 Fackelträger der Jugendorganisationen hielten leuchtende Flammen als Symbol des immer wachen Willens und der Freiheit, und von der Treppe des Rathauses wehten die Fahnen der deutschen Ostgebiete als Mahnzeichen.“<sup>321</sup>

Andres war der letzte von drei Rednern. Vor ihm sprachen der 1. Vorsitzende des DGB Bonn, Goffart, und der Oberbürgermeister der Stadt Bonn, Busen.<sup>322</sup>

Die Analyse des Textes beruht auf einem Typoskript, das sich im Deutschen Literaturarchiv in Marbach befindet. Dabei existiert neben der langen Fassung (12 DIN-A4-Seiten)<sup>323</sup> auch eine kurze (5 DIN-A4-Seiten)<sup>324</sup>. Die gekürzte Version wurde in der *Süddeutschen Zeitung* veröffentlicht<sup>325</sup>. Die Betrachtung bezieht sich zunächst auf die lange Fassung. Änderungen in der kurzen Fassung werden anschließend kurz dargestellt.

#### Vaterländische Solidarität

Andres richtet seine Rede auf einen zentralen, von ihm geschaffenen Begriff aus: „vaterländische Solidarität“. Von besonderer Bedeutung ist dabei das Verhältnis von Mensch und Staat, wie im Folgenden zu zeigen sein wird. Im Verlauf der Rede macht er deutlich, was er unter den Begriffen

---

<sup>321</sup> Vgl. Stefan Andres zum 17. Juni: Zwei Tage der Freiheit mit dem Tode bezahlt. Aufrüttelnde Worte gegen die Gleichgültigkeit im Westen – Exakte Kabinettpolitik genügt nicht. In: *Bonner Generalanzeiger* 18.6.1956.

<sup>322</sup> Vgl. ebenda.

<sup>323</sup> Alle folgenden Zitate stammen, soweit nicht anders gekennzeichnet, aus dieser Quelle.

<sup>324</sup> Signatur für beide Fassungen: DLA: A: Andres. Prosa Konv. Politische Beiträge (Rede in Bonn zum 17. Juni 1956) „Sie verfochten die Sache der Menschlichkeit und des Rechts“.

<sup>325</sup> Vgl. Stefan Andres: Sie verfochten die Sache der Menschlichkeit und des Rechts. Die Opfer des 17. Juni sind nicht vergeblich gebracht worden. In: *Süddeutsche Zeitung* 16. / 17. Juni 1956 (Nr. 144), S. 4.

„Vaterland“ und „Solidarität“ versteht und welche Bedeutung aus der Verbindung dieser beiden Worte erwächst.

## Vaterland

Dieser Begriff wird zunächst, von den Zuhörern wahrscheinlich kaum bewusst wahrgenommen, durch das Wort „Vaterhaus“ eingeführt. Wörtlich heißt es:

„Soviel ahnen sie, daß der Einzug des armen Verwandten in das gemeinsame Vaterhaus einschneidende Veränderungen mit sich bringen wird.“

Etwas später: „Und Europa kann solange keine Ruhe finden, bis nicht die Deutschen aus dem deutschen Osten das ihnen von Fremden verrammelte Tor zum eigenen Vaterhaus aufgebrochen haben.“

In beiden Fällen steht der Begriff „Vaterland“ im Hintergrund. Andres verwendet allerdings an diesen Stellen „Vaterhaus“, weil es ihm um das damit verbundene Bild geht. Dennoch ist die Assoziation mit „Vaterland“ von ihm sicherlich beabsichtigt.

Explizit taucht „Vaterland“ allerdings erst in der zweiten Hälfte der Rede auf. Zuvor zitiert er Heinrich von Kleist um zu zeigen, dass Kleist noch „die Naivität“ besaß „zu glauben, daß ein Volk, wenn es seine höheren und höchsten menschlichen Werte verrät, vom Gott der Geschichte gezüchtigt wird“. Bei Kleist heißt es:

„Sie hingen in unmäßiger und unedler Liebe an Geld und Gut, trieben Handel und Wandel damit, daß ihnen der Schweiß, ordentlich des Mitleidens würdig, von der Stirn triefte, und meinten, ein ruhiges, gemächliches und sorgenfreies Leben sei alles, was sich in der Welt erringen ließe.“

Und weiter:

„Warum also mag das Elend wohl, das in der Zeit ist, über sie gekommen sein?“

Antwort: „Um ihnen diese Güter völlig verächtlich zu machen und sie an-

zuregen, nach den höheren und höchsten, die Gott den Menschen beschert hat, hinzustreben.“<sup>326</sup>

Im Anschluss an dieses Zitat heißt es bei Andres: „Unter die höchsten Güter stellt Kleist nun – unmittelbar nach Gott – das Vaterland!“<sup>327</sup>

Dieser „hohe Begriff“ habe jedoch im „Zwielicht der Politik seinen Glanz, für viele sogar seinen Sinn verloren.“ Als Indiz nennt Andres die Anzahl der im ersten und zweiten Weltkrieg von Militärgerichten gefällten Todesurteile: 150 gegen 40.000, woraus er schließt, „wie viel die Liebe zum Vaterland über die Menschen vermag und wie wenig der Nationalismus“. Inwieweit ein derartiger Vergleich statthaft ist, wird an dieser Stelle von ihm nicht diskutiert. Ihm geht es hier um die „Liebe zum Vaterland“, deren Existenz er an zwei Daten festmacht: Er nennt den 20. Juli 1944 und den 17. Juni 1953, denn sowohl den Ausführenden des Attentates auf Hitler als auch den Marschierenden vom 17. Juni sei es um Deutschland gegangen. An dieser Stelle führt Andres den zweiten Begriff ein:

### Solidarität

Er legt den Arbeitern, die an der Zonengrenze standen, dieses Wort in den Mund: „Es war eine Losung, aber eine, die in der Forderung stecken blieb.“ „Für einen Arbeiter hat dieses Wort aus den sozialen Kampfzeiten einen magischen Klang.“ Aber: „[...] es wurde über die Zonengrenze gerufen – und hier nun bekam es einen neuen Klang [...]: ihr seid Deutsche – wir auch, also helft uns!“ Doch das Wort „verhalte ohne eine wirkliche Antwort“. Zudem verweist Andres darauf, „Solidarität“ sei „seinem Klang und Bau nach [ein] ebenso unglückliches Wort wie seine deutsche Übersetzung: Zusammengehörigkeitsgefühl“. Dennoch erhofft er sich viel von diesem Wort: Es „könnte uns Deutschen dabei helfen, dem Wort Vaterland unter uns aufs Neue Kurswert zu verleihen.“ Seine Begründung für diese Hoffnung mag den einen oder anderen Zuhörer verblüfft haben: „[...] weil dieses Wort in der Geschichte des Sozialismus mit einem festen Sinn und einem starken Gefühl erfüllt wurde“.

---

<sup>326</sup> Das Zitat findet sich in: Heinrich von Kleist: Katechismus der Deutschen, abgefasst nach dem Spanischen, zum Gebrauch für Kinder und Alte, in sechzehn Kapiteln. In: Derselbe: Sämtliche Werke und Briefe, 2. Band, Politische Schriften des Jahres 1809. München 1964, S. 356 (Achstes Kapitel: Von der Erziehung der Deutschen).

<sup>327</sup> Zitat nach Kleist (s. Anm. 326).

## Vaterländische Solidarität

Noch bevor er diese Wortverbindung, die er argumentatorisch vorbereitet hat, explizit nennt, gibt er schon zwei Definitionen:

„Dann bedeutet Vaterland nicht mehr und nicht weniger als die Gemeinschaft derer, die dasselbe Schicksal haben und es in wechselseitiger Verbundenheit leben, jeder an seiner Stelle und nach seinen Talenten und Kräften – in guter und schwerer Zeit.“ Er „vermählt“ die Begriffe fast wie bei einem Eheversprechen.

„Dann bedeutet Vaterland die Form einer Gemeinschaft, in welcher das persönliche Eigentum, das Recht auf Arbeit, der Schutz der Familie und die Freiheit der Gedanken und Worte unbedingt gesichert sind, zugleich aber, wie könnte es anders sein, durch die Rücksicht auf das Wohl aller Modifikationen und Einschränkungen erfahren.“

Nicht zuletzt im Hinblick auf den Aufstand am 17. Juni und die geäußerte Kritik an der westdeutschen Haltung zur Wiedervereinigung stellt Andres fest: „Vaterland und Solidarität sind Werte, die eher gegen als durch den Staat verwirklicht werden müssen.“

Auch an dieser Stelle zeigt sich ein Zwiespalt zwischen „Staat“ und „Menschen“, der im Weiteren noch thematisiert wird. Hier nur der Hinweis, dass Andres im Zusammenhang mit dem Staat von „vaterländischen Gefühlen“ spricht. Mit einem leicht ironischen Unterton stellt er fest:

„Doch soll man nicht annehmen, der Staat sei vaterländischen Gefühlen abgeneigt. Wir wissen es und sehen es immer wieder: auch der demokratische Staat liebt Märsche, Fahnen, Ehrenkompagnien [sic!], Orden. Sogar auf dem buddhistischen Ceylon wurde eine neue Fahne und eine neue Hymne eingeführt und in dem Restaurant der Abgeordneten wird statt der ausländischen Beefsteaks [sic!] nur noch vaterländischer Reis serviert. Wir sehen, die weiße Rasse ist immer noch Vorbild.“

In ernstem Ton führt er jedoch im Weiteren aus, dass es solche „vaterländischen Gefühle“ sind, die „es dem modernen Menschen so schwer“ machen, „sein Verhältnis zum Vaterland zu klären“. An dieser Stelle wird Andres' Kritik an den bestehenden politischen Verhältnissen sehr deutlich, wenn er davon spricht, dass es „der moderne Staat“ ist, der „die Wirklichkeit des Vaterlandes in uns neu begründet“, „denn er ist es, der in seiner zunehmend greisenhafter, kultur- und menschenfeindlicher werdenden Art

uns nötigt, das Vaterland erneut zu suchen“. Die zuvor immer implizit gemeinte Unterscheidung von „Staat“ und „Vaterland“ wird nun offen ausgesprochen: „Die Arbeiter des 17. Juni bewegten sich vom Staate fort zum Vaterland hin.“

Im weiteren Verlauf seiner Rede benutzt Andres den Begriff der „vaterländischen Solidarität“ stets, um die seiner Meinung nach notwendigen Voraussetzungen für eine deutsche Wiedervereinigung zu klären. Davon wird im Weiteren noch die Rede sein.

## **Mensch und Staat**

Mehrfach kommt Andres in seiner Rede auf das Verhältnis des Staates zu seinen Bürgern zu sprechen. Dabei geht es ihm vor allem darum zu zeigen, dass es bei dem Aufstand vom 17. Juni um die Erhaltung oder Wiederbelebung der „Gattung Mensch“ ging. Dabei bedient er sich einer eindringlichen, bildhaften Sprache. Die Regierenden der DDR bezeichnet er als „Staatsklavenhalter“, denn die DDR ist ein „Staat, der aus seinen Bürgern Sklaven macht“. Betrachtet man den historischen Ursprung des Wortes, geht der Vorwurf sogar noch weiter. „Staatsklaven“ waren im antiken Sparta die Sklaven, die dem Staat gehörten. Somit wird der Mensch in der DDR sogar zum Eigentum des Staates und damit jeglicher Menschenrechte beraubt. Der Mensch erscheint nicht mehr als Mensch, sondern nur noch in Form „marschierende[r] Kolonnen, die das System, [...], zu gläubig produzierenden und blindlings konsumierenden Massen umgeformt hatte“. Doch plötzlich zeigen sich diese „Staatsklaven“ von einer ganz anderen Seite: „[...] sie sprachen plötzlich wie Menschen, wie Menschen, die entsetzlich selbständig dachten und nach Punkten geordnete ganz und gar altmodische Forderungen dem Staat ins Ohr schrien.“ Durch die Doppelung des Wortes „Mensch“ in diesem Satz macht Andres deutlich, wie wichtig ihm gerade diese Unterscheidung zwischen den „Massen“ und dem „Menschen“ ist. Dass es sich bei den Aufständischen tatsächlich um Menschen in seinem Sinne handelte, zeigt er an ihren Forderungen. Anstatt den Streik zu beenden, nachdem die Regierung, von Andres auch ironisch als „Arbeiterbeglucker“ bezeichnet, die Normen herab- und die Löhne heraufgesetzt hat, stellen die Menschen neue Forderungen: „Freiheit!, rufen sie. Freiheit vom Staat! Freie Wahlen! Nieder mit der Zonengrenze! Nieder

mit der Regierung! In der Tat, sie sind unersättlich, richtig wie Menschen! Sie fordern Dinge, an die ein Staatssklave nicht einmal denken darf.“ Furchtbar sind die Folgen:

„Da ruft der kleine Staat nach dem großen Staat, und beide Staaten reden zu den Aufständischen in der eigentlichen, in der Ursprache des Gewaltstaates: mit Gummiknüppeln, mit Maschinengewehren, mit Panzern. In den Folterkellern arbeiten die Henker und forschen nach dem Namen der eigentlichen Anstifter. Und es gab doch nur einen Anstifter: den unsterblichen Menschen!“

Bei der Frage nach den wahren Ursachen für den Aufstand gibt Andres zunächst die zwei allgemein bekannten Möglichkeiten wider: „Die Russen glaubten: natürlich, die Amerikaner! Die Amerikaner dagegen nahmen an, daß die Russen selber dieses Feuerchen angesteckt hätten, vielleicht um die Zonenregierung auf diese einfache Weise auszuräuchern.“ Seine Erklärung des Aufstandes ist eine Kritik an den Politikern beider Lager:

„Gewiß erschien diesen puren Politikern [gemeint sind „die Russen“ und „die Amerikaner“] allein dies: die Arbeiter konnten nur Marionetten eines starken, verborgenen Drahtziehers sein. Daß sich der Mensch, selbst wenn er einsehen muß, daß seine Empörung das Ziel nicht erreicht, auch dann noch empören kann, das weiß der politische Pragmatiker vielleicht aus der Geschichte. Daß aber auch heute im Zeitalter des Elektronenhirns und der perfekten Kalkulation Menschen ein oder zwei Tage Freiheit sich mit dem Tod, Folter und Kerker erkaufen, das kann sein rechnender Verstand nicht mehr annehmen, es ist für ihn eine Torheit.“

Eine derartige „Torheit“ beschrieb Andres bereits in seiner Erzählung *Das Trockendock*. Der technische Fortschritt nimmt den Sträflingen die Hoffnung auf Freiheit, die sie mit einem hohen Preis – ihrem Leben – bezahlen müssen. Eine scheinbar fehlerhafte „Kalkulation“. Erst im Moment seines Todes erkennt der Ingenieur Grognard seinen eigenen Irrtum.

Andres bleibt mit seiner Kritik keineswegs bei den Politikern, den Mächtigen, den Herrschern stehen, sondern geht auch mit seinen westdeutschen Mitbürgern hart ins Gericht, wenn er sie als „wohsituierte, in ihren Interessen bis über die Haare untergegangne [sic] Bürger der Bundesrepublik“ bezeichnet, die „den armen Verwandten aus dem Osten ein für alle Mal aus ihren Herzen geworfen haben“. Hier geht es zunächst nur um das mangelnde Interesse der westdeutschen Öffentlichkeit an einer Wieder-

vereinigung. Die Bürger weisen daraufhin, „daß der einzelne Deutsche, ja sogar die deutsche Politik gegenüber der Wiedervereinigung ohnmächtig sei“. An dieser Stelle wird Andres deutlicher: „Wie weit diese ihre Ohnmacht in vorbildlicher Gelassenheit tragenden, bürgerlichen Drückeberger mit ihrer Behauptung recht haben, stehe dahin.“ Doch auch den Aufstand der Menschen im Osten sahen einige Westdeutsche mit Unverständnis: „Schließlich unternahmen sie [die Aufständischen] etwas, das dem auf seinem Ruhekissen politischer Schicksalsergebenheit dösenden Spießbürger vollends als Blödsinn erscheinen muß: sie rissen die Grenzpfähle nieder [...]“.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, mit welchen Differenzierungen Andres die Begriffe „Mensch“ und „Staat“ behandelt. Nennt er die Aufständischen zu Beginn noch „Helden“, die sich „gegen die Arbeitsnormen und die hohen Preise“ erheben, spricht er im Weiteren zunächst schlicht von „Arbeitern“ und „Männern und Frauen“. Das Wort „Mensch“ taucht in der Rede wie ein uralter, in Vergessenheit geratener Begriff, fast wie ein Fremdwort erst auf, als es um das Erkennen der Ursachen des Aufstandes geht: „Politische Fachleute [Andres unterscheidet an dieser Stelle nicht zwischen Ost und West], die vergessen haben, mit dem Menschen zu rechnen, konnten, als sie Kunde von den Geschehnissen erhielten, nichts damit anfangen.“ Wichtig ist für Andres, dass es keinesfalls Intellektuelle oder besonders gebildete Menschen sind, die diesen Aufstand wagten, sondern „einfache Leute aus dem Volk, kaum fähig, die Empörung ihrer zertretenen Herzen in Worte zu fassen“.

Wie groß der Unterschied zwischen „Mensch“ und „Staat“ für Andres ist, zeigt sich auch an anderer Stelle, vor allem bei der Unterscheidung zwischen „Staat“ und „Vaterland“. „Auf welcher Ebene“, so fragt Andres, „werden heutzutage – und nicht nur in Deutschland! – die Rechte und Pflichten zwischen Gemeinschaft und Einzelperson ausschließlich festgelegt und gehütet?“ Die Antwort kommt prompt und als harte Kritik am eigenen Staat: „es ist die eisige, exakte und allem Leben feindliche Ebene des antlitzlosen Staates, dem auch die Demokratie seine ihm angeborene Neigung zu dämonischer Selbstüberschreitung und Verabsolutierung nicht abgewöhnen konnte“. Deshalb sein Schluss: „Vaterland und Solidarität sind Werte, die eher gegen als durch den Staat verwirklicht werden müssen“. Dass die Arbeiter sich am 17. Juni gegen ihren Staat erheben, ist nicht ver-

wunderlich, aber wichtig für die westdeutschen Zuhörer ist der Satz: „Die Arbeiter des 17. Juni bewegten sich vom Staate fort zum Vaterland hin.“

## Wortwahl

Im Zusammenhang mit dem Thema „Staat und Mensch“ bedient sich Andres eindrücklicher bildhafter Worte. Auf eines wurde bereits hingewiesen: Staatssklave oder Staatssklavenhalter. Interessant ist dabei, dass das Wort „Sklave“ auch in dem von Andres zitierten letzten Abschnitt aus Kleists *Katechismus der Deutschen* vorkommt: „Und weil es Gott ein Greuel ist, wenn sie wie Sklaven leben.“ Wörtlich heißt es aber bei Kleist:

„Frage: [...] Also auch, wenn alles unterginge [...] würdest du den Kampf noch billigen? Antwort: Allerdings, mein Vater. Frage: Warum? Antwort: Weil es Gott lieb ist, wenn Menschen, ihrer Freiheit wegen sterben. Frage: Was aber ist ihm ein Greuel? Antwort: Wenn Sklaven leben.“<sup>328</sup>

Damit endet der *Katechismus*, so dass das Wort „Sklave“ an einer äußerst exponierten Stelle steht. Wie oben bereits gezeigt, ist es auch Andres sehr wichtig, auf den Unterschied zwischen „Mensch“ und „Staatssklave“ zu verweisen und damit die Bedeutung des 17. Juni zu unterstreichen.

Die führenden Personen der Sowjetunion werden von Andres einmal als „Sowjet-Diadochen“ bezeichnet, womit er offensichtlich auf die hellenistische Herrschergeneration verweisen will, die im Anschluss an Alexander den Großen das Reich unter sich aufteilen wollte, wobei jeder daran interessiert war, eine eigenständige Herrschaft aufzubauen, was schließlich zu den sog. Diadochenkriegen geführt hat. Andres führt dieses Bild in dieser Richtung allerdings nicht weiter aus, sondern gebraucht das Wort „Sowjet-Diadochen“ als negativen Gegenpol zu seiner zuvor postulierten Forderung, dass jedes Volk das „göttliche und menschliche Recht“ habe „mit sich selbst in nationaler Einheit und Frieden und Freiheit zu leben“.

Seine eigenen Mitbürger in Westdeutschland kritisiert Andres deutlich. So nennt er diejenigen, die die Widerstandskämpfer vom 20. Juli „Verräter“ nennen, „Walhall-Patrioten“. Gemeint sind wohl diejenigen, die ihren Patriotismus vornehmlich aus deutschen Schlachten ziehen und besonders

---

<sup>328</sup> Das Zitat findet sich in: Kleist: *Katechismus der Deutschen* (s. Anm. 326), S. 360 (Sechzehntes Kapitel: Schluß).



die im Kampf gefallenen Helden verehren. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass das Wort „Walhalla“ für die Ehrenhalle der großen Deutschen vom Wort „Walstatt“ abgeleitet ist, das zunächst „Leichenfeld“ bedeutete.<sup>329</sup>

Einen kritischen Unterton hat auch das Wort „Staatsvergötzer“: Menschen, die den Staat zu ihrem (falschen) „Götzen“ erheben und der von Andres gewünschten Herausbildung eines wohlverstandenen „Vaterlandes“ mit entsprechenden, demokratischen Strukturen im Wege stehen.

Vom Begriff „Staatsteufelei“ wird im nächsten Abschnitt die Rede sein. An dieser Stelle sei nur darauf hingewiesen, dass das Grimmsche *Deutsche Wörterbuch* unter dem Begriff „Staatsteufel“ vermerkt: „der staat mit seiner verwaltung und einrichtung, scheltend unter dem bilde des teufels.“<sup>330</sup>

### Christliche Motive

Andres' gesamtes Denken und Schaffen steht auf der Grundlage seiner christlich- humanistischen Überzeugungen, wie sich leicht aus seinen Werken ablesen lässt.<sup>331</sup> So ist es nicht verwunderlich, wenn auch in seinen Reden immer wieder Begrifflichkeiten aus den christlichen Wortfeldern auftauchen. Dabei kann er darauf vertrauen, dass sein Publikum ihn versteht und seinen Assoziationen folgen kann, weil den meisten die von Andres verwendeten Begriffe durchaus geläufig sind.

In der vorliegenden Rede greift Andres besonders zu Beginn gehäuft auf entsprechende Worte zurück. Es heißt dort: „So überlassen sie [die Bürger der Bundesrepublik] es ganz dem unerforschlichen, heiligen Willen der Weltpolitik, diesen fernen Tag heraufzubringen“ [gemeint ist der Tag der

---

<sup>329</sup> Vgl. Hermann Paul: *Deutsches Wörterbuch*. Tübingen: 3. Aufl. 1992.

<sup>330</sup> Vgl. Jacob und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch* Band 17.

<sup>331</sup> Vgl. dazu u.a. Christa Basten: *Das Verhältnis von Religion, Mythos und Dichtung in ausgewählten Romanen von Stefan Andres*. Magisterarbeit (masch.), Trier 1982; Sieghild von Blumenthal: *Christentum und Antike im Werk von Stefan Andres*. Diss. Marburg 1997; Karl Josef Hahn: *Dichtung zwischen Drang und Glaube. Zum Werk von Stefan Andres*. In: *Mein Thema ist der Mensch. Texte von und über Stefan Andres*. München 1990, S. 126-136; John Klapper: *Stefan Andres – Der christliche Humanist als Kritiker seiner Zeit*. Bern 1998; Ders.: *Die Kunst des Heterodoxen: Aspekte des theologischen Denkens Stefan Andres'*. In: *Mein Thema ist der Mensch. Texte von und über Stefan Andres*. München 1990, S.104-125; Birgit Lermen: „[...]die ewige Geschichte vom Menschen und seiner Welt“ – Stefan Andres als Deutscher, Europäer und Christ. In: Michael Braun / Georg Guntermann / Birgit Lermen (Hg.): *Stefan Andres – Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 1999.

Wiedervereinigung]. Assoziiert wird an dieser Stelle sofort der heilige und unerforschliche Wille Gottes, der sich der Beeinflussung durch den Menschen entzieht. Somit bleibt die Schicksalsergebenheit des Menschen seine einzige Handlungsmöglichkeit. Folgerichtig spricht Andres im nächsten Satz davon, dass die Deutschen gerne darauf hinweisen, dass der „einzelne Deutsche, ja sogar die deutsche Politik gegenüber der Wiedervereinigung ohnmächtig sei“. Entschieden führt er das begonnene Bild zu Ende, wenn er die „bürgerlichen Drückeberger“ entlarvt und erklärt, dass dieses „zum Himmel schreiende Unrecht“ eben kein „Spruch des Himmels“ sei, also aus göttlichem, unabänderlichem Willen entspringe, sondern ein Ausdruck „nackter Gewaltpolitik“ und damit von Menschen (oder besser: von Politikern) gemacht und von Menschen beeinflussbar und veränderbar. Eben genau dies haben die Aufständischen des 17. Juni versucht.

Auch die Vorstellung von der „Schuld“, die Deutschland während des 3. Reichs auf sich lud, entspringt aus der christlichen Lehre. Aus eben dieser Überzeugung heraus kann Andres sich auch sicher sein: „Deutschland als Ganzes hat diese Schuld gebüßt.“ Damit steht es wieder in der Reihe aller Völker, von denen Andres sagt, dass es „göttliches und menschliches Recht“ sei, dass jedes Volk „mit sich in nationaler Einigkeit und Frieden und Freiheit leben“ kann. Gerade weil es sich dabei nicht allein um ein menschliches, sondern auch um ein göttliches Recht handele, sei es von Menschen nicht bestreitbar und habe einen ewigen Gültigkeitswert. Und dieses Recht sei es, dass sowohl die Attentäter des 20. Juli als auch die Aufständischen des 17. Juni rechtfertige.

Dass auch auf der anderen Seite der Grenze gelegentlich der menschliche Wille mit einer höheren Macht verwechselt oder bewusst vertauscht wird, um die Menschen zu täuschen, zeigt Andres, indem er sagt: „Da das rote Evangelium ja nicht irren kann, muß es die Methode sein, die fehlerhaft war.“ Das „Evangelium“ als kanonischer Teil der Bibel ist nicht diskutierbar. Die Ironie des Satzes wird sicherlich jedem Zuhörer sofort aufgefallen sein.

Einen bemerkenswerten Zusammenhang konstruiert Andres mit dem Wort „Solidarität“. Er nennt es das „Schöpfungswort, das in das düstere Chaos des Arbeiterschicksals Licht und Ordnung brachte.“ Der Satz erinnert an die biblische Schöpfungsgeschichte, in der es heißt: „Und die Erde war wüst“ (1. Mose 1, 2), bevor Gott sein Schöpfungswerk beginnt und alles zu

guter Ordnung erschafft und bringt. Das „Schöpfungswort“ dagegen scheint eher der Schöpfungsgeschichte des Johannes-Evangeliums entnommen zu sein: „Am Anfang war das Wort“ (Joh. 1,1). Das Licht spielt in beiden Schöpfungsgeschichten eine zentrale Rolle, und so steht es auch in der Andresschen Formulierung vor der „Ordnung“. Unterstreichen soll dieses kleine Bild den zuvor beschworenen „magischen Klang“ des Wortes „Solidarität“. Andres selber weist, wie bereits gesagt, daraufhin, dass das Wort „Solidarität“ im Sozialismus ein feststehender Begriff ist. Möglicherweise weckt er deshalb bei seinen Zuhörern zunächst negative Empfindungen, die Andres geschickt durch die Verknüpfung des Wortes mit der bekannten biblischen Schöpfungsgeschichte auffängt und entschärft. Im vorangegangenen Satz spricht er zudem von der „sozialen Kampfzeit“ der Arbeiterbewegung und verweist auch damit schon auf gemeinsame – dieses Mal politische – Wurzeln.

Geradezu zwangsläufig erscheint der Gottesbezug im Zusammenhang mit den Ausschnitten, die Andres aus dem Kleistschen *Katechismus der Deutschen* zitiert. Schon allein deshalb, weil Kleist eine klare Ordnung seiner Werte explizit wie folgt darlegt: „Gott, Vaterland, Kaiser, Freiheit, Liebe und Treue, Schönheit, Wissenschaft und Kunst.“<sup>332</sup>

Aus diesen Werten hebt Andres neben Gott und Vaterland noch die Freiheit besonders hervor, denn schließlich ist es das, was die Aufständischen des 17. Juni rufen: „Freiheit!“

Die Freiheit erscheint noch an einer anderen Stelle, an der sich Andres nicht mehr auf Kleist oder eine andere Quelle beruft, sondern alleine auf seinen Glauben: „Es ist sicherlich wahr: die Freiheit ist der Hauch Gottes [...]“. Mit dieser eigenen Überzeugung gibt er Kleist Recht, der Gott und Freiheit in seiner Werteskala nahe zusammenbringt. Aber Andres zieht daraus, nicht zuletzt aufgrund der veränderten kriegerischen Mittel seiner Zeit, einen anderen Schluss als Kleist, der in seinem *Katechismus* schreibt: „Also auch, wenn alles unterginge, und kein Mensch, Weiber und Kinder mit eingerechnet, am Leben bliebe, würdest du den Kampf noch billigen? Antwort: Allerdings, mein Vater.“<sup>333</sup> Andres dagegen fordert die vaterländische

---

<sup>332</sup> Vgl. Kleist: *Katechismus der Deutschen* (s. Anm. 326), S. 356 (Achstes Kapitel: Von der Erziehung der Deutschen).

<sup>333</sup> Vgl. Kleist: *Katechismus der Deutschen* (s. Anm. 326), S. 360 (Sechzehntes Kapitel: Schluß).

Solidarität, die zu einer Wiederherstellung und damit zu einer Wiedervereinigung Deutschlands führen soll, damit der Frieden in Europa erhalten bleibt.

Am Rande sei bemerkt, dass auch der Teufel als Gegenspieler Gottes in der Andresschen Rede erscheint, an einer nicht sehr exponierten, aber dennoch bezeichnenden Stelle. Andres spricht von den Folterkellern der DDR als den „Stätten perfekter Staatsteufelei“, und genau das sind sie auch: Plätze, an denen die menschlichen und die göttlichen Werte und Rechte missachtet und mit Füßen getreten werden.

## **Wiederherstellung und Wiedervereinigung**

Einen deutlichen Unterschied macht Andres zwischen der inneren Wiederherstellung Deutschlands und einer Wiedervereinigung, die seiner Meinung nach nur der zweite Schritt sein kann. Zum ersten Mal weist er auf diesen Unterschied bereits zu Beginn seiner Rede hin: „Wenn wir darum von Wiedervereinigung sprechen, sollten wir uns dessen bewußt sein, daß die Wiederherstellung Deutschlands gemeint ist. Sie allein ist der Weg und der Sinn der Wiedervereinigung.“ Kurz deutet er den Verlauf dieses Weges an: „Das ist ein Vorgang, der im Großen dem entspricht, was am 17. Juni im Kleinen geschah.“

Erst gegen Ende seiner Rede greift er diesen Gedanken auf und präzisiert, was er unter der „Wiederherstellung“ versteht, nämlich, die Wiederherstellung Deutschlands zu einem „christlichen und humanen Staatsgebilde“.

Wieder steht der Staat bei Andres im Mittelpunkt der Betrachtung, denn zum einen müsse „der Staat sich selber von innen her so weit abbauen, als es die Wiederherstellung Deutschlands [...] erfordert“, zum anderen sei wichtig, dass in

„jenen Gebieten [...], wo die wesentlichen Aufgaben des Staates liegen, wo also seine Autorität und Macht von niemandem eingeengt und bestritten werden darf, [...] der Umfang dieser seiner Autorität dem Umfang seiner allgemeinen Gerechtigkeit und der geistigen Erleuchtung seiner Zielsetzung entsprechen“

muss. In einer beeindruckenden Aufzählung von mehr oder weniger konkreten Voraussetzungen, die für die Wiederherstellung Deutschlands

erfüllt sein müssen, versucht Andres seine Zuhörer aufzurütteln und ihnen deutlich zu machen, wie viel die Frage der Wiedervereinigung und wie viel der Aufstand vom 17. Juni mit jedem einzelnen Bundesbürger zu tun hat, der jeder seinen Anteil leisten kann (man beachte das stellenweise gebrauchte „wir“ im folgenden Zitat): Eine Wiederherstellung Deutschlands gibt es nur,

„wenn die Jugend aus ihrer allzu begreiflichen staatsbürgerlichen Gleichgültigkeit heraustritt;  
wenn die Staatsvergötzer und nationalistischen Hinterwäldler, ob sie nun von links oder rechts auftreten, das Gesetz im demokratischen Staat fürchten lernen;  
wenn die immer noch anschwellende Verwaltungslawine von oben durch die Selbstverwaltung von unten abgesichert wird;  
wenn alle Parteien zusammen mit der Regierung an der Hervorbringung einer überparteilichen, nationalen Willensrichtung arbeiten und es nie zulassen, daß eine Partei diese politische Meinungsbildung als ihr Monopol betrachtet;  
wenn die Geistlichen aller Konfessionen zusammen dieselbe Brücke einweihen;  
wenn die Geschichtslehrer in den Gymnasien unserer Jugend die ganze Wahrheit über das dritte Reich und den 20. Juli mitzuteilen sich nicht scheuen und sich auch vor Sanktionen feinerer Art nicht fürchten müssen;  
wenn wir Westdeutschen Bonn sagen und Berlin dabei meinen;  
wenn wir nicht mehr fragen: war er ein Nazi oder steht er links, sondern den Mann ausschließlich nach den Äußerungen seiner Menschlichkeit beurteilen;  
wenn die westdeutsche Regierung, sich etwa die französische in diesem Punkt zum Vorbild nehmend, eines Tages davon überzeugt ist, daß ein Volk nicht nur durch Politiker, Diplomaten, Wirtschaftsleute und Generäle dargestellt wird, sondern ebenso durch die Männer des geistigen Lebens;  
wenn – und es gibt noch zahlreiche wenns! – wenn dieses alles erreicht und die vaterländische Solidarität in allen und zwischen allen Ständen und Berufen erwacht und alle Deutschen mit Deutschland verbindet [...].“

Wenn alles dies erfüllt sei, ist Andres sich sicher: „dann übt die Bundesrepublik eine solche Anziehungskraft aus, daß sie wie ein Stern seinen Mond, die Ostzone einfach durch ihre seinsmäßige Schwerkraft in sich hineinreißt“. Zugleich warnt er aber auch: „Ohne diese innere Wieder-

herstellung gibt es keine Wiedervereinigung, und gäbe es sie selbst, wäre sie für Deutschland und Europa kein Gewinn.“

### **„Begeisterung“**

Nicht von ungefähr kommt es, dass das Wort „Begeisterung“ den letzten Absatz der Andres-Rede bestimmt. Mit der gerade zitierten Aufzählung der zu erfüllenden Voraussetzungen für eine Wiederherstellung Deutschlands versuchte Andres sicherlich, die Menge zu begeistern. Interessant ist deshalb, dass das Wort „Begeisterung“ auch schon am Anfang der Rede stand:

„[...] unsere Gegner von gestern wissen es genau und rechnen mit dieser Tatsache, daß unser Parlament und unsere Regierung die Wiedervereinigung als eine Sache exakter Kabinettpolitik betrachten und sie gegen die Begeisterung des Volkes wie gegen eine Gefahr abschirmen“.

Doch gleich im nächsten Moment macht Andres deutlich, dass es mit der Begeisterung unter der westdeutschen Bevölkerung nicht sehr weit her ist. Er zitiert einen „aus der Trägheit des Herzens urteilenden Menschen“: „Ach richtig, der 17. Juni! Dann halten Sie also Ihre Rede, verherrlichen Sie einen von außen organisierten und provozierten Arbeiterkrawall und bilden Sie sich nur ein, etwas für die Wiedervereinigung getan zu haben.“

Jetzt jedoch, am Ende seiner Rede, nachdem er dargestellt hat, dass es keineswegs nur eine „Rebellion aus Hunger“ war, die zwar heldenhaft gewesen wäre, aber kein „Leitbild“ hätte abgeben können, nachdem er durch eine lange Kette mehr oder weniger konkreter Benennungen von notwendigen Veränderungen versucht hat, jeden Einzelnen aufzurütteln, an dieser Stelle versucht Andres, es scheint ihm wohl der letzte noch notwendige Schritt, seiner Zuhörerschaft die Angst vor der eigenen Begeisterung zu nehmen:

„In unserer Zeit ist die Begeisterung selten geworden, vor allen Dingen die Begeisterung im öffentlichen Leben. Sie wurde von den Regierenden des dritten Reiches auf das Schämlichste mißbraucht. Umso dankbarer müssen wir den Männern und Frauen des 17. Juni sein, daß sie durch die Tat rein sittlicher Empörung uns, die hilflosen Zuschauer, mit einer Begeisterung erfüllten, die ebenso schmerzlich wie mutverleihend ist.“

## Die Rolle der Schriftsteller

Hart und unvermittelt geht Andres mit seinen ostdeutschen Schriftstellerkollegen ins Gericht. Zunächst weist er deutlich daraufhin, dass es „einfache Leute aus dem Volk, kaum fähig die Empörung ihrer zertretenen Herzen in Worte zu fassen“, sind, die „die Sache des Menschen“ verfechten. Wie sie als „Helden“ dem unmenschlichen Staat entgegentreten und wie furchtbar dieser Aufstand endet.

An dieser Stelle sagt Andres: „Die Schriftsteller der Ostzone, jene, die drüben Rang und Namen haben, schwiegen oder sie standen sogar dienst-eifrig auf der Seite des Staates.“ Dies erinnert ihn in fataler Weise an die Haltung der Schriftsteller in der jüngsten deutschen Vergangenheit: „Damit nahmen sie an den Verbrechen des Staates auf dieselbe Weise teil wie die der Machthörigen Schriftsteller des dritten Reiches, welche sie doch einst vom Ausland her – und mit recht! – so tief verachteten.“ Im nächsten Satz schränkt er seinen Angriff gegen alle ostdeutschen Schriftsteller allerdings ein, wenn er nicht mehr allgemein „die Schriftsteller“ sagt, sondern „die meisten“: „Seit dem 17. Juni können die meisten ostzonalen und Nazi-Schriftsteller einander endlich das brüderliche Du anbieten.“ Und weiter: „Wir aber wissen nunmehr, was wir von den Trommlern und Revolutionären ohne Transzendenz zu halten haben.“

## Die kurze Fassung der Rede

Die *Süddeutsche Zeitung* druckte eine verkürzte Fassung der Rede am Morgen des 16. Juni 1956 ab und kündigte dabei auch den Auftritt von Stefan Andres am Abend auf dem Marktplatz an.

Wie aus dem in Marbach vorliegenden Manuskript<sup>334</sup> ersichtlich ist, wurde die Kürzung nicht von der Redaktion, sondern von Andres selber vorgenommen, der auch zwei Zwischenüberschriften einfügte.

Die Kürzung der Rede erreicht Andres vor allem durch das Streichen des Mittelteils. Der Anfang und das Ende der Rede werden – bis auf wenige kleine Ausnahmen – wörtlich übernommen. Andres beginnt wieder mit dem Zitat aus Kants *Katechismus der Deutschen*: „Wozu haben die Deutschen, die erwachsen sind, jetzt allein Zeit? Antwort: Das Reich, das zertrümmert

---

<sup>334</sup> S. Anm. 324.

war, wieder herzustellen. Frage: Und die Kinder? Antwort: Dafür zu beten, daß es ihnen gelingen möge.“<sup>335</sup> Daran anschließend erläutert Andres, dass Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg „unvergleichlich gefährdeter dasteht als zur Zeit Napoleons.“ Er beklagt das mangelnde Interesse vieler Westdeutscher an der deutschen Wiedervereinigung und stellt die „ihre Ohnmacht in vorbildlicher Gelassenheit tragenden Drückeberger“ den Arbeitern gegenüber, die unter Einsatz ihres Lebens ihre staatsbürgerlichen Rechte einforderten. Diesen Absatz rahmt Andres durch die einzigen Formulierungen ein, die sich in der langen Version nicht finden, da sie hier als Zwischenüberschriften fungieren. Zum einen fordert er: „In Frieden und Freiheit leben“ und zum anderen beschwört er: „Ihre Tat war keine Torheit!“ (gemeint ist natürlich der Aufstand vom 17. Juni).

Kurz geht er auf die von den „politischen Fachleuten“ genannten vermeintlichen Gründe für den Aufstand ein. Wieder kommt er zu dem Schluss: „Daß aber heute im Zeitalter des Elektronenhirns und der perfekten Kalkulation Menschen einen oder zwei Tage Freiheit sich mit Tod, Folter und Kerker erkaufen, das kann sein Verstand [„des politischen Pragmatikers“] nicht mehr annehmen, es ist für ihn eine Torheit.“ Während Andres gerade noch, durch den neuen Einschub, betont, dass es sich nicht um eine Torheit handelte, macht er sich diesen Ausdruck nun zu eigen und fährt fort : „Wir aber [...] kamen [...] zusammen, um diese Torheit zu begreifen [...].“

Wichtig ist Andres auch der letzte Teil seiner Rede, in dem er die Bedingungen für eine Wiederherstellung Deutschlands aufzählt (s.o.). Der Artikel endet mit dem Satz: „Ohne diese innere Wiederherstellung gibt es keine Wiedervereinigung!“ Die Ausführungen über die notwendige Begeisterung fehlen.

Die sorgfältig ausgeführte Argumentation über die „vaterländische Solidarität“ und den Unterschied zwischen „Wiederherstellung“ und „Wiedervereinigung“ fehlt ebenso wie die Gedanken über das Verhältnis zwischen „Mensch“ und „Staat“.

---

<sup>335</sup> Vgl. Kleist: Katechismus der Deutschen, (s. Anm. 326), S. 353 (Viertes Kapitel: Vom Erzfeind) [Andres nennt es das „Kapitel über die Zerstörung Deutschlands“].



## Reaktionen

In einem Artikel der *Allgemeinen Zeitung* anlässlich der Feierstunde zum 17. Juni 1957 in Bad Kreuznach wird vermerkt, die Rede von Andres in Bonn habe für „großes Aufsehen“ gesorgt. Damals habe Andres betont – und das scheint besonders bemerkenswert zu sein – „was am 17. Juni in Ostberlin und der Zone geschehen sei, stimme nicht zum Schema des Massenmenschen. Der Mensch sei aufgestanden und habe Zeugnis abgelegt für den Menschen.“<sup>336</sup>

---

<sup>336</sup> Vgl. Stefan Andres im Großen Kursaal: „Unsere eiserne Ration Hoffnung ist so gering...!“  
Feierstunde zum Tag der Einheit / Einheit des Geistes dringend erforderlich / Die Frage  
des Kompromisses. In: *Allgemeine Zeitung Bad Kreuznach*, 17. / 18. Juni 1957, S. 4.

## 4. 17. Juni 1957, Bad Kreuznach / Osnabrück

Die hier zu betrachtende Rede hielt Andres 1957 an zwei verschiedenen Orten. Zunächst sprach er am Vorabend des 17. Juni in Bad Kreuznach. Dort hatte das Kreiskuratorium „Unteilbares Deutschland“ im Großen Kursaal zu einer Feierstunde geladen. Im Mittelpunkt dieser Feierstunde, die vom MGV Kreuznach „Liedertafel“ „würdig umrahmt“ wurde, stand seine Rede.<sup>337</sup>

Dieselbe Rede hielt er einen Tag später anlässlich einer Kundgebung auf dem Marktplatz von Osnabrück vor mehreren hundert Zuhörern. Von der Rathustreppe herab sprachen vor Andres der Sprecher des Stadtjugendringes Eberhard Werner und für das Ortskuratorium „Unteilbares Deutschland“ der Landgerichtsdirektor Schorn. Am Nachmittag vor der Rede war Andres von Stadtdirektor Voßkühler im Friedenssaal des Rathauses empfangen worden und hatte sich in das Goldene Buch der Stadt eingetragen.<sup>338</sup>

Die Analyse der Rede bezieht sich auf das Typoskript, das sich im Deutschen Literaturarchiv in Marbach befindet.<sup>339</sup>

Um die Geschehnisse des 17. Juni 1953 geht es in dieser Rede nur am Rande. Wichtig ist Andres zu zeigen, was geschehen muss, vor allem auf westdeutscher Seite, um die Wiedervereinigung Deutschlands voranzubringen. Der zentrale Begriff in dieser Rede ist die „Einheit des Geistes“.

### Die Einheit des Geistes

Zunächst lässt Andres den Ausdruck ohne nähere Erklärung stehen und bemerkt gleich zu Beginn, es handele sich hier nur um eine „Idee“, ein Ziel, das zwar „unerreichbar“ sei, dem man aber zustreben müsse, denn alles andere bedeute einen Rückfall in „Chaos und Untergang“.

---

<sup>337</sup> Vgl. Stefan Andres im Großen Kursaal. In: *Allgemeine Zeitung Bad Kreuznach* 17./18. Juni 1957, S. 4.

<sup>338</sup> Vgl. Tag der deutschen Einheit. Kundgebung auf dem Markplatz – Wichtig sind die persönlichen Begegnungen. In: *Neue Tagespost / Osnabrücker Stadtanzeiger* 19.6.1957 (12. Jg., Nr. 139), S. 3.

<sup>339</sup> DLA: A: Andres. Prosa. Konv. Politische Beiträge „Der Mensch inmitten der Dämonien dieser Zeit“ [17.6.1957]. Alle folgenden, nicht anders gekennzeichneten Zitate, stammen aus dieser Quelle.

## Geist

Erst nach dieser düsteren Prophezeiung versucht Andres das Wesen des „Geistes“ näher zu erläutern. Dazu benutzt er das Bild des Wassers:

„Wie die Quelle ein Ganzes ist und alle Tropfen im Gefälle zusammenhält und weitergibt, ebenso ist der Geist seinem Wesen nach Ganzheit, in der alle Kräfte und Regungen der Seele und des Verstandes Fassung und Form erhalten, Ziel und Richtung, Maß und Grenze. Und wie die lichte Quelle aus der dunklen Felsenhöhle entspringt, so der Geist aus dem Dasein. Weiter: wie das Wasser den Geschmack des Bodens, den es durchfließt, annimmt, so wird der Geist in seiner Art bestimmt durch das Bett des Daseins, welches in jedem Menschenleben anders ist, eigens ja einzigartig. In diesem seinem Schicksalsbett, in welchem der Geist ebenso das Dasein gestaltet wie dieses ihn rückwirkend färbt und formt, empfängt der Geist seine ihm persönliche Temperiertheit, seinen Charakter, seine Vitalität, seinen schleichenden, beschaulichen oder stürzenden Lauf, seine melancholische Getrübtheit oder seine kristallische Durchsichtigkeit bis auf den Grund.

Im letzten Stadium unseres Vergleiches sehen wir dann den Strom des Geistes in seinem sehnsüchtigen Heimgang zum ewigen Anfang: es ist das Ur-Eine, was den Geist erwartet. Von hier gesehen erscheint der sehnsüchtige Erkenntnisdrang des Geistes als Sog aus dem Unendlichen; von hier aus begreifen wir seinen, ich möchte sagen, liebenden Drang, alles auf alles zu beziehen, ja alles mit allem verstehend zu verbinden, seinen Drang also zur Einheit.“

Es geht um die Gedankenvorstellungen jedes einzelnen Individuums, die sich an den persönlichen, geschichtlichen, gesellschaftlichen und politischen Gegebenheiten der Zeit gebildet haben.

Im nächsten Absatz geht Andres einen Schritt weiter und fragt nach dem „Geist des Volkes“. Entscheidend für dessen Ausbildung sei, so Andres, eine „Potenzierung“ des Geistes „durch den geheimnisvollen Exponenten schöpferischer und genialer Personen“. Das Fehlen bzw. das Nichtwahrnehmen solcher „Geiststräger“ führe zur „Selbstdämonisierung“ des Volkes, wie man es in Deutschland zur Zeit des dritten Reiches gesehen habe und wie man es auf der anderen Seite der Grenze noch immer beobachten könne.

## Einheit des Geistes

Aus der Tatsache, dass die Westdeutschen „im Besitz [der] Bürger- und Menschenrechte leben“, leitet Andres die Pflicht ab, den „deutschen Landsleuten im Osten zu den gleichen Rechten und Freiheiten im gleichen Vaterlande zu verhelfen.“ Dazu sei es nötig, die „Einheit des Geistes“ aufrechtzuerhalten. Sollte die Aufrechterhaltung dieser Einheit nicht möglich sein, drohe die endgültige nationale Spaltung, und die Wiedervereinigung wäre unmöglich.

Dabei ist die „erste und vornehmste“ Verpflichtung die, die „künstliche Geschlossenheit des geistigen Raumes in den abgetrennten Gebieten zu durchbrechen und mit den Ideen der freien westlichen Welt zu erfüllen.“

Als herausragende Kennzeichen des „Geistes des Westens“ nennt Andres Weltoffenheit und Toleranz. Er erinnert daran, dass der „Geist des Westens“ vom „Geist des Abendlandes“ „beseelt“ ist. An dieser Stelle zitiert Andres Josef Pieper, der in diesem Zusammenhang den Ausdruck von der „auf Theologie gegründeten Weltlichkeit“<sup>340</sup> geprägt hat. Die Säkularisierung seit dem 16. Jahrhundert hatte allerdings, neben positiven Folgen, auch die Auswirkung, dass sich durch die „Trinität von Wissenschaft, Wirtschaft und Politik“ eine „Religion der Welterlösung“ herausgebildet hat. Hier setzt Andres' Kritik an seinen westdeutschen Mitbürgern ein. Eindringlich warnt er davor, den Osten mit einer moralischen Herablassung zu betrachten. Viele Ansätze des „dogmatischen glaubensbrüstigen ungläubigen Totalwissens“ des Ostens stammten aus dem Westen. Namentlich nennt er an dieser Stelle Nietzsche und Hegel.

Diese Überlegungen führen ihn zu dem Schluss: „Wir sehen: die Einheit des Geistes besteht sogar zwischen West und Ost, wenn auch noch zur Zeit ausschließlich im Bereich der Torheit und der Bosheit.“

Deutlich formuliert Andres dagegen, was er unter der „Einheit des Geistes“ versteht: die „gemeinsame Anerkennung von Ideen und Prinzipien“.

Ebenso deutlich sagt er, was er nicht darunter versteht: „Das in sich geschlossene, aller wahren Kommunikation feindliche System einer totalen Ideologie, wie sie im historischen Materialismus vorliegt.“

---

<sup>340</sup> Vgl. Josef Pieper: Was heißt „Christliches Abendland?“. In: Ders.: Tradition als Herausforderung. Aufsätze und Reden. München 1963, S. 45. Aus welcher Quelle Andres dieses Zitat entnommen hat, ist noch unbekannt.

Hier ist es wichtig, auf eine Unterscheidung hinzuweisen, die Andres in seiner Rede aufzeigt und die an dieser Stelle von Bedeutung ist:

### **Idee und Ideologie**

Wie bereits erwähnt, spricht Andres von der „Einheit des Geistes“ als einer „Idee“. Während der Begriff „Idee“ bei ihm durchweg positiv besetzt ist und konsequent in positiven Zusammenhängen eingesetzt wird, steht diesem der Begriff der „Ideologie“ gegenüber. Ideologien sind für Andres „aller Transzendenz entleerte, für den Zweck fertigmachte, also tote Ideen“. Und weiter: „Ideologie hat es überhaupt nicht mehr mit der Wahrheit zu tun, mit der Übereinstimmung eines geistigen Gegenstandes mit der Idee“. Nur am Rande geht Andres darauf ein, dass sich „nirgendwo in der Welt Ideologien so offen darstellen und so orthodox gebärden“ wie im Osten. Wichtiger ist es ihm, darauf hinzuweisen, dass auch der Westen „ideologisch verseucht“ ist. Hart ins Gericht geht er mit dem „in alles hineinregierenden Kapitalismus“ und der „Tyrannei des Lebensstandards, die als das amerikanische Evangelium langsam die westliche Welt erobert“. Deutlich zu erkennen ist hier das Bemühen, Ost und West nicht zu vergleichen – weil sie nicht vergleichbar sind – aber auf eine Ebene zu stellen. Niemand im Westen sollte das Gefühl haben, sich über den Osten in moralischer Hinsicht erheben zu können. Bereits zu Beginn seiner Rede hatte Andres gefordert, die Wiedervereinigung Deutschlands und Europas nicht den Politikern zu überlassen, sondern sie auf menschlicher Ebene zu suchen. Und genau auf dieser menschlichen Ebene spielt sich das ab, was er die „Einheit des Geistes“ nennt. Auf dieser menschlichen Ebene befinden sich Ost und West auf Augenhöhe.<sup>341</sup> Ist diese Ansicht für einige seiner Zuhörer schon eine Zumutung, so geht Andres am Ende seiner Rede sogar noch einen Schritt weiter, wenn er sagt:

„[...] mit Ideologien lassen sich Ideologien nicht widerlegen, so wenig wie die Atombombenversuche des Ostens mit den Atombombenversuchen des Westens gestoppt werden können.“

Gefragt ist demnach etwas anderes:

---

<sup>341</sup> In diesem Zusammenhang sei auf Andres' Ausführungen zum Thema „Mensch“ in seiner Rede vom 17. Juni 1956 in Bonn verwiesen.

## Der Kompromiss

Im „Vertrauen in den Geist des Westens“ mit seiner toleranten und welt-offenen Grundhaltung sollte der Westen den ersten Schritt wagen und das „Höllenschloß“ schließen, „aus dem uns das Ende unserer Welt entgegenwahrt“. Vorsichtig formuliert Andres diese Forderung nicht als Ausruf, sondern als Frage. Bevor er das Wort „Kompromiß“ einführt – und sogleich Rückendeckung bei Karl Jaspers sucht – bereitet er seine Zuhörer auf diese Zumutung vor. Drastisch stellt er ihnen die Folgen ihres Handelns vor Augen: „Entweder geht die Bewegung der Mächte auf die Einheit des Geistes zu, oder die Spaltung reißt alles auseinander und allein das Chaos bleibt zurück.“ Angesichts dieser Alternative fordert Andres eine Toleranz, zu der allein der westliche Geist als „Erbe des abendländischen Geistes“ in der Lage sei. Es geht für ihn darum – er nennt Benjamin Franklin hier als Kronzeugen<sup>342</sup> – „Toleranz gegenüber der anderen Meinung zu fordern und zu üben“. Ohne Zweifel in dieser Zeit eine gewagte Forderung an seine Mitbürger und die Politiker, zumal er weiter erklärt, dass es nicht darum geht, die „Meinung des andern wie eine Unwahrheit [zu] dulden, sondern als eine Ansicht, die ich zwar heute noch nicht teile, die ich aber gegenwärtig halte, um sie zu prüfen und morgen vielleicht als meine Wahrheit anzunehmen und zu verteidigen.“ Wichtig sei darüber hinaus – auch hier bezieht Andres sich auf Franklin – dass die Politik „jeden Anflug von Absolutismus und Autoritarismus vermeide.“<sup>343</sup>

Erst jetzt bringt er den Begriff „Kompromiß“ ins Spiel. Er zitiert Jaspers, der den Kompromiss als

„eine Weisheit bezeichnet, die sich sagt, daß jeder noch so sachgemäße Standpunkt darauf vorbereitet sein sollte, eines Tages doch widerlegt zu werden. Das Gute bedarf der Ergänzung durch das weniger Gute. Damit dies alles gelingt, ist notwendig die fortwährende Kunst, miteinander zu reden.“

Ein Kompromiss darf dabei keinesfalls eine „Selbstaufgabe“ sein. Entscheidend ist die „Ebene“, auf der der Kompromiss geschlossen wird,

---

<sup>342</sup> Wörtlich sagt Andres: „So laßt uns [handschriftl.: liebe Zuhörer] etwa nach dem Beispiel Benjamin Franklins, der diesen westlichen Geist auf eine besondere Weise besaß und mitformte, Toleranz gegenüber der anderen Meinung fordern und üben [Reihenfolge der letzten drei Worte nach der handschriftl. Korrektur].“

<sup>343</sup> Die genaue Quelle dieses Zitates ließ sich nicht ermitteln.

und hier sieht Andres durchaus problematische Gegebenheiten, auf die der Westen keinen Einfluss hat:

„Die östlichen Ideologen können, wenn es ihren Zielen dient, jeden Kompromiß schließen, sie sind durch keine Wahrheit, keine Treue und durch keine Verantwortung ihrem Volk gegenüber gebunden.“

Dennoch beschwört Andres seine Mitbürger, kein „Gefühl der Unversöhnlichkeit“ aufkommen zu lassen.

Waren die bisherigen Ausführungen Andres' für die Zuhörer schon schwer nachvollziehbar, so setzt er jetzt unter dem Stichwort „Kompromiß“ noch eine Schlussfolgerung dazu, indem er in Aussicht stellt, dass nach einer Wiedervereinigung eine kommunistische Partei im Bundestag sitzen könnte, und sollte diese „nur ein ökonomisches Prinzip inmitten der anderen ökonomischen Prinzipien mit parlamentarischen Mitteln“ vertreten, dann wäre hier ein „Kompromiß nicht nur erlaubt, sondern notwendig“.

Nicht viele seiner Zuhörer und Mitbürger dürften im Jahre 1957 diese Meinung geteilt haben. Dies wird auch aus der Kommentierung im *Osnabrücker Stadtanzeiger* deutlich:

„[...] im politischen Bereich sollte auch ein Dichter nicht zur Begriffsverwirrung beitragen. Nur aus der ungenügenden Abgrenzung der Begriffe ‚Ideologie‘ und ‚Idee‘ konnte er wohl zu solchen Formulierungen über den Kompromißbegriff kommen (die dann unversehens politisch wurden), wie es die Äußerungen über eine mögliche kommunistische Partei zeigten, als er sagte, eine solche Partei könnte in einem wiedervereinigten Deutschland eine bestimmte ‚Idee‘ verkörpern, ohne zu bedenken, daß alle kommunistischen Parteien der Welt ideologisch gebunden sind.“<sup>344</sup>

Tatsächlich aber hatte Andres gerade mit diesem Beispiel auf die im Westen mögliche Toleranz und Weltoffenheit, die er zuvor als Werte des westlichen Geistes benannt hatte, hinweisen wollen. In der Erkenntnis der gemeinsamen Wurzeln in Ost und West müsste es den Menschen, so Andres' Überzeugung, möglich sein, sich in einem gemeinsamen Land trotz unterschiedlicher politischer Überzeugungen zu vereinen. Tatsächlich jedoch geht Andres von der Annahme aus, dass es sich bei einer auf diese Weise getragenen, kommunistischen Partei um eine Partei handelt, die keine „Klassendiktatur“ zu verwirklichen gedenkt. Die Erfüllbarkeit dieser

---

<sup>344</sup> Vgl. Tag der deutschen Einheit. Kundgebung auf dem Marktplatz. In: *Neue Tagespost / Osnabrücker Stadtanzeiger* 19.6.1957, S. 3.

Prämisse konnte man allerdings Ende der 50er Jahre mit Blick auf die Ostblockstaaten mit Fug und Recht in Abrede stellen.

## **Der äußere Rahmen der Rede**

Bereits zu Beginn wurde darauf verwiesen, dass Andres den eigentlichen Aufstand vom 17. Juni nicht thematisiert, sondern nur als „Auhänger“<sup>345</sup> benutzt. Folgerichtig taucht das Ereignis deshalb nur am Anfang und am Ende seiner Rede auf, zusammen mit zwei anderen wichtigen Worten: „Zukunft“ und „Mensch“.

Die Rede beginnt mit folgendem Satz:

„Im Bereich der Politik geschieht selten etwas, das uns den Menschen groß und schön zeigt und uns in Hinsicht auf unsere Zukunft Hoffnung schöpfen läßt.“ Doch zwei Ereignisse zeigen etwas anderes. Zweimal gab es „Aufstände des Menschen gegen den Dämon Staat“: am 20. Juli 1944 und am 17. Juni 1953.

Während es innerhalb der Rede offen oder unterschwellig, wie gezeigt, immer wieder um die menschliche Ebene geht, auf der sich Ost und West begegnen müssen, rückt Andres am Ende noch einmal konkret den Aufstand vom 17. Juni ins Blickfeld – um daraus eine Zukunftsvision zu entwickeln:

„Die Männer und Frauen des 17. Juni waren Kommunisten und Sozialisten und forderten den Sozialismus, aber einen anderen als den real existierenden. Für sie ist der Sozialismus eine neue, humane Gesellschaftsform, in welcher der Mensch ohne Hunger und Furcht in persönlicher Unabhängigkeit und sozialer Sicherheit leben kann.“

Das ist auch – nach Andres' Meinung – für Westdeutschland von Bedeutung, denn: „Auf dem Weg in diese neue Zukunft gingen sie uns voraus – in ein neues, zur Einheit des Geistes strebendes Deutschland und Europa.“

Mit diesem Satz schließt sich der Kreis, den die Rede um die „Einheit des Geistes“ beschreibt, denn das Bild des Aufbruchs, entstanden aus dem aussichtslosen Aufstand des Menschen gegen die Diktatur, gehört sicherlich zu den Gelegenheiten, die den Menschen „groß und schön“ zeigen.

---

<sup>345</sup> Siehe hierzu im folgenden Kapitel die Reden vom 20. Januar 1957 in Germersheim und die Rundfunkansprache vom 29.12.1956.



## **Exkurs**

In der Rede findet sich ein Exkurs, der den oben skizzierten Argumentationsverlauf über die „Einheit des Geistes“ unterbricht.

Er bezieht sich auf die Sowjetunion und die Ostblockstaaten. Andres weist daraufhin, dass diese „Satelliten-Staaten“ den Russen nicht feindlich gesinnt waren, von ihnen aber dennoch unterworfen wurden: „[...] die großen Zwei [haben] dem großen Dritten diese Völker leichthin über[lassen]“. Die Lage dieser Länder erscheine auf den ersten Blick schlimmer, als die der Deutschen, die zur Hälfte in Freiheit leben, aber auf die Gefahr, die von dieser Spaltung für die Einheit der Deutschen und Europas ausgeht, verweist Andres nicht nur an dieser Stelle. Auch die hier nur angedeutete Schuld der Westalliierten an der Spaltung kommt bei Andres immer wieder zur Sprache.

An diesen kleinen Exkurs schließt Andres die Beantwortung einer zur damaligen Zeit häufig gestellten Frage an: Warum kann der deutsche Osten nicht zu „einem neuen Staat mit einem nationalen Sonderleben“ nach dem Vorbild z. B. Österreichs werden? Seine Antwort ist zweiteilig: zum einen sollte man „nationale Gebilde“ nicht zerschlagen, weil dies die Einigung Europas kompliziert oder vielleicht unmöglich machen könnte. Zum anderen wäre der Osten gezwungen, „seine nationale Existenz auf dem Glacis der sowjetischen Machfestung zu errichten“. Eine Wiedervereinigung Deutschlands wäre damit unmöglich und die Menschen im Osten wären zudem gezwungen, „gegen ihren offen und tapfer bekundeten Willen nun für immer unter Ideologie gebeugt [zu werden], die ihnen wesensfremd und verhaßt ist.“

## **Christliche Motive**

Bereits zu Beginn der Rede wird deutlich, dass ihre Basis ein christlich geprägtes Welt- und Menschenbild ist. Andres zitiert Angelus Silesius, der den Menschen „das größte Wunderding“<sup>346</sup> nennt. Deutlich formuliert Andres im Laufe der Rede, auf welcher Basis die deutsche Gesellschaft ruht. Er spricht vom „Geist des Westens“, der seinerseits vom „Geist des

---

<sup>346</sup> Vgl. Angelus Silesius: Der Cherubinische Wandersmann. Mit einem Nachwort von Walther Ziesemer. Krefeld 1948, Nr. 70: Der Mensch, S. 118.

Abendlandes beseelt“ ist. Wie bereits erwähnt, zitiert er in diesem Zusammenhang Josef Pieper, der von „auf Theologie gegründeter Weltlichkeit“ spricht. Allerdings räumt Andres ein, dass sich der „Geist des Abendlandes“ durch die Säkularisierung teilweise verflüchtigt hat. Das hatte direkte Folgen für die christlich geprägte Gesellschaft. Zum einen, das vermerkt er positiv, leistete diese „durch christliche Wahrheiten ethisierte und humanisierte Gesellschaft“ das, was die Kirchen versäumt hatten: Menschenrechte, Befreiung der Arbeiter, Schaffung menschenwürdiger Lebensbedingungen für die breite Masse. Zum anderen, die negative Seite, hat sich das Denken aber von Gott abgewendet. Der Mensch ist „sich selbst Ursprung und Ziel geworden“.

Wie auch an anderen Stellen kontrastiert Andres die verlorene Gottesbindung zugleich mit dem göttlichen Gegenspieler: „Im selben Maße, als der Geist des Westens seiner christlich abendländischen Überlieferung untreu wurde“, gebärdete er sich zunächst „luziferisch gesetzgeberisch“. Am Ende steht dann die totale Umkehr der christlichen Wahrheit: Die Sowjets „vergöttern“ den „Dämon Staat“ und die Macht und machen diese Gottlosigkeit zum Fundament ihres Glaubens – ein Paradoxon. Als „Atomisierung unserer Überlieferung“ bezeichnet Andres den Versuch der Sowjets, „alle Fluchtlinien, die auf die Gottesebenbildlichkeit des Menschen zielen, aus dem Bilde des Sowjetmenschen zu tilgen“.

Aber der drohende Zeigefinger erhebt sich nicht nur gegen den Osten, sondern auch gegen den Westen: „Wir Kinder und Träger des westlichen Geistes müssen erkennen und eingestehen, daß wir – wenigstens unseren Taten nach! – nicht mehr auch nur annähernd das sind, als was wir uns gerne ausgeben: Christen, Humanisten, Abendländer.“ Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Andres hier ein Bild fortführt, das er ganz zu Beginn seiner Rede angefangen hat. Dort hieß es: „jede Idee ist ein Gotteslicht“. Folgerichtig spricht er nun davon, dass sich das „Bild“ des „abendländischen Vatergeistes verdunkelt“ hat, und „jeder Einzelne und jede Gruppe tappt in der Finsternis einer vollständigen Ideenlosigkeit dahin“.

Das Wettrüsten mit immer mehr und besseren Bomben prangert Andres an und spricht von „Teufelei“. Eine Assoziation des vorher von Andres angeprangerten „Dämons Staat“ dürfte sich hier nicht zufällig ergeben. Passend dazu fordert er darauf von seinen Landsleuten, mit diesem „teuflischen Unfug“ als erste Schluss zu machen und als erste das „Höllens-

loch“ zu schließen, aus dem uns „das Ende unserer Welt entgegenwabert“. Diesen Schritt nennt er eine „Tat mutiger Vernunft“ – wohl wissend, dass viele diese Forderung als unannehmbar empfinden. Auch deshalb holt Andres in seiner Argumentation nochmals aus und versichert, es sei keine Art von „Restauration“ gemeint mit dem, was er anstrebe, sondern es gehe um eine entschiedene Bewegung vorwärts „zu Gott hin, durch welchen allein uns jede Annäherung an die Einheit des Geistes möglich wird.“ Damit unterstützt er nochmals die bereits geschilderte Argumentationskette, dass der Westen sich auf seine abendländischen, sprich christlichen Wurzeln und Werte besinnen muss, um die Geschicke Deutschlands zum Guten zu wenden.

## **Streichungen**

An mehreren Stellen des Typoskriptes hat Andres Kürzungen vorgenommen. Da für den hier vorliegenden Text die bereits in Germersheim gehaltene Rede vom 20. Januar 1957 und die als Rundfunkansprache am 29.12.1956 gesendete Rede<sup>347</sup> als Grundlage dienten, musste das vorhandene Typoskript dem Anlass angepasst werden. Es fällt jedoch auf, dass die Mehrzahl der Streichungen den Argumentationsfluss verbessern.

Gleich zu Beginn gibt Andres zu, dass es ihm schwer fällt, diese Rede zu halten. Er sei am 17. Juni nicht dabei gewesen und bezweifelt, „ob überhaupt ein einziger Intellektueller dabei war“. Gestrichen hat er die darauffolgende Stelle: „Ich habe für die Wiedervereinigung nichts getan, als einige Reden gehalten. Und alle jene, die wie ich Reden hielten, werden mit derselben Niedergeschlagenheit gestehen müssen, daß unser Beitrag zur Einheit Deutschlands ungefährlich war und kein Opfer in sich schloß.“ Allerdings geht es hier weder um Andres persönliche Verdienste noch um die Frage nach Opfern, sondern um die Frage der Wiedervereinigung an sich, und von dieser will er auf keinen Fall ablenken.

Direkt nach der ersten Nennung seines zentralen Themas „Einheit des Geistes“ hat Andres zwei Sätze gestrichen: „Geist und Einheit sind sinn-schwere und vieldeutige Worte. Was wir aber sofort über die Einheit des Geistes aussagen können, ohne daß man uns widersprechen wird: [...]“<sup>348</sup>

---

<sup>347</sup> Genauere Hinweise zu diesen Reden s. folgendes Kapitel.

<sup>348</sup> Die Rede in Germersheim und die Rundfunkansprache beginnen genau mit diesen Sätzen.

Es erschien ihm, vermutlich zu recht, nicht ratsam, in einer Rede, die nur bei wenigen Zuhörern vollste Zustimmung gefunden haben dürfte, die Kritiker selbst auf Schwächen der Argumentation hinzuweisen. Stattdessen nimmt er die Begriffe als gegeben auf und definiert sie, wie oben gezeigt, an anderer Stelle in einer für die Argumentation sinnvollen Weise.

Die nächste längere Streichung bezieht sich auf die Ausführung zu folgendem Satz: „Weltverbesserer haben nun immer – und oft auch junge Menschen – die in vielfacher Hinsicht nicht ungefährliche Vorstellung, Probleme seien uns ungefähr wie Rechenaufgaben gestellt, also auf jeden Fall lösbar.“ Die gestrichene Stelle endet mit Auslassungszeichen. Ein Hinweis darauf, dass Andres bereits beim Schreiben der Rede das Gefühl hatte, hier könnte man weitere Gedanken anschließen, käme damit aber immer weiter vom eigentlichen Thema ab.

Wie gezeigt, kritisiert Andres immer wieder das Verhalten der Alliierten nach dem Krieg. Zu dieser Haltung passt eigentlich die nächste Bemerkung. Es geht um die Satelliten-Staaten, die „die großen Zwei dem großen Dritten“ überließen. Gestrichen hat Andres die Fortführung des Satzes: „als säße man beim Skat und würfe wertlos gewordene Karten ab, – und sie hielten sich, diese zwei Großen, gewiß für gescheite Spieler“. Möglicherweise erschien ihm dieses Bild angesichts des blutig niedergeschlagenen Aufstandes in der DDR doch unpassend, und zudem geht es ihm an dieser Stelle nicht um Kritik an den Alliierten, sondern um das „Ungleichgewicht des politischen Klimas“ zwischen Ost und West, das an sich eine Gefahr für die Wiedervereinigung und damit für den Frieden darstellt.

Wie sehr es Andres darum geht, sich an die Menschen zu wenden und sie in die Verantwortung für die Wiedervereinigung zu nehmen, zeigt die folgende Streichung. Andres ersetzt den Satz „Hier könnte ein Politiker dieser Art, dem das vereinigte Europa nur als Alibi seines geheimen Nationalismus dient, die Frage erheben [...]“ durch „Und es gibt Leute, sogar Deutsche, die nun fragen [...]“. Behandelt wird die Frage, warum der Osten Deutschlands nicht einen Status wie beispielsweise Österreich bekommen kann. Es sind nicht nur die Politiker, die sich mit dieser Frage nach der zukünftigen Rolle Deutschlands in Europa beschäftigen. Noch weniger kann man diese Frage auf eine Frage des Nationalismus beschränken.

Gestrichen hat Andres am Ende noch einen Exkurs über das Problem der sogenannten „Ko-Existenz“. Möglicherweise erschien ihm diese Abschweifung zu weitgehend. Dieser Exkurs beinhaltete einen harten Angriff gegen den Begriff „Ko-Existenz“. Andres spricht von einem „politischen Modewort einer aufgeputzten Banalität“. Es ginge nicht um die Frage, ob die Völker nebeneinander existieren, sondern wie das möglich sein soll. Er stellt fest: „[...] selbst die Elite der Ko-Existentialisten [hat] [...] mit vor Entsetzen weiß gewordener Nase zur moralischen Abschlachtung der ungarischen Freiheitskämpfer, die der physischen folgte, ein gutartikulierte Pfui nach Moskau geschickt“. Insgesamt geht dieser Einschub weit ab von den zuvor angefangenen Äußerungen über den Kompromiss. Im Sinne einer Straffung der Argumentation war diese Streichung sicherlich sinnvoll.

## 5. 1956 / 1957: Unteilbares Deutschland

Wesentliche Teile der Rede, die Andres zum 17. Juni 1957 in Kreuznach und Osnabrück gehalten hat, stammen aus einer Rede, die er Ende 1956 für das Kuratorium „Unteilbares Deutschland“ konzipierte. Das Titelblatt des Typoskripts<sup>349</sup> gibt folgende Informationen: „WESTDEUTSCHER RUND-FUNK, Abteilung Politik. Unteilbares Deutschland. Stefan Andres. Sendung: Samstag, d. 29.12.1956, 19.10 – 19.20. Die nachstehende Rede von Stefan Andres wurde im Dezember 1956 in Berlin bei der Tagung des Kuratoriums Unteilbares Deutschland gehalten. Der Westdeutsche Rundfunk brachte diese Rede in Auszügen in seiner Sendung „Unteilbares Deutschland“ am 29.12.56.“ Handschriftlich findet sich zusätzlich die Überschrift „Einheit des Geistes“.

Dieselbe Rede hielt Andres „anlässlich des 10. Jahrestages der Eröffnung des Auslands- und Dolmetscher- Institutes der Johannes-Gutenberg-Universität in Germersheim am 20. Januar 1957.“<sup>350</sup> Frau Andres hatte vor ihrer Eheschließung in Mainz studiert, und Andres selber war mit dem Direktor des Institutes bekannt, weshalb er wohl gerne bereit war, zu diesem festlichen Anlass eine Rede zu halten.<sup>351</sup> Beide Reden, von Ende 1956 und von Anfang 1957, stimmen wortwörtlich überein.<sup>352</sup> Thematisch hängen sie mit der Rede zum 17. Juni 1957 sehr eng zusammen. Immer geht es um die „Einheit des Geistes“, allerdings ist die Rede von 1957 aus gegebenem Anlass stark auf den 17. Juni ausgerichtet, was sich besonders aus der geänderten dreiseitigen Einleitung ablesen lässt. Dagegen beginnt Andres 1956 direkt mit dem Thema: „Geist und Einheit sind sinnschwere und vieldeutige Worte.“ Im Wesentlichen hat Andres den Text von 1956 für

---

<sup>349</sup> Das Typoskript findet sich im DLA: A: Andres. Prosa. Konv. Weltanschauliche Essays. „Über die Einheit des Geistes“. Alle folgenden Zitate stammen, soweit nicht anders gekennzeichnet, aus dieser Quelle. Ein Abdruck der Rede findet sich unter dem Titel „Einheit des Geistes“. In: *woltemperierter baybach bote – Intelligenzblatt der ABW für die „Bündischen“ von gestern und heute* Heft 5 (1957), S. 3-6. Den Hinweis darauf verdanke ich Hermann Erschens.

<sup>350</sup> Vgl. Stefan Andres: *Unteilbares Deutschland*. Sonderdruck der Universität Mainz 1957.

<sup>351</sup> Mündliche Auskunft von Herrn Dr. Christopher Andres.

<sup>352</sup> Das kleine Zitat zum Ungarnaufstand von Stefan Andres, das in den MStAG III / 1982 auf S. 9 f. abgedruckt und dort mit dem 17.11.1956 datiert ist, findet sich in leicht veränderter Form in diesen beiden Reden.

den 17. Juni 1957 übernommen.<sup>353</sup> Im Folgenden soll auf einige signifikante Änderungen des Textes verwiesen werden.<sup>354</sup>

### **Zur Idee der „Einheit des Geistes“**

Zusätzlich zu den Gedanken über „Idee“ und „Ideologie“, die Andres auch 1957 wieder aufgreift, findet sich in dem Text von 1956 folgende Textpassage:

„Daß die Idee sich wesentlich als Problem darstellt, als der Menschheit gestellte, führende und doch im Letzten unerfüllbare Aufgabe, beruht nicht so sehr auf der Begrenztheit der menschlichen Natur als auf dem Geheimnis – und das heißt: dem Verstande unbegreiflichen Faktum – des moralischen Bösen, in welchem der einzelne Mensch dem führenden Licht der Idee folgen oder diese Führung ablehnen kann. Selbst der dogmatische Skeptiker, der die transzendente Herkunft und damit den Herrschaftsanspruch der Idee leugnet, wird nicht zugleich leugnen können, daß ihr Licht den Menschen heilsam, ja unentbehrlich ist. Die Idee der Liebe, der Toleranz, der Harmonie, der Menschenwürde, der Freiheit, der sozialen Gerechtigkeit sind – wenn man nicht gerade Nietzsche heißt und ‚sich um sich selber rollt‘ – selbst unter den Skeptikern unbestrittene Werte – Werte allerdings, welche nur in äußerst seltenen Fällen als fester Besitz, sondern mehr als Mangel erfahren und sehnsuchtsvoll begehrt werden.“

Andres will zeigen, in welcher Reihe die Idee von der „Einheit des Geistes“ steht: „Liebe, Toleranz, Harmonie, Menschenwürde, Freiheit, soziale Gerechtigkeit“. Alle diese „Ideen“ haben gemeinsam, dass sie kaum jemals vollständig verwirklicht werden (können), und hier sieht Andres die entscheidende Gemeinsamkeit mit der Idee von der „Einheit des Geistes“: Niemand würde auf den Gedanken kommen, nicht nach Liebe oder Toleranz zu streben, nur weil er dieses Ziel vermutlich nicht erreichen wird. Nach Andres liegt es gerade in der Natur der „Idee“, dass sie erstrebenswert erscheint, aber nicht erreichbar ist. Dennoch verzichtet er 1957 auf diesen Einschub. In dem verbleibenden Text wird dieses Paradoxon des zu erreichenden Unerreichbaren hinreichend deutlich:

---

<sup>353</sup> Die bei der Rede vom 17. Juni 1957 behandelten Streichungen beziehen sich alle auf in der Rede von 1956 noch ausgeführte Textpassagen.

<sup>354</sup> Der Einfachheit halber wird immer zwischen der Rede von 1956 (Dez. 1956 und Januar 1957) und der Rede von 1957 (17. Juni 1957) unterschieden.

„Von der Einheit des Geistes zu sprechen, heißt also nicht, auf etwas deutend hinzuweisen, das bereits ist; sondern auf etwas, das sein müsste, das aber nie sein wird, zumindest nicht in der Wirklichkeitsfülle, wie wir es ersehnen, das wir aber darum, weil es unerreichbar ist, niemals aus unsern zielenden Augen und Herzen lassen dürfen.“

## Zum Bild der Quelle

Bereits 1956 hatte Andres zur Verdeutlichung das Bild von der Quelle entworfen, das er auch 1957 übernimmt, allerdings in gekürzter Form. Zum einen streicht er eine Passage, in der er beschreibt,

„wie die Quelle von sich fortstrebt und doch bei sich selbst und immer dieselbe Quelle bleibt, so der Geist, der im Erkennen von sich selbst fort-eilt und im erkannten Gegenstand zu sich selbst zurückfindet, und in dieser, ich möchte sagen, kreiselnden Bewegung die Welt einfängt und sie verwandelt und licht, durchsichtig macht und in eben dieser Bemühung sich selbst versteht.“

Dem selbst entworfenen Bild von der Quelle fügt Andres, quasi als doppeltes Bild, 1956 noch einen Auszug aus „Mahomets Gesang“ von Goethe hinzu. Er zitiert:

„Und die Flüsse<sup>355</sup> von den Bergen  
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!  
Bruder, nimm die Brüder mit!  
Mit zu deinem alten Vater,  
zu dem ewgen Ozean,  
der mit ausgespannten Armen  
unser wartet –“

Und weiter:

„Und so trägt er seine Brüder,  
seine Schätze, seine Kinder  
dem erwartenden Erzeuger  
freudbrausend an das Herz.“

---

<sup>355</sup> Richtig heißt der Beginn dieser Strophe: „Bäche schmiegen / sich gesellig an. / Nun tritt er / In die Ebne silberprangend, / Und die Ebne prangt mit ihm, / Und die Flüsse von der Ebne / Und die Bäche von Gebürgen / Jauchzen ihm und rufen: Bruder, / Bruder, nimm die Brüder mit, / Mit zu deinem alten Vater, / Zu dem ew'gen Ozean, / Der mit weitverbreit' ten Armen / Unserer wartet; [...]“ (vgl. Goethes Werke, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hamburg 4. Aufl. 1958, Bd. 1, S. 43).



Über die Gründe, warum Andres dieses Zitat in der Neufassung seiner Rede gestrichen hat, kann man nur spekulieren. Sein Bild von der Quelle zusätzlich mit einem dichterischen Bild zu untermalen, führt womöglich weniger zur Klarheit, als vielmehr zu einer Verwischung der Argumentation. Der Zuhörer verliert in dieser Anhäufung von Bildern vermutlich leicht den Überblick. Die Streichung des Goethe-Zitates hat zu einer Straffung und damit zu einer besseren Verständlichkeit beigetragen.

### **Anspielung auf Hitler und das Dritte Reich**

Im Zusammenhang mit den Gedanken zum „Geist des Volkes“ und zur „Selbstdämonisierung“ des Volkes widmet Andres 1956 einen ganzen Absatz einer Anspielung auf Hitler. Darin heißt es:

„Dann tauchen immer wieder diese jenseits von Gut und Böse lebenden Existenzen ohne Gesetz, Überlieferung und Liebe auf, die mit der Mentalität eines Schneiders an die Geschichte eines Volkes herangehen und keinen Maßstab kennen als die Elle ihres höllischen Eigenwillens, und kein Ziel, als diese Elle zum absoluten Maß der Zeit zu machen. [...] Mit der Diszipliniertheit des Mönches und der Bedenkenlosigkeit des Berufsverbrechers verfolgen diese Gewaltlummel die Ziele ihres vom Ganzen abgetrennten Daseins und bleiben solange an der Macht, bis die Potenzierung des Volksgeistes durch das Böse jenen Grad erreicht hat, der, wenn er überschritten wird, zur Selbstzerstörung der bösen Potenz führt.“

Auch wenn weder Adolf Hitler noch der Nationalsozialismus namentlich erwähnt werden, ist der Hintergrund der Äußerungen klar zu erkennen. Doch weil diese eindeutige Zuordnung fehlt, bleibt die Möglichkeit offen, hier nicht nur die deutsche Geschichte ins Visier zu nehmen, sondern auch andere, z.B. Russland. Andres streicht diese Passage für die Rede 1957. Stattdessen spitzt er die Argumentation sehr auf die „jenseits von Gut und Böse lebenden Existenzen“ zu und verliert für den Moment das Volk als Ganzes, um das es ihm an dieser Stelle eigentlich geht, aus dem Blick. Bestehen bleibt allerdings der Anschlusssatz, der für sich genommen auch ohne die vorhergehende Textstelle nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig lässt:

„Wir haben diesen Vorgang der nationalen Selbstdämonisierung an unserm Volk in aller Ausführlichkeit erlebt und erleben ihn seit langer

Zeit an unsern östlichen Nachbarn, wir Westdeutschen als erschütterte Zuschauer, während die Mittel- und Ostdeutschen seit dem Jahre 33, also nun seit dreiundzwanzig Jahren, unaufhörlich unter der Diktatur leben, seit zehn Jahren sogar als Beuteland des Siegers.“

## **Sieger und Besiegte**

Zum Thema „Sieger und ihre Beute“ hatte Andres 1956 noch darauf verwiesen, dass es „von jeher“ das „Schicksal der Beute [war...] geteilt zu werden, falls sie sich als teilbar erwies“. Dabei impliziert er mit dem folgenden Beispiel, dass es sich, falls eine Beute ungeteilt bleibt, dabei nicht um einen Akt christlicher Nächstenliebe handelt, sondern um den „Sinn für den Einheitscharakter einer Sache“. Er beruft sich auf die römischen Soldaten, die unter dem Kreuz Jesu losen, wer das – nicht zu teilende – Untergewand bekommen soll.<sup>356</sup> Die Römer, als Herrscher und Besatzungsmacht, handeln hier sicherlich nicht aus Pietät oder moralischen Gründen, denn immerhin war Jesus noch nicht einmal gestorben, als sie seine Kleidung bereits unter sich aufteilen. Nein, sie handeln aus der reinen Vernunft heraus, ohne jegliches Mitleid mit dem Verurteilten. Soviel Vernunft kann Andres bei den Politikern seiner Tage nicht erkennen: „Das Reich der Qualitas ist ihm [dem Politiker] verschlossen, es werden nur noch Werte anerkannt, die sich teilen und vergrößern, wiegen und messen, organisieren und produzieren lassen.“ Die Klage über mangelnde Menschlichkeit, Weitsicht und Vernunft der Politiker findet sich in den allermeisten seiner Reden, die sich mit der Atomrüstung oder der Wiedervereinigung befassen. In diesem Fall hat er die Textstelle für 1957 möglicherweise deshalb nicht übernommen, weil sie die Argumentationskette unterbricht, die darauf abzielt, dass die „Einheit des Geistes“ die Voraussetzung für eine Wiedervereinigung sein wird und muss und deshalb mit allen Mitteln zu erhalten ist.

---

<sup>356</sup> Vgl. Joh. 19, 23f: „Als aber die Soldaten Jesus gekreuzigt hatten, nahmen sie seine Kleider und machten vier Teile daraus, für jeden Soldaten einen, dazu kam das Untergewand. Das war aber ungenäht, von oben an in einem Stück gewebt. Da sagten sie zueinander: Laßt uns das nicht teilen, sondern darum losen, wem es gehören soll.“

## **Die „Krankheit“ des „abendländischen Vatergeistes“**

In einer ebenfalls später gestrichenen Passage erinnert Andres daran, dass der von ihm beschworene „Geist des Westens“ offenbar seinen „christlich humanen Kern“ zu verlieren droht: „Die Schizophrenie des westlichen Geistes und seine Verdrängung des abendländischen Vatergeistes, der ihn geformt hat, ist die grosse Krankheit und die eigentliche Gefahrenquelle dieser Zeit.“ Worin die „Schizophrenie des westlichen Geistes“ bestehen könnte, kann an dieser Stelle nur vermutet werden, aber Andres spielt hier sicherlich ein weiteres Mal auf die seiner Meinung nach unentschlossene Haltung der westdeutschen Regierung und der westlichen Alliierten in der Frage der Wiedervereinigung an. Auf der einen Seite betonen alle verantwortlichen Politiker, den Frieden erhalten zu wollen, gehen dafür aber einen Weg, der aus Andres' Sicht in die entgegengesetzte Richtung führt: Sie unternehmen nichts gegen die deutsche Teilung und rüsten gleichzeitig ihre Armeen mit konventionellen oder eventuell sogar atomaren Waffen auf. Andres will sich jedoch nicht mit dem Lamentieren über den falschen Weg aufhalten, sondern auf einen Ausweg verweisen. Das könnte der Grund für die Streichung dieser Stelle gewesen sein, denn der Anschluss wird zwar nicht wortwörtlich, aber sinngemäß übernommen, und dort beschäftigt er sich mit dem „Heilungsvorgang.“

## **Ungarnaufstand und Sueskrise**

Wie bereits erwähnt, ist der Anlass der Rede 1957 das Gedenken an den 17. Juni. Dagegen steht die Rede vom Ende des Jahres 1956 noch ganz unter dem Eindruck des gescheiterten Ungarnaufstands und der gerade glimpflich überstandenen Sueskrise:

„Denn nachdem zwei westliche Länder aus der Einheit des westlichen Geistes über Nacht herausbrachen und Gewaltverbrechen begingen, und damit wahrscheinlich mitschuldig daran wurden, daß ein Volk von einem hundertmal stärkeren angesichts der unbeweglich zuschauenden Welt auf die Hörner genommen, zerfetzt und zertrampelt wurde, angesichts dieser und vieler anderer im Wesen gleich furchtbarer Phänomene fällt es dem Menschen unserer Zeit schwer, anzunehmen, daß in der Politik dieser letzten Jahrzehnte überhaupt ein einziges menschliches Wort vor allem zwischen Ost und West gewechselt wurde, ein Wort, welches ohne Vor-

behalte und Krampf, ohne Heuchelei und Lüge den Grundstein zu einem wirklichen Brückenschlag geliefert hätte.“

Großbritannien hatte bis Juni 1956 seine Truppen aus der Suesregion zurückgezogen. Frankreich und Großbritannien begriffen sich jedoch weiterhin als Schutzmächte und beobachteten mit Besorgnis die Verstaatlichung des Sueskanals durch die Ägypter im Juli 1956. In geheimen Verhandlungen planten Frankreich, Großbritannien und Israel im September die „Aktion Musketier“: Israel sollte, unterstützt durch Waffenlieferungen und diplomatische Rückendeckung seitens Frankreichs und Großbritanniens, eine Invasion gegen Ägypten starten und damit seine europäischen Verbündeten als „Friedensmächte“ auf den Plan rufen. In einem von Frankreich und Großbritannien auf zwölf Stunden befristeten Ultimatum zur Einstellung der Kampfhandlungen zwischen Ägypten und Israel wurde die israelische Seite dermaßen bevorzugt, dass eine Annahme durch Ägypten, wie vorhergesehen, unmöglich war. Damit hatten Frankreich und Großbritannien am 31. Oktober den erhofften Vorwand, um in der Suesregion militärisch intervenieren zu können. Obwohl die britisch – französisch-israelische Allianz militärisch erfolgreich war, verfehlte sie ihr Ziel, die Vormachtstellung Großbritanniens und Frankreichs in der Region zu sichern, deutlich. Die USA verweigerten der Allianz die Unterstützung aus verschiedenen Gründen. Zum einen war man verärgert über das offenkundig abgesprochene, gemeinsame Vorgehen gegen Ägypten, zum andern drohte die Sowjetunion, auf der Seite Ägyptens in den Konflikt einzugreifen, indem sie begann, das Land militärisch und wirtschaftlich zu unterstützen.<sup>357</sup> Die Welt stand somit am Rande des Dritten Weltkrieges. Angesichts dieser Gefahr lenkten die europäischen Großmächte schließlich ein, und am 21. November 1956 landeten die ersten UN- Friedenstruppen in Port Said, um den Abzug der Alliierten zu decken.<sup>358</sup>

Eine Eskalation des Konflikts am Sueskanal wurde möglicherweise auch deshalb verhindert, weil die Sowjetunion gleichzeitig mit der Niederschlagung des Aufstandes in Ungarn beschäftigt war. Am 23. Oktober 1956 war aus einer studentischen Solidaritätsbekundung mit den streikenden polnischen Arbeitern eine Massendemonstration entstanden, in deren Ver-

---

<sup>357</sup> Vgl. Der grosse Ploetz. Köln 2005, S. 1583-85.

<sup>358</sup> Vgl. Bodo Harenberg (Hg.): Chronik des 20. Jahrhunderts. Dortmund 1984, S. 832.

lauf das staatliche Rundfunkgebäude gestürmt, das Stalin-Denkmal gestürzt wurde und an deren Ende ca. 300.000 Menschen vor dem Parlamentsgebäude die Erfüllung ihrer Forderungen verlangten: Meinungs- und Pressefreiheit, freie Wahlen, mehr Unabhängigkeit von der Sowjetunion. Die Forderung, den reformorientierten Imre Nagy zum Regierungschef zu erklären, wurde noch in der Nacht erfüllt. In den folgenden Tagen schien die Revolution zunächst ein Erfolg zu werden. Bereits am 24. Oktober erschienen erste unabhängige Zeitungen. Ein Generalstreik breitete sich über dem Land aus, und überall wurden Arbeiter-, Revolutions- und Nationalräte gegründet. Der sowjetfreundliche Parteichef Ernő Gerő wurde seines Amtes enthoben und Nagy begann umgehend, Ungarn aus der Abhängigkeit von der Sowjetunion zu lösen: Er verkündete das Ende der Einparteiherrschaft und bildete eine Mehrparteienregierung. Die Sowjetunion ging zum Schein auf Verhandlungen ein, jedoch nur, um Zeit für einen Truppenaufzug zu gewinnen. Als Nagy schließlich die Unabhängigkeit Ungarns und den Austritt aus dem „Warschauer Pakt“ beschloss, griff die sowjetische Armee ein. Vom 4. bis 15. November kam es überall im Land, besonders aber in Budapest, zu heftigen Kämpfen. Die ungarische Bevölkerung war der sowjetischen Armee jedoch hoffnungslos unterlegen. Etwa 20.000 Ungarn starben während der Kämpfe. Von westlicher Seite wurde zwar über Radio Free Europe militärische Unterstützung versprochen, was den Aufstand weiter anheizte, die Truppen blieben jedoch aus. Am 22. November wurde Nagy verhaftet und im Juni 1958 hingerichtet, ebenso wie ungefähr 350 weitere Personen. Ministerpräsident wurde der moskautreue János Kádár. Etwa 200.000 Ungarn flüchteten in der Folgezeit über Österreich in den Westen.<sup>359</sup>

Wenn Andres also von der „Mitschuld“ zweier westlicher Staaten spricht, die diese „wahrscheinlich“ daran tragen, dass ein „Volk von einem hundertmal stärkeren [...] zerfetzt“ wurde, dann sind hier mit Sicherheit Frankreich und Großbritannien gemeint, die durch ihre „Gewaltverbrechen“ – es kann nur um Sues gehen – davon abgehalten wurden, den Ungarn zu Hilfe zu kommen. Für Andres sind diese beiden Ereignisse vor allem zwei weitere menschliche Katastrophen in einer langen Reihe, denn er spricht davon, dass „in der Politik der letzten Jahrzehnte“ (!) kein „einziges

---

<sup>359</sup> Vgl. Der grosse Ploetz. Köln 2005, S. 1511.

menschliches Wort vor allem zwischen Ost und West gewechselt wurde.“ Er fügt an dieser Stelle seine Überlegungen zur „Ko-Existenz“ an, die er auch 1957 zunächst übernimmt, dann jedoch streicht.<sup>360</sup> Stellt er also zunächst Frankreich und Großbritannien an den Pranger, so wird schon in diesen Äußerungen deutlich, dass Andres die eigentlich Schuldigen an anderer Stelle sieht.

## **Idee und Ideologie**

Nach 1945 habe das eine Volk „die Rolle des Wolfes, das andere die des Lammes“ übernommen. „Wenn nun der Wolf zum Lamme sagt, das sei friedliche Ko-Existenz“, so sei das nur „zynisch“. Mit „vor Entsetzen weiß gewordener Nase“ habe die „Elite der Ko-Existenzialisten, die den Marxismus totalitärer Prägung im Westen mondän zu machen verstand [...], zur moralischen Abschlichtung der ungarischen Freiheitskämpfer, die der physischen folgte, ein gutartikuliertes Pfui nach Moskau geschickt“. Die Ursache des Übels sieht Andres in der Verwechslung von „Idee“ und „Ideologie“.<sup>361</sup>:

„Ideologen sind allesamt Phantasten oder Zyniker, oft sogar beides, immer aber religiös und weltanschaulich Verschnupfte, die durch unangenehme Erfahrungen mit der Wirklichkeit unsicher und ängstlich wurden, nun diese Wirklichkeit Mores lehren und nach ihrem Bilde umformen wollen.“

Diese Ideologen schaffen ein „im unmenschlichen Nirgendwo freischwebendes System gleich einem Spinnennetz“. Die Menschen werden darin entweder so fest eingesponnen, dass sie sich nicht befreien können, oder sie werden vernichtet, als „quantitative[s] Etwas [...], das abgestoßen, von der Rechnung abgebucht wird“. Die zur Verteidigung dieses Systems gelegentlich ins Felde geführte „Solidarität“ kann Andres nicht erkennen, da eine echte Solidarität die Freiheit voraussetzt und es sich hier somit höchstens um eine „Solidarität der untersten Ordnung“ handeln kann. Sollte diese „Solidarität“ tatsächlich eingefordert werden, „antworteten die ergrimmteten Ideologen mit der Sprache der Gewalt“. Dabei möchte Andres nicht nur an den gerade niedergeschlagenen Ungarn-Aufstand erinnern,

---

<sup>360</sup> Vgl. dazu das Kapitel „17. Juni 1957, Bad Kreuznach / Osnabrück“ – Streichungen.

<sup>361</sup> Zur Unterscheidung von „Idee“ und „Ideologie“ siehe den entsprechenden Abschnitt in dem Kapitel „17. Juni 1957, Bad Kreuznach / Osnabrück“.

sondern sicherlich auch an den Aufstand vom 17. Juni und an die Berlin-Blockade, denn er verweist auf den Versuch der „Ideologen“, ihre Gegner mit einer „Lebensmittelsperre aus[zuhungern“. Andres spricht dabei stets nur allgemein von den „Ideologen“ und an keiner Stelle von den „Russen“ oder „Sowjets“, so dass, wer in der Geschichte noch wenige Jahre weiter zurückblickt – man erinnere sich, dass Andres von „Jahrzehnten“ sprach – auch in diesem Zusammenhang ohne Weiteres an die Nationalsozialisten denken kann. Somit ist es keineswegs übertrieben, wenn Andres die „Heerscharen von Toten“ erwähnt, die diese „Ideologen“ auf dem Gewissen haben. Dagegen stehen jedoch – im Gegensatz zur „Ideologie“ – die „Ideen, die von den Ungarn verteidigt wurden“. Eine genauere Erklärung dessen, was er unter einer „Idee“ versteht, hatte Andres bereits am Anfang seiner Rede geliefert. Dort nannte er „Liebe, Toleranz, Harmonie, Menschenwürde, Freiheit, soziale Gerechtigkeit“ als „Ideen“. Er stellt sie den „Ideologien“ gegenüber und nennt auch die von ihm verlangte „Einheit des Geistes“ eine „Idee“. Dennoch bleibt eine Lücke in seiner Argumentation, da der Begriff „Idee“ sich umgangssprachlich nicht als Pendant zur „Ideologie“ etabliert hat, also durchaus einigen weiteren Erklärungsbedarf in sich birgt. So dürfte es nicht einfach sein, die „Ideen“ derjenigen, die sich in den letzten Jahrzehnten gegen „Ideologen“ wehrten, ohne weiteres auf einen Nenner zu bringen, denn diese Gruppe reicht von den Widerstandszellen und Attentätern gegen Hitler über die Berliner Bevölkerung während der Blockade bis zu den Aufständischen in der DDR und Ungarn.

Erwähnenswert ist für Andres, dass „im Scheitern der sittlichen Empörer der Mensch zwar untergeht, die verteidigten Ideen aber stärker leben als zuvor“. Die Erkenntnis daraus liegt für ihn auf der Hand: „Man muß aus solcher Unbelehrbarkeit schließen, daß der Dämon der Macht nicht nur Zyniker, sondern auch Dummköpfe heranzubildet.“ In diesem Sinne ist der von Andres zuvor geforderte Kompromiss kein Mittel der Wahl, denn die „Ideologen können, wenn es ihren Zielen dient, jeden Kompromiß schließen, sie sind durch keine Wahrheit, keine Treue und durch keine Verantwortung ihrem Volk gegenüber gebunden“. „Unversöhnlichkeit“ darf jedoch keine Antwort sein. Stattdessen geht es um das sorgsame Abwägen, an welcher Stelle ein echter Kompromiss möglich ist und wo nicht. Die Grenze ist eindeutig dort, wo eine Ideologie „Gewalt und Menschenver-

achtung“ übt. Denkbar wäre für Andres jedoch eine „kommunistische Partei inmitten der anderen Parteien“.<sup>362</sup>

## Schlusswort

Während Andres am Ende der Rede vom 17. Juni 1957 sich nochmals, dem Thema entsprechend, auf die Ereignisse des Aufstandes in der DDR bezieht, wählt er, verständlicherweise, Ende 1956 einen anderen Schluss für seine Rede. Er entwirft zwei mögliche Zukunftsszenarien, die er nicht für gleich wahrscheinlich, aber beide für bedenkenswert hält. Als erste Möglichkeit der weiteren politischen Entwicklung sieht Andres, dass „die Russen“ den „ihre nationalen und menschlichen Freiheiten zurückfordernden Völkern entgegenkommen und damit die geistigen Grenzen gegen Westen öffnen“. Er gibt zu, dass es sich hierbei um eine „wunderbare, aber nicht ganz ausgeschlossene Situation“ handelt, auf die man im Westen vorbereitet sein sollte. Die zweite Möglichkeit besteht darin, dass „die Russen wieder gänzlich der Eigenbewegung ihres Systems verfallen, in Isolation und Mißtrauen versinken und ihre Trabanten wie die Ungarn behandeln“. Angesichts des tatsächlichen Verlaufs der Geschichte Deutschlands ist das Bild, das Andres in diesem Zusammenhang aufbaut, schon fast eine Vision zu nennen: Es besteht die Möglichkeit, „daß auf die Politik des Eisernen Vorhangs eine noch schärfere Trennung zwischen Ost und West entsteht, ein neuer Limes quer durch Deutschland, eine russische Mauer mitten durch Europa.“ Zwar ist die „Mauer“, die sich tatsächlich für viele Jahrzehnte durch Deutschland gezogen hat, nur schwerlich eine „russische“ zu nennen, sie stand aber tatsächlich für eine Zuspitzung der „Politik des Eisernen Vorhangs“, des Kalten Krieges. Den Begriff „Limes“ verwendet Andres immer wieder in seinen Reden<sup>363</sup>, das Bild von der Mauer, findet sich nur hier.

Appelliert Andres in seinen Reden sonst üblicherweise an seine Landsleute, sich für den Erhalt des Friedens einzusetzen und eine Politik der Versöhnung zu betreiben, so lässt er in dieser Rede keinen Zweifel daran, dass die Richtung der zukünftigen Entwicklung maßgeblich in Rußland angelegt

---

<sup>362</sup> Vgl. dazu „17. Juni 1957, Bad Kreuznach / Osnabrück“

<sup>363</sup> Vgl. z.B. in „18. Januar 1959, Frankfurt: Keine Zeit für den ‚ewigen Frieden‘“ / Europa ruft.



wird. Klar formuliert er, was in dieser Situation zu tun ist: „die Einheit des Geistes im Westen mehren, Mittel- und Ostdeutschland, aber auch die nationalkommunistischen Staaten des Ostens mit dem Westen in geistiger Verbindung halten [...]“. Im Weiteren konkretisiert er diese Vorstellung: „Europa müsste sich wirklich einigen und für alle von der Sowjetideologie nicht eingefangenen Menschen den politischen und geistigen Raum darstellen, in dem ein Mensch sein Leben frei und ohne Angst und ohne Not leben kann.“ Damit, so hofft er (ausdrücklich verwendet er das Wort „Hoffnung“ und nicht „Traum“) werde die „russische Mauer“ eines Tages einstürzen und zwar ohne – und darauf legt er besonderen Wert angesichts der Rüstungsdebatten – „jede Gewalttätigkeit von seiten des Westens“. In etwas pathetischem Ton beendet Andres seine Rede, indem er nochmals „Mahomets Gesang“ aufgreift und als eingängige Parole an das Ende seiner Worte stellt:

„Und was wir hoffen: daß der Geist des Westens von seiner luziferischen Hybris ablasse und seine Bewegung zum Ur-Einen verstärke und, von diesem angezogen, seine siegreiche Kraft empfangen, daß wie in Mahomets Gesang die kleinen Völker zu dem schon viele Völker in sich tragenden Strom des Westens mit Vertrauen rufen können: ‚Bruder, nimm die Brüder mit!‘“

Ein sicherlich bewusst gewählter, kraftvoller Slogan, der das Motiv des alles mit sich forttragenden Stromes gegen das Gefühl der Ohnmacht setzt, das manchen Deutschen angesichts der zurückliegenden Ereignisse beschließen haben dürfte. Die Deutschen sind weder kraft- noch wehrlos, so versucht Andres seinen Zuhörern mit auf den Weg zu geben, sie müssen sich lediglich der richtigen Mittel bedienen: Sie müssen selber in Freiheit und Einheit leben und dieses Lebensverständnis auch anderen entgegenbringen.

## 6. 17. Juni 1958, Bochum

Am 17. Juni 1958 hielt Andres diese Rede in einer „öffentlichen, von der Stadtvertretung veranstalteten Feierstunde“<sup>364</sup> im Bochumer Schauspielhaus, nachdem sich zuvor das Bochumer Ortskuratorium „Unteilbares Deutschland“ gegründet hatte<sup>365</sup>. Sie war als Festvortrag des Abends geplant.<sup>366</sup> Wie aus einer Zeitungsnotiz der *Ruhr-Nachrichten* hervorgeht, hat Andres sie in gleicher oder ähnlicher Form auch in Dortmund<sup>367</sup> und Castrop-Rauxel<sup>368</sup> gehalten. Zudem existiert im Marbacher Literaturarchiv ein Aufruf zu einer Rede von Andres am 16. Juni 1958 in Opladen.<sup>369</sup> Man kann davon ausgehen, dass es sich auch hier um dieselbe Rede handelt. Die Bochumer Rede ist vermutlich die am meisten beachtete Rede Andres’ in der breiten Öffentlichkeit<sup>370</sup>, denn im Verlauf kam es zu einem Eklat, als „hundert Teilnehmer“<sup>371</sup>, darunter „Vertreter der Kirchen und der Behörden“<sup>372</sup> aus Protest gegen Andres’ Äußerungen das Schauspielhaus verließen.

Beinahe hätte die Feierstunde ohne ihn stattgefunden, denn er verspätete sich bei der Ankunft um fast eine Stunde. Doch kaum stand er hinter dem Rednerpult, hatte er „in kurzer Zeit in dem dichtbesetzten Haus einen Sturm entfesselt“<sup>373</sup>. Dem Artikel der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung* kann

---

<sup>364</sup> Vgl. Festrede löste Empörung aus. In: *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* 19.6.1958 (Nr. 138).

<sup>365</sup> Vgl. ebenda.

<sup>366</sup> Vgl. ebenda.

<sup>367</sup> In Dortmund sprach Andres am 16.6.1958 bei einer Gedenkfeier, die auf eine Schülerinitiative zurückging. Auch hier kam es, wie in Bochum, zum Eklat, als Schüler und Lehrer die Aula der Käthe-Kollwitz-Schule verließen. S. dazu „Beschämt ...“. In: *Ruhr-Nachrichten* vom 17.6.1958.

<sup>368</sup> Vgl. Beifall und Kritik – Stefan Andres. In: *Ruhr-Nachrichten* 19.6.1958 (Nr. 139).

<sup>369</sup> Vgl. DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe III. Es handelt sich bei diesem Aufruf um eine Postwurfsendung an alle Haushalte, verfasst vom Arbeitsausschuss „Kampf dem Atomtod – Rhein – Wupper und Leverkusens“. Stefan Andres sollte am Abend auf einer Kundgebung in der Stadthalle Opladen sprechen.

<sup>370</sup> So stellt die *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* ihren am 1. Juli 1970 veröffentlichten Nachruf auf Stefan Andres unter die Überschrift „Seine unvergessene Bochumer Rede. Viele verließen den Saal – Attacken erscheinen heute in milderem Licht“ und erinnert im folgenden Artikel auch vornehmlich an die Vorkommnisse anlässlich dieser denkwürdigen Rede.

<sup>371</sup> Vgl. Deutschland gedachte des Aufstands vom 17. Juni 1953 – Feierstunde in allen Städten / Tumult um Stefan Andres in Bochum. In: *Volksblatt* 19.6.1958 (Nr. 136).

<sup>372</sup> Vgl. ebenda.

<sup>373</sup> Vgl. Festrede löste Empörung aus (s. Anm. 364).

man entnehmen, dass die Rede zudem durch zahlreiche Zwischenrufe unterbrochen wurde.<sup>374</sup> Von den von der Zeitung zitierten Einwüfen und einer Stellungnahme des Redners selber wird im Weiteren noch die Rede sein.

Der Analyse des Textes liegt die gedruckte Version zugrunde. Sie findet sich in: Stefan Andres: *Der Dichter in dieser Zeit*. München: Piper, 1974, S. 87-98. Alle folgenden Zitate stammen, soweit nicht anders gekennzeichnet, aus dieser Quelle.

Der Aufstand des 17. Juni selber wird im Text nicht thematisiert. Vielmehr geht es um die Ursachen der Spaltung Deutschlands und die Hindernisse auf dem Weg zur Wiedervereinigung. Den Ton der Rede charakterisiert Andres dabei zu Beginn indirekt selbst, indem er zwei Befindlichkeiten nebeneinander stellt. Zum einem heißt es: „Wer kann noch über die deutsche Wiedervereinigung reden, und das Wort erstickt ihm nicht in Trauer und Scham oder einfach in einem Überdruß, wie man ihn bei einer wirkungslosen oder gar nur zum Schein unternommenen Handlung empfindet.“ Dagegen stellt er die „Empörung und die äußerste Entschlossenheit“ der Berliner Arbeiter. Zwischen diesen beiden Polen bewegt sich die Stimmung des Textes: Auf der einen Seite der Überdruß, wieder und wieder die Wiedervereinigung einzufordern, und auf der anderen Seite die Empörung über die Haltung vieler Deutscher, insbesondere der Politiker.

Immer wieder spricht Andres davon, dass die Unterschiede zwischen Ost und West nicht so gravierend sind, dass eine Seite mit dem Finger auf die andere zeigen dürfte. Diese Gleichsetzung ist letztlich auch der Auslöser für die empörten Reaktionen der Zuhörer. Wichtig ist ihm dabei zu zeigen, wie gefährlich die Atomrüstung im Westen ist. An verschiedenen Stellen der Rede stellt er heraus, dass die „Vernunft“ die Maßgabe des Handelns sein sollte. Seine Empörung drückt sich unter anderem dadurch aus, dass er – wie zu zeigen sein wird – gelegentlich die Begrifflichkeiten und Adressierungen nicht klar von einander trennt, so dass die Zielrichtung seiner Kritik an manchen Stellen unklar bleibt oder sogar Fehler in der Argumentation entstehen.

---

<sup>374</sup> Vgl. ebenda.

## Das Ost-West-Problem

Gleich zu Beginn wirft Andres den beiden deutschen Regierungen vor, an der Spaltung „als an einem geschichtlichen Faktum“ festzuhalten. Nur in der Art und Weise kann er Unterschiede erkennen: „der Osten brutal offen, der Westen voll heuchlerischen Bedauerns“. Bereits diese Äußerung dürfte für den ein oder anderen Zuhörer eine Zumutung gewesen sein. Aber damit noch nicht genug. Entschieden erklärt er, „daß der Westen mutatis mutandis genauso ideologisch verrammelt, genauso unbelehrbar, selbstgerecht und intolerant ist wie der Osten“. Und er geht noch weiter:

„[...] an der Entstehungsart der beiden deutschen Regierungen in West und Ost muß es uns klar werden, daß sie ihr Dasein nicht dem freien Willen des gesamten deutschen Volkes verdanken, sondern daß die verfeindeten Sieger diese zwei Regierungen gewissermaßen zu ihren am weitesten vorgeschobenen Brückenköpfen machten.“

Empört verlassen an dieser Stelle, nach kaum einem Viertel der Rede, viele Zuhörer den Saal (s.o.). Trotzig ruft Andres ihnen nach: „Ich spreche weiter, und wenn ich ganz alleine hier stehe“<sup>375</sup>. Es gibt jedoch auch ihm zustimmende Zuhörer, die sich an einigen Stellen der Rede durch Applaus bemerkbar machen.<sup>376</sup> Sicherlich nicht von ungefähr greift Andres in diesem Zusammenhang auf den militärischen Ausdruck „Brückenköpfe“ zurück. Bereits zuvor hatte er vom „Raketenwall“ und vom „Raketen-Limes“ gesprochen und diesen militärischen Optionen eine andere entgegenstellt: die der Arbeiter des 17. Juni, die einen „waffenlosen Kampf“ ausgefochten hatten. Später greift er diesen Gedanken noch einmal auf und entwickelt zwei Bilder des Heldentums. Zum einen das Bild eines in gewisser Weise unechten Helden: Gemeint sind alle, die „entschlossen sind, lieber den Tod im Atomkrieg zu erleiden und ihn ihre Kinder erleiden zu lassen, als sich dem Kommunismus [zu] unterwerfen“. Zum anderen das von Andres oft beschworene Bild der Berliner Arbeiter, den echten Helden, die ohne Waffen freiwillig gegen ihre Gegner marschieren. Diese sieht er in der Tradition der Gewaltlosigkeit eines „Gandhi und ähnlichen Helden“ stehen und im „Lichte Christi“.

---

<sup>375</sup> Vgl. ebenda.

<sup>376</sup> Vgl. ebenda.

Auch viele der Zuhörer, die den Saal nicht verlassen, machen ihren Unmut über diese Äußerungen deutlich, es wird gepfiffen und gerufen: „Aufhören! Wahlpropaganda!“<sup>377</sup> Doch der Redner lässt sich nicht beirren. Er spricht von Westdeutschland als einem „verkrüppelten Staat“. Die Regierung sei zwar davon überzeugt, die „legale, gottgewollte, die gerechte Regierung“ zu sein, aber sie sei es eben nur „provisorisch“. Da beide Regierungen kein „Eigenleben“ hätten, sondern nur „Brückenköpfe“ seien, seien viele ihrer Handlungen „vorläufig, unzulänglich, ja als nicht immer ganz ernsthaft zu bewerten“. Beide reagieren seiner Ansicht nach mit dem gleichen – unbrauchbaren – Mittel, nämlich mit einer Politik der Stärke, die sich u.a. in der Atomaufrüstung ausdrückt und lediglich dazu führen wird, dass „Deutschlands Trennung verewigt wird“. Zur Gefahr eines russischen Angriffs auf Westeuropa erklärt er: „Es ist [...] eine üble Panikmacherei [...]“. „Das bolschewistische Rußland [...] hat, wie man seine Außenpolitik auch beurteilen mag, nie selbstmörderische Tendenzen aufgewiesen wie etwa das Hitlersystem.“

Erst am Ende seiner Rede fallen noch kritische Worte in Richtung Sowjetunion. Andres beklagt die fehlende Meinungsfreiheit, die eine notwendige Kommunikation zwischen Ost und West verhindert. Zudem stellt er klar:

„Rußland kann nicht vom Westen Deutschlands fordern, aus einem Machtblock in den anderen überzulaufen. Es kann auch nicht fordern, daß wir auf den Besitz der Menschenrechte verzichten, die nun einmal der Staatsbürger der westlichen Demokratie durch Erfüllung seiner Menschenpflichten selbst wahrnimmt und nicht durch den Staat verwalten läßt.“

Auch der Besiegte habe immer noch Rechte, zumindest aber das Recht, „einen falschen Frieden zurückzuweisen“. Doch auch in diesem Teil der Rede fällt der Blick wieder auf den Westen: „[...] keines der großen Worte wie Freiheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Friede hat drüben und hüber heute noch denselben Inhalt und denselben Wert.“ Immer wieder verweigert er sich der Schwarz-Weiß-Malerei des Kalten Krieges. Immer wieder versucht er, den Blick auf Unzulänglichkeiten in Ost und West zu richten.

---

<sup>377</sup> Vgl. ebenda.

Interessant ist dabei das Bild, in dem er Deutschland als eine Familie darstellt, die von zwei Frauen beherrscht wird „und jede die andere täglich in Gegenwart der Kinder aller Laster bezichtigt und zum Widerstand und zur Gehorsamsverweigerung auffordert und die Anhänger der Gegenpartei mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu sich herüberzuziehen versucht“. Auch die Auswirkungen eines solchen Verhaltens betreffen die ganze „Familie“: „Die Gefahr, daß Kinder aus solch einer zerrissenen Familie asozial werden, zynisch und anarchisch, liegt auf der Hand.“ Während in diesem Bild die beiden deutschen Regierungen in aktiver Handlung erscheinen, nämlich als die Frauen, die ihre Familien bestimmen, konstruiert Andres wenig später noch ein anderes Bild, das eher zum Tenor der Rede passt, denn letztlich sind es nicht die Deutschen, die die Fäden in der Hand halten, sondern die Siegermächte, insbesondere Amerika und Russland. Er veranschaulicht dies, indem er von den „beiden Riesen“ spricht, die „in Hautnähe im deutschen Bett liegen, jeden Augenblick einander gewissermaßen im Rausch und im Traum kämpferisch umklammern können“. Die Folgen sind leicht vorstellbar: „Der Kampf mag für die beiden Großen mit einem Unentschieden ausgehen – aber für das Bett: für unser Volk und Land wäre alles entschieden, vielleicht in einer einzigen Nacht.“ Hier nun erscheint Deutschland völlig passiv und ohne jede Handlungsmöglichkeit. Das Bild unterstreicht Andres’ zuvor geäußerte Forderung nach der Rückgewinnung der „Freiheit des Handelns“.

Auch an anderer Stelle erscheint Deutschland als Ganzes gefangen zwischen Handeln und Erdulden. Zweimal spricht Andres von „Treue“. In beiden Fällen geht es um die Bindung an den „Machtblockpartner“:

„[...] man spricht sogar von der Treue zum Machtblockpartner, läßt sich mit Atomwaffen aufrüsten und ist einfach zu allem bereit, der Osten ebenso wie der Westen, sogar dazu: aus eben dieser Treue zum Fremden im ‚Ernstfall‘, so nennt man das, ein paar Millionen Deutsche wie Fliegen abzuflitten.“

Und an anderer Stelle: „Das Grotteske unserer Lage besteht nun darin, daß unsre Regierung von uns verlangt, diesen Gegnern<sup>378</sup> der deutschen Einheit

---

<sup>378</sup> Gemeint ist der französische Literaturnobelpreisträger von 1953, Francois Mauriac, der gesagt haben soll: „Ich liebe Deutschland so sehr, daß ich mich freue, daß es zwei davon gibt.“ Dieser Satz wird an vielen Stellen immer wieder zitiert, eine genaue Quelle ließ sich jedoch nicht ermitteln.

die Nato-Treue zu halten und zwar bis zum Tod, bis zum Atomtod!“ Treue in diesem Sinne ist immer ambivalent: man entscheidet sich bewusst dafür, ist dann aber auch bis zu einem bestimmten Maße daran gebunden. Keinesfalls ist es aber eine alternativlose Haltung. Eine derartige Treue sollte immer wieder aufs Neue überdacht werden. Ein zentraler Begriff Andres’ in diesem Zusammenhang ist der der „Vernunft“.

## Vernunft

Gleich an mehreren Stelle appelliert er an die Zuhörer, sich im Handeln von der Vernunft leiten zu lassen. Zum ersten Mal erscheint der Begriff in einem sehr interessanten Zusammenhang. Er wird dem Begriff der „Politik“ entgegengesetzt. Zuvor spricht Andres von der „Freiheit des Handelns“, die es wieder zu gewinnen gelte für beide deutsche Regierungen. Er erklärt: „Wer die Freiheit des Handelns gewinnen will, auch im Bereich der Politik, der muß sich zunächst von der Politik ab- und der Vernunft zuwenden.“ Es geht darum, „nicht nur die materiellen Interessen und Machtprinzipien in der Politik wirksam werden zu lassen, sondern [...] das Sittengesetz, das Leben erhaltende Prinzip!“ Die Forderung der Vernunft ist laut Andres in dieser Zeit, dass die beiden deutschen Regierungen das direkte oder indirekte Gespräch suchen müssen. Möglicherweise wurde an dieser Stelle, die von der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung* zitierte Zwischenfrage gestellt: „Würden Sie denn mit Ulbricht verhandeln?“ Andres antwortete, er würde „sogar mit dem Teufel verhandeln.“<sup>379</sup> Am Rande sei erwähnt, dass sich, sollte der Zwischenruf an dieser Stelle gefallen sein, eine interessante Gegenüberstellung ergibt, denn Andres sagte zuvor: „es ist ein Akt von hoher politischer Klugheit, und es ist moralisch und im Sinne der alt-römischen Pietas wahrhaft Liebe zu Familie, Volk und zum Leben überhaupt, wenn dieses innerdeutsche Verständigungsgespräch sofort be-

---

<sup>379</sup> Vgl. Festrede löste Empörung aus (s. Anm. 364). In einer Stellungnahme für die *Kultur* (erhalten im Privatnachlass von Stefan Andres, verwaltet durch Dr. Christopher Andres, München, dort: Akte: Beiträge: Anti-Atom) bemerkt Andres zu dieser Szene: „Noch einmal [nachdem 100 der ca. 700 Personen – nach Andres’ Schätzung – den Saal verlassen hatten] wurde ich unterbrochen: ob ich auch mit Ulbricht verhandeln würde? Fragte mich ein Ostflüchtling (der sich übrigens, als er meine ganze Rede vernommen hatte, auf dem Platz draußen hinterher bei mir entschuldigte). Ich antwortete ihm, daß ich in dieser Stunde endzeitlicher Gefahr und aus Liebe zu meinem Volke auch mit dem Teufel verhandeln würde. Die Presse schnitt nur das Verhandeln mit dem Teufel heraus und servierte diesen verstümmelten Satz der Öffentlichkeit.“

gonnen“ würde. Maria mit dem Leichnam Christi auf dem Schoß begegnet dem Teufel im Gespräch.

Doch Andres gibt dem Rufer und allen Gegnern von Verhandlungen noch deutlichere Worte mit auf den Weg:

„Wer sich vor diesem Gespräch fürchtet, hat keine sauberen politischen Ziele, und wer sich für dieses Gespräch zu hoch gestellt, zu sehr im Recht und zu eng mit der Wahrheit verbunden fühlt, der ist ein hochmütiger Mensch und angesichts der Folgen, die seine unmenschliche Starrheit gegenüber dem Gegner haben kann, müssen wir ihn – nochmals! – der Vorbereitung eines ungeheuerlichen Verbrechens anklagen.“

Im weiteren Verlauf der Rede heißt es, die Vernunft gebiete, sich vom „Ungeist der Gewalttätigkeit“ abzuwenden. Unnötig zu erwähnen, dass dieser Appell sich erneut an beide deutsche Staaten richtet. Gegen Ende der Rede werden der Vernunft die Begriffe „Wahrheit“ und „Toleranz“ zur Seite gestellt. Keiner „der beiden weltanschaulichen und politischen Gegner“ könne „für sich in Anspruch nehmen, die Vernunft einseitig auf seiner Seite zu haben“. Hier wendet Andres sich erst gar nicht an die Politiker, sondern sieht andere Teile der Bevölkerung in der Pflicht: „Die geistig verantwortlichen Schichten im Westen wie im Osten müssen erkennen, daß eine Überbrückung der Gegensätze ohne ein neues Verhältnis zur Wahrheit eine Illusion bleibt.“ Er fordert „wahre Toleranz“ auf beiden Seiten.<sup>380</sup>

Auch die letzten Sätze gelten dem Gedanken der Vernunft. „Rußland und Amerika haben die Lösung der deutschen Frage in der Hand.“ Dennoch gibt es auch für die Deutschen etwas zu tun:

„Das Einzige – doch es ist noch sehr viel! – was die Deutschen in solcher Preisgegebenheit zwischen den Gewalten von Ost und West tun können, ist: durch diese Not sich zu dem Verhalten zwingen zu lassen, das ihnen die Vernunft vorschreibt, jene Vernunft, die nie aus den vielen, aus der numerischen Mehrheit, sondern aus den Besten des Volkes spricht.“

Gemeint sind „Taten nach dem Beispiel des 17. Juni“. Es kommt also nicht auf die Zahl derer an, die ihm zustimmen, sondern es geht darum, immer wieder unvermindert das einzufordern, was seiner Meinung nach das Gebot der Vernunft ist.

---

<sup>380</sup> Zum Thema „Toleranz“ s. das Kapitel „23. Februar 1958, Oldenburg: ‚Toleranz‘“.



Andres ist auch schon bei der Vorbereitung seiner Rede bewusst gewesen, dass viele Zuhörer seine Ansichten keineswegs teilen. In seiner Stellungnahme für die *Kultur*<sup>381</sup> berichtet er selber:

„Am Tage zuvor [vor der Bochumer Rede] hielt ich dieselbe Rede in Dortmund, und zwar vor den Lehrern und Schülern der Oberstufe einiger Gymnasien. Jene gewissen Antennen, die jeder im Umgang mit dem Publikum erfahrene Redner hat, meldeten mir, daß ein wahrscheinlich ziemlich großer Teil der jungen Menschen und vor allem der Lehrer über meine Ausführungen enttäuscht, ja erschrocken war.“

Zu den heftigen Protesten in Dortmund und seiner Verspätung in Bochum heißt es weiter:

„Und nun auch noch diesem wartenden Festpublikum eine Rede vorzusetzen, die nicht so sehr festlich als wahrhaftig, unbedingt und die Wunde Deutschlands nicht mit Pathos und einseitiger Anklage drapieren, sondern bloßlegen, ja erneut zum Bluten bringen wollte ... Ich gestehe, daß ich für einen Atemzug lang einen Anfall von Feigheit empfand.“

Viele Formulierungen lassen dies erkennen.

Vorsichtig sagt er gleich am Anfang der Rede:

„Wenn ich es mir auch nicht erlaube, unsere beiden Regierungen einer solchen Absicht [, auf der verratenen Sehnsucht der Deutschen nach Wiedervereinigung – im Unterbewußtsein des Volkes! – eine Reinkultur nationalistischer Ressentiments anzulegen“] zu zeihen, welche in der Tat einfach ruchlos wäre, so muß ich doch meine Verwunderung darüber ausdrücken, daß keiner jener Politiker die Tatsache anerkennen will, daß durch die Atomaufrüstung der beiden Deutschländer Deutschlands Trennung verewigt wird [...]“.

Andres macht seinen Standpunkt schon hier sehr deutlich, beugt aber so gleich möglichen Entgegnungen vor, indem er diese politische Haltung nicht direkt kritisiert, sondern nur seiner Verwunderung darüber Ausdruck verleiht. Seine Ansichten über Politiker werden später noch Gegenstand der Betrachtungen sein.

---

<sup>381</sup> Vgl. Antwort an *Die Kultur* nach der Rede in Bochum – Unkel Juli 1958. Das Dokument findet sich im Privat-Nachlass von Stefan Andres, verwaltet durch Dr. Christopher Andres, München, in der Akte: Beiträge: Anti-Atom.

Wenig später bedient er sich einer rhetorischen Frage: „Oder begehe ich üble Nachrede, wenn ich behaupte, daß die beiden deutschen Regierungen zur gegenseitigen Vernichtung heute schon moralisch und bald auch militärisch vorbereitet sind?“ Die Form des Fragesatzes mildert die harte Aussage. Die Anklage ist dennoch deutlich: Die militärische Aufrüstung ist nur der zweite Schritt in einer unheilvollen Entwicklung.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Einleitung zur oben erwähnten Kritik an der russischen Seite. Zunächst stellt Andres klar: „Es wäre ein grobes Mißverständnis, wollte man dort [im Osten] annehmen, daß ein Deutscher, der für die Verständigung mit Rußland eintritt, ein müder Mann sei, der sich in das Unvermeidliche ergeben hat. Wer gegen den Strom schwimmt, ist nicht müde!“ Zwar sind diese Worte in Richtung Osten gewandt, treffen aber die – westlichen – Zuhörer, denn es ist Andres klar und so formuliert er es auch mehrfach, dass nicht viele Menschen seiner Ansicht sind und das Gespräch mit dem Osten suchen oder überhaupt für notwendig oder möglich halten. Konsequenterweise weist er daraufhin, dass er in den folgenden Ausführungen bewusst die Ich-Form benutzt um darzutun, „daß ich in niemandes Namen und Auftrag spreche“. Aber ganz verlassen von Mitstreitern fühlt er sich auch nicht. Der nächste Satz stimmt hoffnungsvoll: „Ich bin aber gleichzeitig überzeugt, daß ich, indem ich der Stimme der Vernunft folge, mich der politisch-sittlichen Überzeugungen aller geistig selbständigen Deutschen annähere [...]“. In diesem Zusammenhang ist auch das oben bereits erwähnte Zitat zu verstehen, in dem er von der Vernunft spricht, die „nie aus den vielen, aus der numerischen Mehrheit, sondern aus den Besten des Volkes spricht“. Jene, die er sicherlich nicht dazu zählen würde, haben zu diesem Zeitpunkt schon lange den Saal verlassen.

## **Politiker**

Mehrfach wurde gezeigt, dass Andres ein kritisches Verhältnis zu dem hat, was er „Politik“ nennt, und zu deren Repräsentanten, den Politikern. Er stellt „Vernunft“ und „Politik“ gegenüber (s.o.) und spricht von „uns die Verständigung verweigernden Politikern“. Bereits zu Beginn seiner Rede prangert er die „Unaufrichtigkeit“ der Politiker an. Harsch wird die Kritik

in dem Teil, der in der Ich-Form formuliert ist. Zunächst wendet er sich dort zwar in Richtung Russland, doch dann heißt es:

„Was nützen Konferenzen und selbst schwindelerregende Gipfelkonferenzen [man beachte die wohlgewählte Formulierung], wenn da nur Politiker mit Politikern reden, im Grunde beklagenswerte und von ihren eigenen Zielen unfrei gemachte, menschliche Wesen, ohne Bewußtsein für Moral und Recht, voll Mißtrauen gegen die Welt des andern und jeden Augenblick bereit, mit Lüge und Heuchelei die eigenen Ansichten zu verbergen. Und wird man einmal moralisch, so nur, um den Gegner vor der Weltöffentlichkeit als minderwertig hinzustellen, während man stillschweigend im eigenen Handeln diesen Mangel an Moral und Recht als politische Gewitztheit bewertet.“

Andres empfiehlt den Politikern Kants „Gedanken zum ewigen Frieden“<sup>382</sup> als Lektüre, damit sie erkennen, „daß Angst und Sicherheitsbedürfnis keine hinreichenden Fundamente für den wirklichen Frieden sind“. Dem „Politiker“ wird der „Mensch“ gegenübergestellt: „Nur der Mensch als sittliches Wesen kann diesen Frieden schaffen und als innere Ordnung weitertragen.“ Dass er sich ausgerechnet auf Kant beruft, hat in dieser Rede sicherlich auch noch eine weitere Bedeutung, denn im Anfangsteil berichtet er von dem Artikel eines Redakteurs des *Rheinischen Merkurs* – er nennt ihn einen „reaktionären Journalisten“ – der „von dem neuen geplanten Raketen-Limes herab den nach seiner Meinung offenbar immer schon draußen wohnenden Preußen: also den Kants, Humboldts und Kleists, den Rat gibt, sich an Polen anzuschließen!“ Empörend findet es Andres, dass die einzige Reaktion auf diesen Artikel eine Zeitungsnotiz ist, in der sich „der Regierungschef“ von diesen Äußerungen „distanziert“.

### **Argumentationsfehler**

An mehreren Stellen der Rede wird nicht deutlich, an wen Andres sich richtet. Immer wieder spricht er von „uns Deutschen“ und den „zwei deutschen Regierungen“. Doch im Zusammenhang mit dem 17. Juni am Anfang der Rede heißt es: „Dabei erhoben wir Deutschen und unsere Regierung beschämend spät und überraschend leidenschaftslos die Stimme, bis dann die Berliner Arbeiter am 17. Juni 1953 plötzlich ihre Empörung

---

<sup>382</sup> Welches Kant-Zitat Andres hier genau vor Augen hat, ließ sich nicht eruieren.

und äußerste Entschlossenheit in die Welt hineinschrien.“ Hier wird eine westdeutsche Haltung direkt mit dem Aufstand im Osten in Verbindung gebracht, was historisch in dieser Weise sicherlich nicht haltbar ist.

Wie bereits ausgeführt, ist es dem Redner wichtig, immer wieder die Gemeinsamkeiten der beiden deutschen Staaten darzustellen. Eine dieser Gemeinsamkeiten besteht darin, dass beide Staaten in einen Machtblock eingebunden sind: „Oder hören wir nicht gleich, wenn Pankow deklamiert, die Stimme Moskaus – und wenn Bonn sein ‚unmöglich‘ oder ‚unrealistisch‘ sagt, die Stimme Amerikas?“ Etwas schief wird das Bild allerdings, wenn es heißt: „Zur Belohnung [daß wir zur Vernichtung des Ostens moralisch und militärisch bereit sind – s. o.] gestattet uns der Machtblockpartner, unsern deutschen Gegner offiziell nicht anzuerkennen.“ Und im nächsten Satz: „Die UNO hat soeben beschlossen, die DDR nicht unter ihrem Namen zu führen, sondern unter dem Etikett Ostdeutschland.“ Die UNO wird also mit dem Machtblockpartner, in diesem Falle Amerika, gleichgesetzt, was man in dieser Form sicherlich nicht behaupten kann. Hier hätte eine etwas differenziertere Darstellung, mit wessen Stimmen dieser Beschluss gefasst wurde, zur Klarheit beigetragen.

Erwähnenswert ist auch folgende Äußerung:

„Hitlers Krieg gegen Polen und Rußland war seinem Wesen nach nicht einer jener Kriege, die nach der Auffassung des Angreifers ein ungesundes, schiefes, für alle Beteiligten unerträgliches Verhältnis mit Gewalt neu ordnen sollen. Nein, es handelte sich hier in Motiv und Zielsetzung einfach um einen Vernichtungskrieg [...]“

Es stellt sich die Frage, ob es für Andres einen „gerechten“ Krieg geben könnte.<sup>383</sup> Dies ist insbesondere deshalb von Bedeutung, weil gerade die Spaltung Deutschlands ein „schiefes“ und „unerträgliches“ Verhältnis darstellt. Er spricht an vielen Stellen von der Gefahr für den Frieden, die von diesem Gebilde ausgeht. Doch wer könnte der „Angreifer“ sein, der das „Verhältnis“ neu ordnen will? Andererseits beschwört er gerade in dieser Bochumer Rede den Willen zum „waffenlosen Kampf“ und nennt sicherlich nicht ohne Grund Gandhi als Leitfigur und den 17. Juni als Beispiel für diesen Willen.

---

<sup>383</sup> Vgl. zu dieser Frage auch die Einleitung zum Konvolut III, „Gegen die Atomrüstung“.

## Nachwirkungen

Die Welle der Empörung war auch eine ganze Zeit nach der Rede noch groß. So finden sich mehrere Abdrucke der Rede in unterschiedlichen Organen, z.B. in der *Deutschen Studenten-Zeitung*, die Auszüge der Rede unter der Überschrift „Prüderie zwischen Machthyptotiseuren. Ein Notabene im kalten Wiedervereinigungskrieg“ unter dem Namen von Stefan Andres auf der Titelseite veröffentlichte.<sup>384</sup> Der Abdruck umfasst weite Teile der Rede und gibt sie in chronologisch richtiger Reihenfolge wieder, allerdings fehlt ausgerechnet der Anfangsteil, so dass die Seite direkt mit dem provokanten Satz beginnt:

„An der Entstehungsart der beiden deutschen Regierungen in West und Ost muß es klarwerden, daß sie ihr Dasein nicht dem freien Willen des gesamten deutschen Volkes verdanken, sondern daß die verfeindeten Sieger diese zwei Regierungen gewissermaßen zu ihren am weitesten vorgeschobenen Brückenköpfen machten.“

Ein weiterer Abdruck findet sich in *Spuren* in der Rubrik „Wir stellen zur Diskussion“.<sup>385</sup> In einer redaktionellen Einleitung heißt es:

„Stefan Andres emigrierte 1933 als katholischer Schriftsteller aus Protest gegen das damalige Regime nach Positano in Süditalien. Er bekennt von sich, ein überzeugter Anhänger der demokratischen Staatsform sowie ein Gegner jedes totalitären Regimes – ganz gleich, ob von rechts oder links – zu sein. Nach dem Krieg kehrte Andres wieder nach Deutschland zurück. Er ist Träger des Literaturpreises des Landes Rheinland-Pfalz.

Wegen der sich aus der besonderen Situation Deutschlands ergebenden Lage ist Stefan Andres als Mitglied des Ausschusses ‚Kampf dem Atomtod‘ gegen die atomare Bewaffnung der Bundeswehr, ohne andererseits Anhänger eines extremen Pazifismus zu sein, der die einseitige atomare Abrüstung des Westens fordert.

Als einzige deutsche Zeitung bringen wir eine fast wörtliche Wiedergabe seiner in Bochum gehaltenen Rede, die uns im Originaltext vorliegt, um damit dieses aktuelle Thema zur Diskussion zu stellen.“

---

<sup>384</sup> Vgl. Stefan Andres: Prüderie zwischen Machthyptotiseuren. Ein Notabene im kalten Wiedervereinigungskrieg. In: *Deutsche Studenten-Zeitung* 22. Juli 1958 (8. Jg., Nr. 7 / 8), S. 1.

<sup>385</sup> Vgl. Stefan Andres: contra Atomrüstung. In: *Spuren*, Universität Bonn. Jahrgang 1958, Nr. 10, S. 3-6.

Gefolgt wird der Abdruck der Rede von einem Kommentar von Freiherr von Guttenberg<sup>386</sup> mit dem Titel „Weltanschauung und Politik“. In diesem wehrt er sich zunächst dagegen den „politisch Andersdenkenden in Bausch und Bogen verwerfliche Motive zu unterstellen“. Er selber wolle jedenfalls nicht in „die Kategorie der ‚Unaufrichtigen‘, der ‚Hochmütigen‘, der ‚Heuchlerischen‘ oder gar der ‚Selbstgerechten und Intoleranten‘ eingereiht werden“. Er warnt Andres vor einer inneren Spaltung des Volkes:

„Wer der Freiheit und Einigung unseres Vaterlandes dienen will, sollte vielmehr beitragen zu fruchtbarem Gespräch über mögliche Wege – wer dem Andersdenkenden aber die Achtung vor seinen Motiven versagt, tötet dieses Gespräch, schadet der Freiheit und schafft neue Risse und Klüfte in unserem Volk.“

Im Weiteren trägt Guttenberg die Argumente der CDU / CSU- Seite vor. Er warnt vor einer einseitigen Abrüstung im Westen und ist sich sicher, dass es nur einen Weg zur Erhaltung des Friedens gibt, nämlich dem, „der da vielleicht Aggressionsabsichten hat, ein g l a u b w ü r d i g e s Risiko entgegenzusetzen – ein solches Risiko, das nicht automatisch Selbstmord wäre und vom Angreifer daher einbezogen werden muß in sein Kalkül“. Guttenberg bekennt, dass es in der Frage der Wiedervereinigung noch keine erkennbaren Fortschritte gegeben hat und die beiden deutschen Staaten sehr fest in ihre jeweiligen Machtblöcke integriert sind, aber er zieht daraus

---

<sup>386</sup> Karl Theodor Freiherr von und zu Guttenberg (1921-1972) war 1946 einer der Gründerväter der CSU und seit 1957 als Mitglied im Deutschen Bundestag. Dort engagierte er sich besonders im außenpolitischen Ausschuss. Manfred Berger konstatiert: „Guttenberg sah in der Wiedervereinigung allein keine Alternative zur westlichen Bündnispolitik, da, wie er sagte, ‚die Existenz Ulbrichts und die Bedrohung unserer eigenen Sicherheit nichts anderes sind als Produkte der gleichen Ursache, nämlich der sowjetischen Offensive gegen Europa. Erst wenn diese Offensive einmal nachlassen sollte, dann wäre gleichzeitig eine Verringerung unserer Verteidigungsbemühungen möglich und eine Chance zur Wiedervereinigung erkennbar‘ ... Wir streiten heute nicht mehr um den besten Weg zur Freiheit aller Deutschen. Wir streiten leider darum, was diese Freiheit ist [...] Konzessionen gegenüber kommunistischen Regimen, deren aggressive Politik auf die Unterdrückung der Freiheit innerhalb und außerhalb ihres Herrschaftsbereiches gerichtet sei, lehnte er grundsätzlich ab.“ – Als Mitglied des Deutschen Bundestags entwickelte er sich zu einem der schärfsten Opponenten gegen die Deutschland- und Ostpolitik der SPD und später der SPD/FDP-Koalition, mit Willy Brand als Bundeskanzler und Walter Scheel als Außenminister. Er warnte eindringlich davor, auf östliche Koexistenzpropaganda hereinzufallen. (Vgl. dazu: Manfred Berger: Guttenberg, Karl Theodor Maria Georg Eberhard Joseph Reichsfreiherr von und zu. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon Bd. XXI (2003), Sp. 599-608).

gänzlich andere Schlüsse als Andres, möchte dafür allerdings nicht als „töricht“ oder „verlogen“ abgestempelt werden.

In einem letzten Teil verweist Guttenberg darauf, dass Andres gerade jene Freiheit des Staates, nämlich Meinung und Gegenmeinung zu äußern, dazu benutzt „um den zu schmähen, der sie ihm gewährt“.

Zum Abschluss geht Guttenberg kurz auf die Forderung von direkten Gesprächen mit der Führung der DDR ein. Er lehnt solche Gespräche ab, denn er ist überzeugt, dass „die Vertiefung, ja die Verewigung dieser Spaltung [...] die unausweichliche Konsequenz solcher Gespräche [wäre]“.

Wie ernst es Guttenberg mit dem Austausch unterschiedlicher Meinungen ist, macht die abschließende Bemerkung deutlich:

„Es ist nur zu verständlich, daß in unserem Volk die Ungeduld sich regt. Stefan Andres hört, hört ihre Stimme. Wir brauchen diese Ungeduld. Sie ist die bewegende Kraft für unser Tun. Aber hüten wir uns vor blindem Wagemut, dem gefährlichen Weggenossen des Ungeduldigen. Es geht um die Freiheit, das Siegel des Menschen, – laßt deshalb alle Besonnenheit walten.“

Ein weiterer sehr umfangreicher Abdruck der wichtigsten Passage aus der Bochumer Rede findet sich in *Die Kultur*, 6. Jahrgang, Nr. 113, 1. August 1958, S. 1 und 2: Stefan Andres: „Um die Freiheit unseres Handelns. Deutsche Spaltung fordert neues Verhältnis zur Wahrheit“. In einem kleinen redaktionellen Kasten auf der zweiten Seite wird kurz auf den Hintergrund der Rede verwiesen und auf die nach der Rede abgelaufene „Verleumdungskampagne gegen den bis dahin als ‚Repräsentanten christlicher Dichtkunst der Gegenwart‘ gepriesenen Schriftsteller“. Tatsächlich hatte er versucht, ein Verfahren wegen übler Nachrede gegen die *Ruhr-Nachrichten* anzustrengen. Die Eröffnung des Hauptverfahrens wurde jedoch abgelehnt.<sup>387</sup> Zum einen weil das Amtsgericht Bonn, an dem die Klage eingereicht wurde, nicht zuständig war, zum anderen, weil der Kläger nicht deutlich gemacht hatte, welche „der von ihm beanstandeten Ausführungen im einzelnen unwahr und ehrkränkend sein sollen“. Das Schreiben der Rechtsanwälte schließt mit der Bemerkung:

---

<sup>387</sup> Vgl. dazu: Brief der Rechtsanwälte Diessel und Wirringer, Dortmund an Stefan Andres, 3.11.1958, im DLA: A: Andres. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, Mappe II.

„Es haben tatsächlich viele Zuhörer, durch die Ausführungen des Privatklägers verärgert, die Versammlungssäle verlassen. Der Privatkläger hat die Regierung der Bundesrepublik in der im Artikel wiedergegebenen Weise diffamiert. Wenn also der Privatkläger meinen sollte, diese beiden Behauptungen gingen gegen seine Ehre, so werden sie bewiesen werden. Was den Hinweis auf die freundschaftliche Verbindung zwischen dem Privatkläger und der SPD anbelangt, so wird der Privatkläger wohl kaum behaupten wollen, eine solche Verbindung gehe gegen die Ehre.“

In einem langen Schreiben an die Redaktion der *Kultur*<sup>388</sup> erklärt Andres, er habe zunächst in die „unklare Berichterstattung“ eingreifen wollen, sei dann aber zu dem Schluss gekommen, er wolle sich und die Angelegenheit nicht unnötig aufbauschen, und so habe er lediglich einige Zeitungen zum Widerruf aufgefordert. Seine Motivation, der Redaktion der *Kultur* den Text seiner Rede samt eines Kommentars zu den näheren Umständen der Rede zu schicken, erklärt er so:

„Nun höre ich aus Ihrem Brief, daß das unklare Echo des Bochumer Zwischenfalles, den ein kleiner, ihrem Anführer folgsamer Teil meiner Zuhörer verursachte, bis nach München gedrungen ist. Da andere, viel wichtigere Ereigniswellen von Nord und Süd unseres Vaterlandes und in umgekehrter Richtung unterwegs im All der Gleichgültigkeit untergehen, wundere ich mich über die Stärke des Widerhalls. Vor allem der Flugzettel gegen mich, vom dem Sie mir berichten, – das grenzt fast ans Ernstgenommen werden! Ich bitte Sie, ihn mir einmal zuzusenden, damit ich ihn zu meinen wenigen Diplomen und Auszeichnungen lege.“

Im Weiteren berichtet er über die Aufregungen bereits nach der Dortmunder Rede, die unverschuldete Verspätung in Bochum und über „Ungehörigkeiten, Pfeifen, Lärm!“ während seiner Ansprache:

„Wie festgestellt werden konnte, handelte es sich um eine organisierte Störungsaktion. Empörte Zuschauer aus Dortmund hatten in Bochum bestimmte Signale gegeben. Die Demonstranten, die sich als geladene Gäste der Stadt Bochum im Theater befanden, mißbrauchten das Gastrecht, indem sie mich störten, ja vom Pult wegbrüllen wollten. Aber da brüllte ich zurück und erklärte, daß ich weiterreden würde, auch vor leeren Bänken, bis zum letzten Wort meines Manuskriptes.“

---

<sup>388</sup> Vgl. Antwort an *Die Kultur* nach der Rede in Bochum – Unkel Juli 1958. Das Dokument findet sich im Privat-Nachlass von Stefan Andres, verwaltet durch Dr. Christopher Andres, München, in der Akte: Beiträge: Anti-Atom.



Andres berichtet auch von der Zwischenfrage, ob er mit Ulbricht verhandeln würde (s. Anm. 379). Die Zeitungen hätte dann jedoch diese und seine Bemerkung über die Wahl der beiden deutschen Regierungen verkürzt und damit sinntestellend aufgegriffen: „wenn die deutschen Zeitungen von ihren Reportern mehr Richtigkeit oder auch nur Genauigkeit in der Wiedergabe des Gehörten und Gesehenen forderten, stünde unsre öffentliche Meinung auf soliden Füßen ...“. Auf dem Platz vor dem Theater wurde Andres anschließend wohl eng belagert von Gegnern und Befürwortern seiner Worte. Nach eigener Aussage blieb er jedoch gänzlich ruhig und ließ sich nicht provozieren: „Ich verzog mich rückwärts durch die Menschenmasse in meinen Wagen. Ich sehnte mich nach meinem Gehäus und fand Trost in der Vorstellung, daß ich kein Politiker sei.“ Die *Kultur* zitiert in ihrem kurzen redaktionellen Teil die letzte Bemerkung aus Andres' Brief: „Und Beauftragte des ‚Kuratoriums Unteilbares Deutschland‘ erklärten: Man könnte gegen die Rede eigentlich nichts sagen – wenn sie statt am 17. am 18. Juni gehalten worden wäre.“<sup>389</sup> Zu dieser Feststellung bemerkt Andres nicht ohne einen Anflug von Sarkasmus: „Aber am 18. Juni hätte man für dieses Thema vielleicht schon kein Interesse mehr gehabt ...“.

---

<sup>389</sup> Vgl. Stefan Andres: Um die Freiheit unseres Handelns. Deutsche Spaltung fordert neues Verhältnis zur Wahrheit. In: *Die Kultur* 1. August 1958 (6. Jg., Nr. 113), S. 2.

## 7. 23. Mai 1970, Saarlouis: Europadenkmal

Am 24. Mai 1970 wurde in Berus bei Saarlouis feierlich das Monument für die großen Europäer Robert Schumann, Alcide De Gaspari und Konrad Adenauer enthüllt. Am Vorabend hatte es einen Festakt in Saarlouis gegeben mit Ansprachen des Bundestagspräsidenten Kai-Uwe von Hassel, des französischen Generalkonsuls Jehan de Latour, des italienischen Konsuls Dr. Ignazio Argento, des saarländischen Finanzministers Helmut Bulle, der als Vorsitzender der Vereinigung zur Errichtung des Denkmals für die großen Europäer fungierte und von Stefan Andres. Die Festrede zur Enthüllung am nächsten Tag hielt Ministerpräsident Dr. Röder, der dann gemeinsam mit Minister Bulle, Staatssekretär Salizzioni und Dr. Berthel, Präsident der Vereinigung der Freunde Robert Schumanns, das Denkmal enthüllte. Während die *Saarbrücker Zeitung* einen großen Teil ihres Beitrages der Rede von Kai-Uwe von Hassel widmet, wird Andres' Ansprache nur kurz als „ein für diese Veranstaltung verfaßtes Bekenntnis“ bezeichnet und als Quintessenz zitiert, „die Völker Europas [sollten] nur solchen Politikern ihr Vertrauen [...] schenken, die – frei von nationalstaatlichem Denken – für ein vereinigtes Europa eintreten.“<sup>390</sup>

Andres' Rede ging ein langer Arbeitsprozess voraus, wie sich aus den drei verschiedenen Fassungen des Textes, die sich im Literaturarchiv in Marbach<sup>391</sup> befinden, leicht ablesen lässt: ein ausführliches Typoskript, das 12 Seiten umfasst, eine sechsseitige „Kurzfassung“ und eine „Letzte Fassung“ mit einem Umfang von 9 Seiten<sup>392</sup>, wobei die letzte Version tatsächlich kürzer ist als die „Kurzfassung“. Über den Zusammenhang zwischen den drei Versionen gibt ein dem Typoskript angefügter handschriftlicher Brief Aufschluss. Er trägt den Hinweis „nicht abgeschickt!“ und datiert, laut entsprechendem Vermerk, von Anfang Mai 1970. Der Brief ist an Finanz-

---

<sup>390</sup> Vgl. Symbol unserer Zeit auf den Höhen von Berus. Um das europäische Vaterland. Willenskundgebung für eine stärkere Solidarität. In: *Saarbrücker Zeitung* 25. Mai 1970 (Nr. 118), S. 10.

<sup>391</sup> Das Typoskript findet sich im DLA: A: Andres. Prosa Konv. Politische Beiträge „Die großen Europäer“. Die Kurzfassung und die „Letzte Fassung“ finden sich im DLA: A: Andres. Prosa Konv. Politische Beiträge „Europadenkmal in Saarlouis“. Die folgenden Zitate stammen, soweit nicht anders gekennzeichnet, aus dieser Quelle.

<sup>392</sup> Ein bis auf einige wenige Ungenauigkeiten wörtlicher Abdruck der „Letzten Fassung“ findet sich in dem Band von Bernd Groß: Stefan Andres, das Saarland und die Europäische Idee. Saarbrücken-Bübingen 2006, S. 11-16.

minister Bulle in Saarbrücken gerichtet. Andres protestiert darin gegen eine Verkürzung seiner Redezeit auf zehn Minuten. Bereits zuvor war er wohl um eine Verkürzung seiner Rede von einer „normalen Rededauer“ auf zwanzig Minuten gebeten worden. Er schreibt ungehalten, die Begründung, „daß dies aus Rücksicht auf die am Festakt anwesenden hohen Herrn geschehe“, sei für ihn „nicht überzeugend.“ Er habe „allein aus Liebe dieses große Thema [...] angenommen“. Eine Rededauer von zehn Minuten sei eine „Zumutung“, so dass er den Auftrag zurückgebe und den Minister bitte, auf seine Anwesenheit in Saarlouis zu verzichten. Weiter heißt es:

„Wer hier gekränkte Autoreneitelkeit vermutet, ist nur zum Teil im Recht, ich liebe es nicht, eine Handlung auf mich zu nehmen, deren Aufwand an Zeit, Kraft und auch Geld groß und deren Wirkung nichtig ist. Eine Rede wird auch durch ihren Umfang geformt und über ein solches Thema zehn Minuten zu reden, bedeutet es zu verunehren.“

Bei der Typoskriptfassung handelt es sich also vermutlich um die ursprüngliche Version, während die „Kurzfassung“ bereits an die geforderte kürzere Redezeit angepasst wurde. Dass der erwähnte Brief tatsächlich nie abgeschickt wurde und Andres stattdessen eine zehnminütige Rede gehalten hat, ist wohl der Initiative von Dorothee Andres zu verdanken. Laut mündlicher Mitteilung ihres Enkels Dr. Christopher Andres war sie es, die ihren Mann davon überzeugte, diese wichtige Rede zu halten. Dafür nahm sie sich selbst des Manuskriptes an und kürzte es auf die erforderliche Länge. Man darf jedoch davon ausgehen, dass das Ergebnis voll und ganz im Sinne von Andres war, der, so versichert sein Enkel, niemals eine Rede gehalten hätte, die nicht seine Meinung widerspiegelt. Zudem tragen beide gekürzten Fassungen am Ende ausdrücklich den Namen „(Stefan Andres)“.

Die Kurzversionen der Rede bestehen aus meistens wortwörtlichen Übernahmen aus dem ursprünglichen Text. Lediglich in der letzten Fassung sind einige zuvor ausgeführte Passagen sinngemäß zusammengefasst. Es erscheint deshalb sinnvoll, zunächst die kürzeste Fassung, bei der es sich somit um eine Quintessenz der Rede handelt, zu betrachten und nachfolgend auf die vorgenommenen Veränderungen zu verweisen.

## Letzte Fassung

Diese Fassung trägt die Überschrift: „Zur Einweihung des Denkmals für die großen Europäer: Adenauer, Schumann und de Gaspari“. Trotz der expliziten Nennung wird keiner der drei Politiker in dieser oder in einer der anderen Fassungen namentlich erwähnt. Für Andres geht es nicht um die Würdigung Einzelner, die sich in besonderer Weise für den europäischen Gedanken eingesetzt haben. Sein Thema ist ein anderes, ihm geht es um die Entstehung Europas. Dabei macht er seinem Unmut über die kurze Redezeit in einem Einschub Luft: „[...] um jene großen Europäer, denen das Saarland ein Denkmal errichtet hat, auf die rechte Weise zu ehren und ihre Ziele zu verstehen, denken wir hier Versammelten – und wärs auch nur für zehn Minuten – über Europa nach, über den Geist, der es schuf.“ Schnörkellos, ohne weitere Exkurse und so geradlinig wie in kaum einer anderen Rede zeichnet er im Folgenden die Entstehung Europas aus seiner Sicht nach. Die „Geburtsstunde Europas“ sieht er in der Schlacht bei Marathon, in der die Griechen gegen die zahlenmäßig „gewaltig überlegenen“ Perser siegten. Die Schlacht bei Marathon datiert auf das Jahr 490 v. Chr. und ist in ihrer Bedeutung für die weitere Entwicklung Griechenlands und Europas – so wie auch Andres sie schildert – durchaus umstritten. Schon die Annahme, dass die Perser in dieser Schlacht den Griechen zahlenmäßig weit überlegen gewesen seien, dürfte in das Reich der Mythen gehören. Die historischen Umstände sind für Andres jedoch nur von peripherer Bedeutung. Wichtig ist für ihn die Symbolik dieses Kampfes: „Zwei Erdteile, zwei Welten stießen aufeinander: die persische Despotie und die junge griechische Demokratie.“ Dass die Schlacht bei Marathon für Andres tatsächlich nicht mehr als ein Symbol ist, weshalb auf die Diskussion um die wahren historischen Gegebenheiten in diesem Zusammenhang verzichtet werden kann, lässt sich leicht aus den folgenden Sätzen herauslesen. Er weist daraufhin, dass „der Geist Europas, der Geist der Griechen, der Geist von Marathon“ bereits früher entstand. Zur Verdeutlichung des von ihm Gemeinten greift er auf den von Karl Jaspers geprägten Begriff „Achsenzeit“ zurück. Laut Jaspers wurden in der Zeit zwischen 800 und 200 v. Chr. in vier verschiedenen Kulturen unabhängig voneinander die Grundlagen unserer Zivilisation gelegt, nämlich in China, in Indien, im Orient (Israel

und Iran) und im Okzident (Griechenland und Rom)<sup>393</sup>. Angesichts der Kürze der Redezeit umschreibt Andres diese Entwicklung: „viele große Völker“ hätten seinerzeit „neue Böden in ihr Denken ein[ge]zogen“. Entscheidend ist für ihn vor allem die Entwicklung der Abstraktionsfähigkeit, mit der eine „rationale Naturbetrachtung“ und eine „wissenschaftliche Begriffsbildung“ einhergeht, wobei es sich nicht um entgegengesetzte Richtungen handelt. Alles Denken bildet, und das sei der Ausgangspunkt des europäischen Geistes, ein Ganzes:

„Darin lag ihre [gemeint sind die „frühen Europäer“] Erkenntnis: wer sich mit der Natur beschäftigt, hat alle Erscheinungsformen mit denselben Prinzipien zu erklären. Theologie, Philosophie und Naturwissenschaft sind nur verschiedene Betrachtungsformen derselben Einheit.“

Innerhalb der Achsenzeit wurde nach Jaspers auch der Grundstein der Weltreligionen gelegt. Andres verweist nur auf das für Europas Entwicklung prägende Christentum, das „von dieser griechischen Intellektualität bereits in seiner noch formbaren Frühzeit durchdrungen und auf seine Höhe gehoben [wurde], die es in die Lage versetzte, zur Welt mit Autorität zu sprechen“. Den nächsten, für die Entwicklung Europas, entscheidenden Schritt sieht er im 16. und 17. Jahrhundert, in dem, wie er betont „[a]us dem Christentum, aber neben der Kirche“ der moderne Naturwissenschaftler entstand, dessen Tun und Denken „sich für die ganze Menschheit entscheidungsvoll“ auswirkt. Das wiederum heißt im Umkehrschluss, dass jeder Naturwissenschaftler aus dem europäischen Geist heraus denkt und handelt. Er hebt diesen Schluss besonders hervor, denn er führt ihn zu einer seiner häufigsten Aussagen: Die sich im Kalten Krieg gegenüberstehenden Völker sind keineswegs so weit voneinander entfernt, wie die Menschen glauben bzw. wie ihnen von Politikern suggeriert wird. Tatsächlich – und das ist eine der Hauptaussagen dieser Rede – stehen die Amerikaner („auch wenn [sie] nichts über die Geschichte der Geistes- und Naturwissenschaft wüßte[n]“) auf der gleichen Gedankentradition wie die Russen, von denen Andres glaubt, sie befänden sich „seit einigen Jahrhunderten auf dem Weg nach Europa“. Ironisch ist wohl der nachfolgende Halbsatz zu verstehen: „– nur daß sie halb Asien mit sich schleppen, und das behindert ihren Schritt“.

---

<sup>393</sup> Vgl. dazu: Karl Jaspers: Vom Ursprung und Ziel der Geschichte. München 1949.

Dem Blick auf die Geschichte Europas folgt ein Ausblick auf die Zukunft. Entgegen seiner Gewohnheit, von Politikern nicht allzu viel zu erwarten, stellt Andres sie in dieser letzten Rede sogar an die Spitze derjenigen, die den Untergang Europas verhindern sollen: „übernational denkende[...] Politiker, Militärs und Fachleute[...]“. Drei Punkte scheinen ihm dabei von Bedeutung zu sein:

1. „jene das Leben auf der Erde bedrohenden Schäden, die durch die Industrie entstanden sind“, aufzuheben
  2. „die sozialen Mißstände, die durch überlieferte und neue Fehler in der Gesellschaft entstanden oder doch für den vergleichenden Verstand spürbar geworden sind, durch Wissenschaft, Organisation und Technik im Lauf der nächsten fünfzig Jahre“ zurückzudrängen
  3. „in den kommenden Jahrzehnten [...] das vereinte Europa“ zu schaffen.
- Die europäische Einheit bestünde darin, so sieht es Andres, Industrie, Märkte und Landwirtschaft zentral zu steuern und Europa als „dritte gleichstarke Macht“ zwischen Amerika und Russland zu positionieren. Als Beispiel für verfehlte (Außen-)Politik nennt er das Engagement der Engländer in Biafra. Die schrecklichen Auswirkungen des Biafra-Krieges, der erst Anfang 1970 zu Ende gegangen war, standen seinen Zuhörern sicherlich noch vor den Augen.

Durch drei „Hindernisse“ sieht Andres die wirtschaftliche Einheit Europas gefährdet: durch den Kapitalismus, den Kommunismus und den Nationalismus. Auf die Auswirkungen des extremen Kapitalismus hatte er durch das Beispiel Biafra bereits verwiesen. Ausdrücklich lobt er die Demonstrationen der Jugend gegen diese „Verbrechen“. Während er den Nationalismus nicht näher betrachtet, sondern lediglich als zu bekämpfende Einstellung darstellt, nutzt er die letzten Minuten seiner Rede, um erneut darauf hinzuweisen, dass der Kapitalismus ebenso wie der Kommunismus seinen Ursprung in Europa hat. Implizit erscheint hier erneut der Hinweis, dass weder West noch Ost bereits den Weg zum Frieden gefunden haben. Stattdessen müssen sich beide Seiten um eine Annäherung bemühen. Der „dritte Weg“ liegt für Andres exakt an der Nahtstelle dieser beiden „großen Ideologien“. Am Ende bleiben seine Gedanken jedoch nebulös. Bedeutungsvoll heißt es: „Über diesen dritten Weg wäre viel zu sagen!“ Andres beschwört den „europäischen Humanismus“, der die Welt „wohnlich, menschlich“ machen soll. Dieser Gedanke müsse „ins Volk gebracht

werden“, weshalb in erster Linie die Schulen und damit die Lehrer in der Verantwortung ständen.

An vielen Stellen wirkt diese Rede wie ein Zusammenschritt wichtiger Gedanken, die Andres Jahre zuvor bereits an anderer Stelle erläutert hat und die er nun, als wären alle diese Gedanken auch seinen Zuhörern in Saarlouis bereits bekannt, nur noch als Stichworte aufgreift. So hat er auf die notwendige „Einheit des Geistes“ bereits mehrfach verwiesen, ausführlich vor allem in seiner Rede in Bad Kreuznach und Osnabrück zum 17. Juni 1957. Ebendort finden sich auch erklärende Worte zu dem Begriff der „Ideologie“. Dagegen stammt die Gegenüberstellung von Gut und Böse aus der Rede „Über die Begegnung mit Gott und dem Teufel“ von 1955. In Saarlouis sagt er: „Was er [der Naturwissenschaftler] denkt und tut und sogar träumt, kann sich für die ganze Menschheit entscheidungsvoll auswirken – zum Guten, zum Bösen.“ Dieser Satz gewinnt eine weitere Dimension wenn man Andres' Ausführungen von 1955 mit bedenkt, in denen er darlegt, dass es dem einzelnen Menschen überlassen ist, zwischen Gut und Böse, Gott und Teufel zu wählen.

In einem Punkt jedoch unterscheidet sich diese letzte Rede von den meisten der zuvor gehaltenen: Die Kritik an den Politikern bleibt aus. Er stellt nicht mehr die unfähigen oder gar unlauteren Politiker in den Mittelpunkt, sondern verweist ausdrücklich auf jene, die „in [ihrem] Denken und Planen immerfort an den europäischen Grenzposten säg[en]“. Immerhin handelt es sich um eine Rede zu Ehren von Adenauer (den Andres mehr als einmal heftig kritisiert hat), Schumann und de Gaspari, und wenn auch diese drei, wie bereits gesagt, in der Rede nicht namentlich erwähnt werden, so zollt er jenen Politikern Tribut, die sich um die Einheit Europas verdient gemacht haben: „Der Politiker bedarf des unbekanntes Mannes im Volk; das Volk aber sollte sich nur solchen Politikern anvertrauen, die den Nationalismus verabscheuen und die Völkerfamilie Europas im Sinn tragen und damit das Wohl und den Frieden des einzelnen Menschen.“ Es gibt also auch in den Augen von Andres Politiker, die sich redlich und aufrichtig um die Erfüllung ihrer Aufgaben und Pflichten bemühen, an deren erster Stelle der Erhalt des Friedens stehen muss.

## **Kurzfassung**

Die Kurzfassung enthält alle Gedanken der oben dargestellten „Letzten Fassung“, wobei es sich bis auf wenige Ausnahmen um wortwörtliche Übernahmen handelt. Lediglich die Einleitung ist detaillierter gestaltet. Andres verweist darauf, dass bereits der Trojanische Krieg vielfach als Geburtsstunde Europas gesehen wird. Diese Meinung teilt er ausdrücklich nicht. Wie bereits erwähnt, favorisiert er die Schlacht bei Marathon als bedeutende Geschichtsmarke. Zudem stellt er den Kampf der Griechen gegen Asien den „langandauernden Kämpfen“ der Spanier und Franken gleich und verweist in diesem Zusammenhang deutlich auf das Ziel des griechischen Kampfes: „Die Athener kämpften für ihre bürgerlichen Freiheiten, für ihre Stadt, ihre Sprache, ihre Kultur!“

Im Weiteren erläutert er den Begriff „Achsenzeit“ genauer in dem von Jaspers angelegten Sinne (s.o.). Die Erkenntnis dieser Zeit fasst er wie folgt zusammen: „Der fragende Geist wandte sich nicht mehr hilfesuchend an Überlieferungen, sondern richtete seine Fragen [...] an seine eigne Vernunft. Sein Glaube an die überlieferten Mythen ist zwar nicht tot, aber doch für das Denken nicht mehr zuständig.“

Die Veränderungen von dieser Kurzfassung zur letzten Fassung bestehen demnach vor allem in der Streichung von entbehrlich erscheinenden Erklärungen.

## **Typskriptfassung**

Neben den bei der Kurzfassung bereits erwähnten Erläuterungen finden sich in dieser langen Fassung noch detaillierte Ausführungen, mit denen Andres das Gesagte verdeutlichen wollte. So nennt er nicht nur die Schlacht bei Marathon als Entstehungsstunde Europas, sondern nennt Europa auch Wiege des naturwissenschaftlichen Denkens. Die Eleaten werden zitiert, die nach dem „Sein“ der sichtbaren Dinge fragten, nach dem „Stoff, aus dem alles besteht“. Dann Demokrit und seine Lehre vom kleinsten Teil der Materie, dem Unteilbaren, dem Atom, und in dieser Reihe dürfen auch die großen Philosophen nicht fehlen, die versuchten, ein „Sein ohne Gottheit“ zu denken: Pythagoras, Xenophanes, Heraklit, Sokrates. Mit Ehrfurcht gibt Andres zu Demokrit zu bedenken: „Man muß sich das vorstellen: ein Mensch rührt allein mit der Folge seines Denkens vielleicht an jenes Atom,



dessen experimentelle Entdeckung und Zerbrechung unsere heutige Welt an den Rand ihrer Existenz gebracht hat.“ Zukunft und Vergangenheit liegen dicht beieinander. Ein Blick in die Vergangenheit lehrt uns, aus welchem Denken einst die Ideen entsprungen sind, die die Welt viele Jahrhunderte später bedrohen.

Außer den gerade erwähnten Namen finden sich in der langen Fassung weitere, die den späteren Streichungen zum Opfer gefallen sind. Spricht Andres nach den Kürzungen nur noch allgemein von den „christlichen Platonikern“, fügt er in dieser langen Fassung beispielhaft Namen an: Clemens von Alexandria, Origines, Basilios, Johannes Eriugena.

Neben diesen eher marginalen Veränderungen kürzt er auch einen Exkurs, der sich mit der Auseinandersetzung der Kirche mit den Naturwissenschaften beschäftigt. Es geht ihm dabei um die Darstellung der Einflussnahme des griechischen Denkens auf das Abendland gedanklich prägende Christentum. Die Kürze der Redezeit zwingt ihn schließlich, diese These nur noch zu postulieren, ohne sie mit Erklärungen untermauern zu können, die sich allerdings in der langen Fassung noch finden:

„Wie stark der Geist des Griechentums im Christentum weiterwirkte, zeigt uns dann der Aufstand der Naturwissenschaft gegen jene Einheit des Geistes, wie sie sich in den kirchlichen Dogmen aussprach. Das im Feudalismus verirdischte und in der Barockzeit theatralisch veräußerlichte Christentum gebiert – man muß schon sagen: aus seinem Schoß – jenen Typ Mensch, der uns heute als der moderne Wissenschaftler, genauer Naturwissenschaftler gegenübersteht.“

Der letzte Halbsatz findet sich auch in der letzten Fassung, die Hinführung fiel jedoch dem Zeitdiktat zum Opfer. Ebenso wie der wenig später folgende erklärende Exkurs, in dem Andres neben Galilei, auch Platon, Aristoteles, Blaise Pascal und Darwin als Zeugen dafür benennt, dass Glauben und Naturwissenschaft keinesfalls und schon gar nicht von ihrer Natur her in einem Gegensatz zueinander stehen. So sei beispielsweise Darwin zwar „Agnostizist“, aber nicht Atheist gewesen, weshalb man auch „in unserer Zeit“ die Naturwissenschaft nicht als „Gottlose“ bezeichnen könne: „gerade die größten unter ihnen reden in Andeutungen oft von dem Geheimnis, auf das sie in ihrem Denken und Forschen immer wieder stoßen“.

Mit Bedauern stellt Andres fest: „Die Griechen und auch die Römer waren in ihrem Denken und in ihren Gesetzen und ihrem gesellschaftlichen Zueinander weitaus toleranter als die Christen.“ Ob es sich hier um eine historisch haltbare Aussage handelt, darf zunächst dahingestellt werden. Doch diese so beschworene Toleranz ist ein entscheidender Punkt seiner Überlegungen, denn gerade sie hält er für ein „Erbe des europäischen Geistes [...], der vielstimmig ist, demokratisch die Rechte aller verteidigt“. Diese Gedanken führt er weiter mit den in die anderen Fassungen übernommenen Überlegungen zu der über Europa schwebenden Katastrophe angesichts der sich verhärtenden Fronten im Kalten Krieg. Würde man diese Gedanken zur Achsenzeit und Entstehung des europäischen Denkens weiterentwickeln, leiteten sie zu dem von Andres nur angedeuteten „dritten Weg“, der nicht nur zwischen Kommunismus und Kapitalismus hindurch führen würde, sondern sich vor allem auf die Toleranz und den demokratischen Geist Europas gründen müsste.

## **Anhang**

Dem Typoskript angefügt ist eine Seite, von der nicht eindeutig zu klären ist, wie sie – und ob sie überhaupt – in die Rede gehört. Während die vorhergehenden Seiten die Nummern Eu1 bis Eu 8 tragen, ist die Seite unnummeriert. In der Kopfzeile findet sich lediglich der Vermerk „(zu Europa)“. Dass es sich vermutlich um das Fragment einer Rede handelt, wird durch die Formulierung im zweiten Satz nahegelegt, der sich scheinbar direkt an mögliche Zuhörer wendet: „Ich denke, Ihre Beistimmung zu finden, wenn ich sage: wir müssen uns darüber klarwerden, wie ein neues Europa aussehen soll.“ Damit ist auch gleichzeitig das Thema dieses Fragmentes gegeben, denn das „neue Europa“ wird vornehmlich geprägt durch die Menschen, die in ihm leben, was Andres zu der Frage führt, was einen guten Europäer ausmacht. Dieser sollte nach Andres' Meinung „in der Landschaft seines Herkommens verwurzelt“ sein und „Sprache und Kultur seines Volkes“ lieben, sich mit dessen Geschichte, den positiven wie den negativen Aspekten, auskennen und kritisch mit seinem Volk ins Gericht gehen. Anderen Völkern dagegen sollte er offen und tolerant, vor allem voller Neugier begegnen: „Er weiß: es ist viel wichtiger, fremde Völker zu verstehen als sie zu lieben, – Völker sind kein Gegenstand der Liebe.“

„Vaterlandsliebe“ ist demnach „Rhetorik, Interessen oder gar eine besondere Form von Narzißmus“. Die Vaterlandsliebe ist mit der Entstehung von Großstaaten untergegangen:

„[...] ein Mann im Jahre 300 vor Christus, der vom Kapitol herab einst sein ganzes Land überschauen konnte, er konnte dieses alte Rom noch als ein Vaterland lieben. Ein Mann zur Zeit des Augustus konnte das nicht mehr, das Römische Reich bot ihm für Vaterlandsgefühl so wenig Raum wie ein moderner Großstaat.“<sup>394</sup>

Was heute gemeinhin das „Europa der Regionen“ genannt wird, wird hier von Andres vorgezeichnet. Überraschend ist jedoch die Größe der „politischen Gestalt“, die sich, so glaubt er, „wahrscheinlich zwischen dem heutigen Indien und den Vereinigten Staaten Amerikas“ befinden wird. Möglicherweise handelt es sich hier um eine Reminiszenz an das griechische Erbe Europas, denn der Ostteil dieses „neuen Europas“ entspräche damit ziemlich genau den Grenzen des Reiches von Alexander dem Großen. Unter diesem Aspekt gewinnt die o.g. Äußerung von Andres, Russland würde auf seinem Weg nach Europa halb Asien mit sich schleppen, eine neue Dimension. Jedem, dem sogleich ein „Unmöglich!“ auf der Zunge liegt, begegnet Andres selbst mit einer Erwiderung, die seine Ausführungen abschließt und weitere Fragen im Keim erstickt: „Zahllose Fragen stehen gegen uns auf diesem Weg nach Europa auf. Aber gerade jene Frage, die am häufigsten gestellt wird: die Frage nach der Möglichkeit – darf für uns nicht gelten. Wir wissen nicht, was möglich, was unmöglich ist.“<sup>395</sup>

---

<sup>394</sup> Vgl. zum Begriff „Vaterland“ bei Andres die Rede zum 17. Juni 1956 in Bonn (Konv. IV).

<sup>395</sup> Vgl. zur Thematik „Politik ist die Kunst des Möglichen“ die Rede vom 14. Juni 1954 in Bad Neuenahr (Konv. IV).

## V. 1966: Der 20. Juli, Tat und Testament

Am 20. Juli 1966 hielt Stefan Andres eine Rede in der Universität Frankfurt am Main, in der er sich mit dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 auseinandersetzte.<sup>396</sup>

### Struktur der Rede

Wie der Titel bereits andeutet, besteht die Rede aus zwei Teilen: zum einen geht es um die Tat, also das Attentat an sich, zum anderen um das „Testament“ der Verschworenen, also die Bedeutung der Tat für die heutige Zeit. Unterbrochen wird die Rede durch Einschübe, in denen Andres seine persönlichen Erlebnisse und Einstellungen schildert. Die Bedeutung dieser Einschübe wird später noch genauer zu betrachten sein.

Einen breiten Raum innerhalb der Rede nimmt die Vorgeschichte des Attentats ein. Dabei orientiert Andres sich an einer Reihe von Fragen:

„Wenn schon Bomben gegen den Dämon – warum so spät?“

„Und wenn schon ein Attentat – warum ein mißglücktes?“

„Und [...]: warum überhaupt?“

Diese drei Fragen bilden die Einleitung zu einem ersten Teil, in dem Andres versucht, einen Einblick in die Schwierigkeiten zu geben, die die Attentäter zu bewältigen hatten. Er weist daraufhin, dass ein missglücktes Attentat eine neue „Dolchstoßlegende“ hätte heraufbeschwören können, und vor allem weist er auf den furchtbaren Ausgang des Attentatsversuchs hin.

Der zweite Teil der Rede beginnt mit einer Reihe konkreter Fragen, die die Entstehung der Attentatsidee genauer beleuchten sollen:

„[...] wer waren die Männer des 20. Juli? Was waren es für Menschen? Aus welchen sozialen Schichten und Berufen stammten sie? Was trieb sie zum Widerstand, zum Attentat?“

---

<sup>396</sup> Eine Ankündigung der Rede findet sich in: *Frankfurter Rundschau*, 19.7.1966, S. 9 und ein kurzer Hinweis auf die stattgefundene Veranstaltung in: *Frankfurter Rundschau*, 22.7.1966, S. 9 ebenso wie in: Die Johann Wolfgang Goethe Universität 1966. Frankfurt a. Main 1968, S. 110 f. Der Abdruck der Rede findet sich in: *Frankfurter Universitätsreden*, Heft 41, Frankfurt am Main 1966. Anlässlich des 50. Jahrestages des Attentats wurde die Rede nachgedruckt in: MStAG XV / 1994, S. 9-19. Alle folgenden Zitate stammen, soweit nicht anders gekennzeichnet, aus dieser Quelle.

In den Antworten auf diese Fragen macht Andres deutlich, wie groß die Unterschiede unter den Verschworenen waren und wie schwer den Offizieren die Entscheidung gefallen sein muss, sich aktiv an diesem Vorhaben zu beteiligen.

Folgerichtig kommt Andres zu drei weiteren Fragen:

„[...] hatten diese Frondeure denn, statt zu konspirieren, sabotieren und schließlich zu revoltieren und Bomben zu legen, nicht ganz andere Möglichkeiten? Konnten diese Generäle, Diplomaten, Verwaltungsfachleute, Partei- und Gewerkschaftsführer und was sie alles waren, nicht gleich 1933 oder spätestens 1938 en masse emigrieren, offen oder heimlich? Um vom Ausland her das System zu bedrängen, zu entlarven, unmöglich zu machen oder, wenn sie nicht emigrieren wollten oder konnten, warum sind sie nicht en masse desertiert?“

In diesem Zusammenhang berichtet Andres über die Versuche des passiven Widerstands, die es ja durchaus gegeben hat, so z.B. über den gescheiterten Plan Becks „eines kollektiven Rücktritts der ganzen Generalität“. Diese Versuche erwiesen sich jedoch alle als wirkungslos oder unrealistisch. Wichtig ist für Andres, dass der Gedanke, Hitler zu töten, erst allmählich entstand. Zunächst stand bei den Verschwörern seine Entmachtung im Vordergrund: „Er sollte gefangen genommen, vor Gericht gestellt oder dem Psychiater zugeführt werden.“

Schließlich bleibt noch die Frage, warum das Attentat, nachdem zuvor schon zahlreiche Versuche gescheitert waren, nicht so ausgeführt wurde, dass es gelingen musste: „[...] wenn einer der hohen Generäle, die bei Hitler ein- und ausgingen, sich eine Weste aus Dynamit angezogen und sie, Hitler umarmend, ausgezogen hätte, zusammen mit seiner Seele, mit seinem Leben! – dieses Attentat wäre geglückt.“ Die Frage, warum niemand dazu bereit war, weist er selbst als „ungehörig“ zurück. Allerdings erwähnt er, dass Stauffenberg dazu bereit gewesen sein soll, sein Leben zu opfern, für das weitere Gelingen des Staatsstreichs allerdings unersetzlich schien.

Die lange Reihe der Fragen und Antworten gipfelt schließlich in einer dreimaligen Frage nach dem Warum:

„[...] wenn der Staatsstreich auf so schwankender Grundlage stand, wenn man fürchten mußte, daß der Funke nicht übersprang, warum dann überhaupt? Warum eine Tat wagen, die den Krieg wahrscheinlich nicht ab-

kürzen, den Terror nicht vermindern, den Unschuldigen aber Verfolgung und Tod bringen konnte? Ja, warum?“

Hier nimmt die Rede eine Wendung von der Tat an sich hin zu ihrer Bedeutung, zum Testament der Verschworenen. Es war ihr Gewissen, das die Attentäter trieb. Andres zitiert Ewald Heinrich von Kleist, der vor dem Volksgerichtshof sagte: „Der Aufstand war uns ein von Gott verordnetes Gebot.“<sup>397</sup> Bereits zuvor gibt er die Worte Henning von Tresckows kurz vor seinem Tod wieder: „Niemand von uns kann über seinen Tod Klage führen. Wer in unserem Kreis ist, hat das Nessus-Hemd angezogen.“<sup>398</sup> Der Aufstand gegen Hitler war für sie ohne Alternative, die Beteiligten konnten sich diesem „Gebot“ nicht entziehen. Sie wollten den „Teufelskreis“ durchbrechen. Andres schildert zur Verdeutlichung den Versuch eines Zoologen mit Prozessionsraupen („sie sind wirklich braun“), „die der Leitraupe überallhin folgen“. Der Forscher setzte die Raupen in einem geschlossenen Kreis auf den Rand einer Suppenschüssel, auf dem sie wanderten. Eine folgte jeweils der anderen, bis sie tot herunterfielen.

## Schicksal

„Schicksal“ ist ein Begriff, der sich auffallend häufig in dieser Rede findet. Dabei steht er immer wieder in einem neuen, bedeutungsvollen Kontext. Zum ersten Mal erscheint der Begriff, wenn Andres davon spricht, der 30. Juni 1934 sei ein „Schicksalstag der Deutschen“ gewesen, „als Hitler den Geist der nie von ihm angestrebten Revolution in seinen eigenen Reihen erstickte und zugleich mit seinen Gegnern aufräumte, während das Heer Gewehr bei Fuß stand, die Justiz schwieg, das Volk zitterte“. Und weiter: „An diesem 30. Juni 1934 entschied sich die Geschichte gegen uns: die deutsche Nation verriet sich selbst, wer konnte ihr noch helfen!“ Bereits zuvor führt Andres aus, dass dieser Tag für viele „altpreußisch aufgebaute Deutsche“ der Tag war, an dem sie beschlossen, „Hitlers Erneuerungs-

---

<sup>397</sup> Andres zitiert nach Dieter Ehlers: Technik und Moral einer Verschwörung – 20. Juli 1944. Frankfurt a. M. / Bonn 1964 (im Folgenden nur noch mit „Ehlers“ angegeben), S. 144. In einer Fußnote ergänzt Ehlers, es handele sich um ein „wörtliches Bekenntnis Ewald Heinrich von Kleists am 3.2.1945 vor dem Volksgerichtshof“ (Seite 214, Fußnote 43). Dabei gibt Ehlers folgende Quelle an: Fabian von Schlabrendorff: Offiziere gegen Hitler. Zürich 1950, 2. Aufl., S. 212.

<sup>398</sup> Andres zitiert nach Ehlers (S. 129), dieser gibt für das Zitat keine Quelle an.

Moral“ nicht mehr zu folgen, denn als sie bemerkten, in welche Richtung sich alles entwickelte „kommandierte ihr Gewissen: Halt!“

Etwas versteckt erscheint das „Schicksal“ an der zweiten Stelle. Andres erläutert die Ziele der Verschworenen – „und davon gab es fast so viele, als der Kreis Köpfe zählte“, doch eine Grundüberzeugung eint den heterogenen Kreis: „die Menschlichkeit, die gegen die Unmenschlichkeit auf[steht]“. Denn sie folgen alle ihrem Gewissen. Das aber führt sie an den Punkt der Entscheidung:

„[...] entweder die Dinge treiben zu lassen, also dem angeblich determinierten Ablauf des geschichtlichen Prozesses ungerührt zuzuschauen; oder in die innere Freiheit zu gelangen und hier die Stimme zu vernehmen, die den Menschen aufruft, sein Schicksal und das der anderen in seine Hand zu nehmen.“

Das Schicksal ist hier also etwas Beeinflussbares, etwas, das sich durch die Taten der Menschen verändern, verbessern lässt. Es bedarf dazu der aktiven Tat, im Gegensatz zu dem passiven „sich treiben lassen“. Die Äußerung impliziert, dass man sich gegen den Strom, gegen die Masse stellen muss. Entscheidend ist dabei die „innere Freiheit“. Um dies zu zeigen, zitiert Andres einen Satz von Alfred Delp, der kurz vor seiner Hinrichtung, also in einem Moment absoluter, äußerer Unfreiheit schrieb: „In diesen Wochen der Gebundenheit habe ich dies erkannt: daß die Menschen immer dann verloren sind und dem Gesetz ihrer Umwelt, ihrer Verhältnisse, ihrer Vergewaltigungen verfallen, wenn sie nicht zu einer großen inneren Weite und Freiheit fähig sind.“<sup>399</sup> In großen inneren Kämpfen haben die Verschworenen des 20. Juli sich ihre innere Freiheit errungen und versucht, ihr Schicksal und das ihres Volkes in die Hand zu nehmen. Wie sehr sie dabei gegen den Strom schwimmen mussten, zeigen nicht zuletzt die Geschehnisse nach dem Scheitern des Attentats: Viele wenden sich sogleich wieder ihrem Befehlshaber zu und geben sich linientreu. Andres nennt das Beispiel des Generaloberst Fromm und ergänzt:

„Es gab eben in den hohen und mittleren Rängen zu viele Fromms, vorsichtige und subalterne Naturen, die zwar das Regime verabscheuten und

---

<sup>399</sup> Andres zitiert hier aus dem Text „Epiphanie 1945“. Dabei könnte Andres folgendes Buch als Quelle gedient haben: P. Alfred Delp S.J.: Im Angesicht des Todes – geschrieben zwischen Verhaftung und Hinrichtung 1944-1945. Frankfurt a. Main 1965, S. 114.

sein Ende, das ohnehin bevorstand, herbeiwünschten, aber zur offenen Entscheidung nicht fähig waren. Noch zahlreicher war die Zahl jener Offiziere und vor allem Unteroffiziere, die Hitler noch immer anhingen und auf ein Wunder in letzter Stunde warteten.“

Interessant ist, dass Andres im Zusammenhang mit Hitler gerade nicht von „Schicksal“ spricht. So ist es nicht das Schicksal, das alle Attentatsversuche fehlschlagen lässt. Andres führt das Scheitern auf das „Einwirken dunkler Zwischenmächte“ zurück und meint damit „Mächte, die wir so wenig wie das Böse definieren können, deren Dasein und Wirken im geschichtlichen Raum aber nur der Rationalist leugnen wird“. Zweimal verweist er innerhalb seiner Rede auf diese „undefinierbaren Zwischenmächte“. Auch hier wieder der Grundgedanke: das Schicksal ist keine Macht, die man passiv erlebt, sondern etwas vom Menschen Gestaltetes. Er erläutert, dass die von den Verschworenen in ihren Denkschriften dargelegten Szenarien zunächst alle nicht eintrafen:

„Hitler kümmerte sich um keine Warnung, – er handelte, siegte. Die Welt war perplex. [...] Alexander hatte einen gordischen Knoten durchgehauen, Hitler zerhieb mindestens jede Woche einen. Indes – er übersah bei seinem Absäbeln der Siege, daß die auf so freche Weise gelösten Knoten vom herausgeforderten Schicksal hinter seinem Rücken wieder zusammengeknüpft wurden [...].“

Das Schicksal ist zwar eine vom Menschen beeinflussbare Macht, aber nicht allein seinem freien Willen unterworfen. Es gehorcht Gottes Plan und nicht dem Menschenplan. So ist wohl auch der folgende Satz zu verstehen, wonach die Verschworenen unter „einem zu starken Druck von Zeit und Umständen standen und so, ich will nicht sagen, improvisierten, doch den Erfolg gewissermaßen aus dem Boden widriger Umstände stampfen, ja dem Schicksal abtrotzen mußten“.

Der letzte Abschnitt wird noch einmal deutlicher:

„[...] sie [die Männer vom 20. Juli] haben es uns gelehrt: es gibt keine persönliche und geschichtliche Prädestination. Historische Zusammenhänge aufzudecken und zu begreifen, bedeutet noch lange nicht, Kausalitäten anzuerkennen, geschichtliche Kausalitäten mit determinierter Kraft!“



Ermahnend setzt Andres hinzu: „Das Wort Schicksal war für die Deutschen allzuoft ein folgeträchtiges Alibi für den Mangel an sittlich-politischer Kraft und Klarheit.“

## **Einschübe**

Wie oben bereits erwähnt, unterbricht Andres seine Rede immer wieder, um von sich und seinen persönlichen Meinungen und Erfahrungen zu berichten. Schnell lässt sich die Absicht erkennen, die sich dahinter verbirgt. Zum einen spricht er vor einer Zuhörerschaft, die sich zu einem großen Teil aus Studenten zusammensetzt und deshalb die Ereignisse des 20. Juli selbst nur vom Hörensagen kennt. Gerade diese Gruppe der Zuhörer spricht er immer wieder explizit an, z. B. um eine Erklärung seiner Ausführungen einzuschleusen: „Ich möchte an dieser Stelle vor allem meine jugendlichen Zuhörer darauf hinweisen, dass die Verschworenen des 20. Juli nur ein Teil, allerdings der wichtigste, der deutschen Widerstandsbewegung waren.“ Zum anderen dienen ihm diese Einschübe dazu, deutlich zu machen, dass es durchaus möglich war, das Kommende vorauszuahnen. So heißt es an der ersten Stelle:

„Die Nachricht von der unvernünftigen Bombe erreichte mich aus dem BBC. Aber der Bericht war dürftig: magere Fakten und dazu Churchills nicht gerade tiefsinniger Kommentar, dass der Wurm im Apfel sei. Diesen Wurm hatte ich, ein tumber, nichtpolitischer Schriftsteller, allerdings schon drei Jahre vor meiner Emigration bemerkt, damals, als noch alliierte Politiker und Botschafter, darunter auch Churchill, den Führer der Deutschen hofierten ...“

Wenn schon ein „tumber, nichtpolitischer“ Mensch die Dinge so deutlich sehen konnte, war die Haltung der Alliierten gegenüber Hitler nicht von Unkenntnis, sondern von bewusstem Wegschauen geprägt. Durch das verübte Attentat fühlt Andres sich, wie er sagt, „bestätigt“. Die Alliierten stehen auch an anderer Stelle in der Kritik, wenn er ausführt, dass sie sich – aus taktischen Gründen – lange weigerten wahrzunehmen, dass in Deutschland Widerstand gegen das Hitlerregime existiert:

„Die Wahrheit über die Motive und die Ziele der Tat stellte für die alliierte Politik, die sich auf bedingungslose Kapitulation festgelegt hatte, ein lästiges Faktum dar. Der amerikanische Präsident sprach das offen

aus. Die Tat setzte die Gegner Deutschlands in eine moralische Verlegenheit, welche aber von den Politikern seit je mit einem einzigen entschlossenen Blick auf die Erfordernisse des Tages überwunden wird.“

Zuvor sprach er bereits von den „moralischen Verdächtigungen“, denen die Verschworenen ausgesetzt waren: „Und was ich selbst nicht zu denken wage, vernahm ich von alliierten Offizieren: die bombenlegenden Frondeure wollten am Ende des Krieges auf der richtigen Seite stehen! Wollten den deutschen Militarismus retten! wollten die Sieger um ihren Sieg betrügen.“ Er versäumt es aber auch nicht zu bemerken, dass die Alliierten bereits kurz nach dem Krieg über „das Epos der Untergrundbewegung“ immer mehr und immer anerkannter, ja mit Bewunderung berichteten“, während die meisten Deutschen sich diesem „nationalen Ereignis gegenüber zum Teil abwartend, zum Teil ablehnend“ verhielten. An einer zweiten Stelle macht Andres deutlich, dass es möglich war zu sehen, was kommt:

„Ich selber habe mich, wie manche von Ihnen wissen, für die Emigration entschieden. Ich ahnte, was mir in der Fremde blühte; was aber mein Los in Deutschland gewesen wäre, das ahnte ich nicht nur, das wusste ich. So folgte ich der Aufforderung des chinesischen Weisen, nämlich den Ort, wo Blut fließen wird, zeitig genug auszumachen und ihn zu verlassen.“

Neben dem Hinweis, dass es für jeden, der es sehen wollte, ersichtlich war, wohin der deutsche Weg führen wird – und dass es kein Schicksal war, diesen Weg mitzugehen – zeigt er auch die charakterliche und moralische Größe der Attentäter: „Ein Gegner des Regimes dagegen, der im Lande blieb und sich in Monaten und Jahren zu dem Entschluß durchrang, zum Hochverrat bereit zu sein, der handelte nicht nur vernünftig, dieser Mann, ich kann das nicht anders sagen, handelte heroisch.“ In der Gegenüberstellung seiner persönlichen Entscheidung und der Entscheidungen der Verschworenen wird dieser Unterschied für die Zuhörer, nicht zuletzt für die jungen Zuhörer, besonders plastisch.

## **Tat und Testament**

Am Ende der Rede widmet Andres sich den Überlegungen, welche Bedeutung das Attentat noch heute hat – oder haben könnte. Er nennt es das „Testament“ der Verschworenen. Dabei handelt es sich nicht um ein in

schriftlicher Form hinterlassenes Papier. Vielmehr ist für ihn die Tat selbst das Testament: „So blieb die Tat der Verschworenen nur eine Stimme in die Zukunft hinein und ein mit Blut geschriebenes Testament, und das lautet: mit allen Mitteln – mit allen, sage ich! – dem Staate zu widerstehen, wenn er ohne oder gegen das Volk regiert – ob mit Gewalt oder mit List.“ Im Folgenden formuliert er, wie sich seiner Meinung nach die Verschworenen einen Staat vorstellten:

„Die Männer des 20. Juli wollten einen christlichen Staat aufbauen, die Kirchen sollten darin frei, das heißt aber auch: vom Staate getrennt sein. Der Liberale ebenso wie der Kommunist sollten diesen in seinen Grundsätzen christlich humanen Staat als den ihren ansehen können, [...]“

Bereits in diesen ersten Sätzen findet sich Kritik an den gesellschaftlichen Zuständen der Bundesrepublik. Schon 1957 hatte Andres in seiner Rede in Bad Kreuznach und Osnabrück erklärt, dass nach einer Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten durchaus auch Kommunisten im Parlament sitzen könnten, so sie sich denn an die Grundgesetze und -überzeugungen der demokratischen Ordnung halten, als „ein ökonomisches Prinzip inmitten der anderen ökonomischen Prinzipien“<sup>400</sup>. Diese Vision hatte auch 1966 noch nichts von ihrer Ungeheuerlichkeit verloren.

Andres nutzt dieses angebliche „Testament“ zu einer weiteren Abrechnung mit dem deutschen Staat. So führt er aus, die Verschworenen hätten sich einen „wirklich demokratischen Staat“ gewünscht,

„in dem das Volk nicht nur alle vier Jahre als Stimmvieh auf- und gleich wieder abtritt. Keine 5%-Klausel hätte die Bildung von neuen Parteien verhindert. Und eine Parteioligarchie, die den Staat als ihr Lehen betrachtet (Lehen im feudalen Sinn als Verwaltung plus Nutznießung), hätte sich in ihrem Staat nie bilden können.“

Andres vermeidet einen direkten Angriff auf die politischen Verhältnisse in Deutschland, aber seine Meinung zu diesem Staat wird in dieser Negativ-Aufzählung mehr als deutlich. Zu zeigen, dass dieser deutsche Staat auch in Bezug auf die Wiedervereinigung den falschen Weg eingeschlagen hat, darum hatte sich Andres in seinen Reden zum 17. Juni immer bemüht, und so darf dieser Aspekt auch in dieser Rede nicht fehlen:

---

<sup>400</sup> Vgl. dazu das Kapitel zu der Rede vom 17. Juni 1957 in Bad Kreuznach und Osnabrück (Konv. IV).

„Die Männer vom 20. Juli hätten nicht daran gedacht, Deutschland auf frühere Grenzen wieder auszudehnen. Ihr Deutschland hätte nicht um nationale Souveränität gekämpft, sondern durch seinen Verzicht die anderen europäischen Völker veranlaßt, ebenso auf die nationale Souveränität zu verzichten.“

Der Weg zur einer europäischen und damit auch einer deutschen Vereinigung wäre frei gewesen. Und damit noch nicht genug:

„Die Männer vom 20. Juli hätten, statt einerseits die Welt mit der Erinnerung an die alten Grenzen zu beunruhigen, andererseits die gegebenen mit Atomminen verewigen zu wollen, gleich nach dem Krieg diplomatische Beziehungen mit dem Osten aufgenommen. Die früheren Gegner hätten ihnen ihre Ächtung jeder Kriegs- und Gewaltpolitik geglaubt, da ja in der Politik überall Worte nur durch Taten glaubhaft gemacht werden.“

Die Kritik an den westdeutschen Politikern ist kaschiert, aber dennoch deutlich und scharf. Die Argumentation steht allerdings auf einem dünnen Fundament, denn Andres verallgemeinert hier Positionen, die es sicherlich innerhalb des Verschworenenkreises gegeben hat, aber zuvor hatte er selbst dargelegt, wie bunt zusammengewürfelt dieser Kreis war: „vom Sozialdemokraten bis zum reaktionär wirkenden Konservativen – vom Gewerkschaftler bis zum Großgrundbesitzer – vom Arbeitersproß bis zum Aristokraten“. Von den Wenigsten wissen wir heute im Einzelnen, welche Ziele sie für ein Nachkriegsdeutschland verfolgt hätten. Es erscheint aber unwahrscheinlich, dass sich alles so einfach zusammengefügt hätte, wie Andres es an dieser Stelle suggeriert.

Er schließt diese Überlegungen mit einer Frage ab: „Ist also das Testament des 20. Juli verwirklicht worden?“ Dass diese Frage rhetorisch gemeint ist und in welche Richtung die Antwort gehen soll, ist unschwer zu erkennen:

„Die Antwort auf diese Frage, die sie sich selber geben mögen, drängt uns die noch schwerer wiegende Frage auf: ist das Testament dieser tapferen, friedfertigen und weitsichtigen Männer überhaupt eröffnet worden, vor den Parteien, der Regierung, der deutschen Öffentlichkeit? vor dem Heer? vor der Jugend?“

Vielleicht mag der ein oder andere Zuhörer auf dieses oder jenes Indiz dafür hinweisen, doch er führt die Frage weiter: „systematisch, didaktisch,

unaufhörlich?“ Niemand wird diese Frage bejahen können, und so kann er auch hier die Antwort ausdrücklich den Zuhörern überlassen.

Hatte Andres sich scheinbar mit seinen eigenen Einschätzungen zurückgehalten und sich die „Ziele“ der Verschworenen zu eigen gemacht, so tritt er auch bei den weiteren Überlegungen nicht hervor, sondern lässt Karl Jaspers sprechen, indem er aus dessen Buch *Wohin treibt die Bundesrepublik?* zitiert, versehen mit dem Hinweis, dass Jaspers in diesem Buch „geradezu das Negativ vom Bild des Staates darstellt, wie ihn die Männer des 20. Juli im Sinn trugen“.

Erst nach diesem Zitat setzt Andres neu an („Liebe verehrte Zuhörer“) und spricht nun tatsächlich offen und ohne „Rückendeckung“ anderer. Fast beschwörend klingt es, wenn er eindringlich mahnt: „Das Volk, aus dem diese Tat hervorgegangen ist, hat die heilige Verpflichtung, diese Tat zu begreifen und das Testament, das in ihr enthalten ist, anzunehmen.“ Dass dies seiner Meinung nach noch nicht geschehen ist, hat er bereits zuvor mehr als deutlich gemacht. So bleibt nur noch eine letzte Frage: „[...] müßten wir Deutschen dann nicht mit Recht befürchten, vom Herrn der Geschichte als ein unbelehrbares Volk aufgegeben zu werden?“ Ausflüchte und Entschuldigungen lässt er nicht gelten. Es gäbe weder eine „persönliche und geschichtliche Prädestination“ noch das „Schicksal“ als Alibi. Es liegt in der persönlichen Verantwortung des Einzelnen, dass Deutschland nicht wieder in einen Teufelskreis wie den dagewesenen (s.o.: „Prozessionsraupen“) hineinkommt. Eine Antwort auf die Frage, ob das Testament des 20. Juli verwirklicht worden sei, gibt er am Ende doch noch: „Die zwei Pole, die heute die angeblich so realistische Politik nicht nur Deutschlands, sondern aller Völker bestimmen, heißen wieder einmal, als wäre der Zweite Weltkrieg nur ein Traum gewesen: militärische Sicherheit und nationale Interessen.“ Nein, das Testament ist nicht verwirklicht worden. Dabei wäre die Realisierung keine Frage der Politik, sondern der Menschen an sich. Der Mensch und seine Menschlichkeit – dieses Motiv findet sich häufig in Andres' Reden . „[...] die Menschlichkeit, die gegen die Unmenschlichkeit aufstand“ – so beschreibt er die Grundüberzeugung der Verschworenen. Das letzte Wort überlässt er einem aus dem Kreis der Attentäter: Helmuth von Moltke wollte die „übernationale Gemeinschaft aller demokratischen Völker“ und

„sah darin weniger ‚ein Problem von Grenzen und Soldaten, von wasserkopfigen Organisationen und großartigen Planungen‘ für ihn bestand die Realisierung dieser notwendigen Idee in der Frage, ‚wie das Bild des Menschen wiederhergestellt werden kann im Herzen unserer Mitbürger‘“.<sup>401</sup>

Genau diese Frage – wie wird der Mensch zum Menschen – hat Andres nicht nur in dieser Rede zum 20. Juli, sondern auch in seinen Reden zum 17. Juni immer wieder hervorgehoben. Der Frieden in der Welt kann nur erreicht und erhalten werden, wenn genügend Menschen sich ihrer Menschlichkeit besinnen. Die Arbeiter des 17. Juni und die Verschworenen vom 20. Juli sind zwei grundverschiedene Gruppen, die Andres aber unter diesen gemeinsamen Aspekt stellt und daraus Forderungen an seine Mitbürger und Zuhörer ableitet.

Die Auflehnung gegen eine so mächtige Figur wie Hitler erfordert ein besonderes Maß an Mut. Immer neue Planungen und Versuche Hitler zu beseitigen entwickelte der Kreis um Stauffenberg und obwohl sie sich der Möglichkeit des Scheiterns bewusst waren, führten sie ihre Tat bis zum Ende. Deutlich stellt Andres heraus: Nicht allein die Tat an sich ist eine auch nach 22 Jahren noch bedeutsame Sache, sondern vor allem das damit verbundene, von ihm so genannte „Testament“: Nie wieder soll das deutsche Volk in einen derartigen Teufelskreis geraten, in dem viele bereit sind, die moralischen Grundgesetze zu missachten und diejenigen, die dazu nicht in letzter Konsequenz bereit sind oder sich dagegen auflehnen, ihre Überzeugung mit dem Leben bezahlen müssen. Zudem sollte die Erinnerung an die Tat als Testament eine Mahnung an alle Zeitgenossen sein, zu überprüfen, inwieweit sie die oben skizzierten Ideen eines „neuen“ Deutschlands tatsächlich umgesetzt haben oder ob sie sich nicht doch schon wieder auf dem Weg des Nationalismus befinden und dem Staat ent-

---

<sup>401</sup> Aus welcher Quelle Andres hier genau zitiert, ließ sich nicht ermitteln. Das Zitat findet sich in etwas abgewandelter Form in dem Buch von Freya von Moltke / Michael Balfour / Julian Frisby: Helmuth James von Moltke 1907-1945. Anwalt der Zukunft, das jedoch erst 1972 in einer englischen und 1975 in einer deutschen Fassung erschien (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart). Dort heißt es in einem Brief, den Moltke am 18. April 1942 aus Stockholm an seinen Freund Lionel Curtis schrieb: „Für uns ist Europa nach dem Krieg weniger eine Frage von Grenzen und Soldaten, von komplizierten Organisationen oder großen Plänen. Europa nach dem Krieg ist die Frage: Wie kann das Bild des Menschen in den Herzen unserer Mitbürger wiederhergestellt werden?“ (Seite 185).

schieden zu viel Macht über den einzelnen Menschen und sein Gewissen einräumen.

Insgesamt gelingt es Andres, ein die Zuhörer tief beeindruckendes Bild der Vorgänge um den Kreis der Verschworenen zu zeichnen. So vermerkt die Chronik der Universität Frankfurt, die Rede habe „unter großer Anteilnahme der Öffentlichkeit, der Studentenschaft und des Lehrkörpers“ stattgefunden und „bei den Zuhörern spürbare Erschütterungen ausgelöst.“<sup>402</sup>

## Die Quellen

Große Teile der Rede stammen sinngemäß aus einem Buch, das Andres selbst nennt: Dieter Ehlers: *Technik und Moral einer Verschwörung – 20. Juli 1944*. Frankfurt a. Main / Bonn 1964. Die Aussagen über das Attentat an sich und die Geschichte des Attentats samt der in der Rede genannten Zitate sind fast ausnahmslos aus diesem Buch übernommen. So wird z.B. die Problematik der Denkschriften von Ehlers ausführlich diskutiert (S. 71-74). Auch die Überlegungen zu Handlungsalternativen für die Offiziere (Rücktritt, Emigration, Desertion) werden von Ehlers angesprochen (S. 28-39), ebenso wie die Alternativen zu einer Ermordung Hitlers (Hitler für geisteskrank zu erklären, ihn vor einem öffentlichen Gericht abzuurteilen) (S. 115-118). Dabei folgt Andres nicht chronologisch dem Aufbau des Buches, sondern setzt die Stücke nach eigenen Vorstellungen zusammen und versieht sie mit eigenen Kommentaren oder Informationen aus anderen Quellen, die sich nicht alle im Einzelnen nachweisen lassen. Auch greift er die Passagen von Ehlers nicht wortwörtlich auf (mit Ausnahme der Zitate), sondern gibt sie in seinen eigenen Worten wieder, wobei er sich jedoch durchaus an Ehlers orientiert. So taucht in der Rede das auch von Ehlers häufig benutzte Wort „Frondeure“ für die Verschworenen des 20. Juli auf. In einem Fall wird Ehlers von ihm jedoch unrichtig wiedergegeben. Es geht um die Denkschriften, die u.a. Beck, auch nach seinem Rücktritt noch, für Hitler verfasste. Andres sagt:

„Beck war 1938 zurückgetreten, hatte somit zu Hitler keinen Zutritt mehr. Darum übergab er Brauchitsch eine neueste Denk-Bittschrift, aber der weigerte sich, Hitler mit der Schrift bekannt zu machen, indem er darauf

---

<sup>402</sup> Vgl. Die Johann Wolfgang Goethe Universität 1966. Frankfurt a. Main 1968, S. 110 f.

hinwies, daß ihm der Führer das letzte Mal bei Übergabe einer solchen Schrift ein Tintenfaß nachgeworfen habe!“

Tatsächlich findet sich bei Ehlers der Hinweis, dass Brauchitsch sich weigerte, eine Denkschrift von Beck zu überreichen: „so blieben denn auch die meisten Denkschriften und Berichte, die Beck auf dem Dienstweg einreichte, bei Brauchitsch, dem Oberbefehlshaber des Heeres hängen [...]“ (Ehlers, 110). In einer Endnote vermerkt Ehlers weiter: „Foerster<sup>403</sup> berichtet, daß Beck auch nach seiner Verabschiedung noch einmal versucht habe, eine letzte Denkschrift („Deutschland in einem kommenden Kriege“) – diesmal als anonym gehaltenen Warnruf – an das Ohr des Gewalthabers dringen zu lassen.“ (Ehlers, 206, Endnote 11). Das Tintenfass dagegen taucht bei Ehlers an einer anderen Stelle auf: Hitler hatte einen „Kommissarbefehl“ erlassen, mit dem er befahl, gefangen genommene Kommissare der Roten Armee sofort „mit der Waffe zu erledigen“ (Ehlers, 45). Dagegen regte sich bei den Offizieren und Befehlshabern Widerspruch, den man Hitler auch vortrug. In einem von Ehlers zitierten Dialog sagt General Müller: „[...] Brauchitsch ist wegen dieser Befehle dreimal beim Führer gewesen. Beim letztenmal hat ihm Hitler ein Tintenfaß nachgeschmissen. Er geht da nicht mehr hin.“ (Ehlers, 45).

Offensichtlich war Andres von Ehlers' Darstellung der Hintergründe und Abläufe des Attentates ebenso beeindruckt wie überzeugt. Er sucht die wichtigsten und die für seine Argumentation zielführendsten Stellen heraus und verknüpft sie geschickt mit eigenem Wissen bzw. seinen eigenen Erfahrungen. Er benutzt auch noch weitere Quellen, wie oben bereits erwähnt (Delp, Moltke, Jaspers). Dabei fällt auf, dass er sich nicht – wie z.B. bei einigen Reden zum 17. Juni – auf Dichterworte stützt. Lediglich an einer Stelle greift er, allerdings in einer Nebenbemerkung, auf Friedrich Schiller zurück. Zu den Skrupeln, die die Verschworenen hinsichtlich einer Ermordung Hitlers hegten, heißt es: „Man erinnert sich unwillkürlich an das Wort des jungen Schiller, über den Vatemord, – daß er nämlich die furchtbarste aller Sünden sei.“<sup>404</sup> Und ebendies ist ein Leitmotiv vieler der Ver-

---

<sup>403</sup> Wolfgang Foerster: Ein General kämpft gegen den Krieg. Aus den nachgelassenen Papieren des Generalstabchefs Ludwig Beck. München 1949, S. 130 (zitiert nach Ehlers, 238).

<sup>404</sup> Friedrich Schiller: Die Räuber, 5. Akt, 1. Szene (Moser).



schworenen gewesen, aber vor allem jener, die sich nicht zum Widerstand gegen Hitler entschließen konnten oder wollten.

## VI. 23. Februar 1958, Oldenburg: Toleranz

Stefan Andres hat diese Rede über die Toleranz am 23. Februar 1958 in Oldenburg gehalten. Anlass war die Verleihung des Dramatikerpreises 1957 der Stadt Oldenburg und des Oldenburgischen Staatstheaters für sein Drama *Sperrzonen*<sup>405</sup>. Das Staatstheater Oldenburg feierte 1958 sein 125jähriges Bestehen, und die Uraufführung des Dramas bildete den Abschluss der vom 16. bis 24. Februar veranstalteten Festwoche.<sup>406</sup> Nach einer Würdigung seiner Person und seines Werkes durch den Intendanten Ernst Dietz, hat Andres den Preis aus der Hand des Oberbürgermeisters Fleischer entgegengenommen.<sup>407</sup>

Von der Rede über die Toleranz existieren zwei Druckfassungen sowie eine Tonaufnahme, von Stefan Andres selbst gesprochen. Zum einen erschien die Rede unter dem Titel „Toleranz – Die Brücke zwischen Wahrheit und Freiheit“ in einer Broschüre ohne Angabe von Ort und Jahr. Zum anderen wurde der Text gedruckt unter dem Titel „Toleranz“ in dem Band *Der Dichter in dieser Zeit*, (S. 189-201)<sup>408</sup>. Die beiden Texte unterscheiden sich nur unwesentlich, lediglich an einer Stelle findet sich ein auch inhaltlich variierender Wortlaut.<sup>409</sup> Die CD mit der entsprechenden Tonaufnahme wurde von der Stefan-Andres-Gesellschaft erstellt. Dort erscheint die Rede

---

<sup>405</sup> In einer ausführlichen Kritik des Stückes heißt es: „Im Stellen des Problems und in der Zeichnung der Charaktere zeigt sich Stefan Andres glücklicher als in der Bühnenformung. [...] So gilt der Preis vor allem dem Mut des Dichters, der Lauterkeit und Unbestechlichkeit, und seinem Feldzug gegen alle Formen der Selbstgerechtigkeit. [...] Ein bewegendes Stück, eine geschlossene Aufführung. Mag unter den für den Oldenburger Dramatikerpreis zur Wahl stehenden Stücken vielleicht auch effektvolleres Theater gewesen sein – durch Haltung und Gehalt ist Stefan Andres' Drama „Sperrzonen“ dieses Preises würdig.“ Vgl. Stefan Andres: „Sperrzonen“. Uraufführung des preisgekrönten Dramas schloß die Oldenburger Theaterfestwoche ab. In: *Nordwest-Zeitung* 26. Februar 1958 (Nr. 48).

<sup>406</sup> Vgl. Stefan Andres: Toleranz – Die Brücke zwischen Wahrheit und Freiheit. o.O. o.J., Innenseite des Umschlags.

<sup>407</sup> Vgl. „Vor fremden Altären Schritt verhalten“. Feierstunde im Staatstheater: Dramatikerpreis 1957 für Stefan Andres. In: *Nordwest-Zeitung* 24.2.1958 (Nr. 48).

<sup>408</sup> Ein wortgleicher Abdruck findet sich unter dem Titel „Heimgang zur Wahrheit“. In: *woltemperierter baybach bote – Intelligenzblatt der ABW für die „Bündischen“ von gestern und heute* Heft 4 (1956), S. 1 und unter dem Titel „Heimgang zur Wahrheit. Rede über die Toleranz“. In: Rudolf Thomas (Hg.): *Religion und Religionen*. Festschrift für Gustav Mensching. Bonn 1967, S. 368-376. Beide Hinweise verdanke ich Hermann Erschens.

<sup>409</sup> Vgl. „Toleranz – Die Brücke zwischen Wahrheit und Freiheit“ S. 12 und „Toleranz“ S. 198. Die folgenden Zitate stammen, soweit nicht anders gekennzeichnet, aus dem Band *Der Dichter in dieser Zeit*.

unter dem Titel „Heimgang zur Wahrheit (Rede über die Toleranz)“. Der gesprochene Text entspricht dem abgedruckten, allerdings sind an zwei Stellen längere Passagen ausgelassen (s. u.). Leider fehlt auf der CD ein Hinweis, auf welches Manuskript sich diese Aufnahme bezieht und wann sie entstand.

Meine Analyse bezieht sich auf die in *Der Dichter in dieser Zeit* gedruckte Textfassung. Relevante Abweichungen zu den anderen Fassungen werden an der jeweiligen Stelle vermerkt.

Insgesamt handelt es sich um eine relativ umfassende Betrachtung des Begriffs „Toleranz“ aus verschiedenen Perspektiven. Doch was zunächst nach einer philosophischen Betrachtung klingt, entpuppt sich im Laufe der Rede als wahre Zumutung für jene Zuhörer, die Andres' Gedanken bis zum Ende folgen.

Zu Beginn erklärt Andres, er würde die Toleranz, hätte er einen entsprechenden Auftrag, als Skulptur darstellen, orientiert an Giacomettis Formensprache: „Vom ungeheuren Raum der Geschichte müßte das Toleranzbild zusammengedrückt und zugleich zu einer erschreckenden Länge angewachsen<sup>410</sup> sein.“ Er begründet dies damit, dass die Toleranz „von den Mächten der Geschichte unaufhörlich verleugnet und bedrängt wurde, so daß ihre Oberfläche gewissermaßen schrumpfte und ihre abstrakt gewordenen Erscheinungsformen darum kämpfen, überhaupt noch wahrgenommen zu werden“. Wer würde bestreiten wollen, dass es um die Toleranz in Geschichte und Gegenwart nicht immer auf das Beste bestellt war und ist? An die Gedanken über das Aussehen der Toleranz schließt Andres die Frage an, warum die Toleranz so selten zur Entfaltung kommt. Er konstatiert, dass es in der Geschichte nur sehr selten „Toleranzträger“ gab. Allen diesen „Toleranzträgern“ attestiert er die folgenden Eigenschaften: Sie waren „geistig unabhängige und religiöse Menschen [...], voll Einfühlungskraft und Ehrfurcht“. Als Beispiel benennt er Kaiser Ashoka, der selber ein Anhänger und Förderer des Buddhismus war (in dem Text „Toleranz“ verweist er zudem darauf, dass Ashoka ein „halber Grieche“ war<sup>411</sup>), der dennoch die Hindus nicht nur in ihrem Glauben beließ, sondern sogar den „phantastisch strotzenden Glaubensurwald“ des Hinduismus „verehrte“. Tatsächlich verwendet Andres hier den Begriff „verehere“ und

---

<sup>410</sup> Auf der CD heißt es hier „ausgezogen“.

<sup>411</sup> Dieser Hinweis fehlt auch auf der CD.

keineswegs „tolerieren“ oder „respektieren“. Wie zufällig kommt er an dieser Stelle auf die, neben der „Toleranz“, zentralen Begriffe seiner Rede, denn er begründet die Haltung Kaiser Ashokas mit dessen „Erkenntnis von der gemeinsamen Quelle“. Erklärend setzt er hinzu: „Die Wahrheit selber war es, die sein Urteil über die Wahrheit der andern freigemacht hat“. „Freiheit“ und „Wahrheit“ werden von ihm hier unmittelbar nebeneinander gestellt und für alle, die meinen, es handele sich hier um eine allein auf fernöstliche Traditionen gegründete Betrachtung der Toleranz, fährt er ermahrend fort: „Sie wissen, verehrte Zuhörer, wo dieser Satz von der freimachenden Wahrheit steht.“ Tatsächlich findet sich die Vorstellung von der freimachenden Wahrheit in einer Belehrung, die Jesus seinen Anhängern gibt: „Da sagte Jesus zu den Juden, die an ihn glaubten: Wenn ihr bei dem bleibt, was ich euch gesagt habe, seid ihr wahrhaftig meine Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“ (Joh. 8, 31 + 32).

Für den weiteren Verlauf seiner Rede sind vor allem zwei Sätze, die Wahrheit betreffend, von großer Bedeutung:

1. „Soll der Mensch [...] in der Wahrheit die Freiheit finden, darf und kann er nicht zur Wahrheit gezwungen werden.“ Die Wahrheit, diese Feststellung klingt hier noch lapidar und dürfte an dieser Stelle von niemandem in Abrede gestellt werden, kann nicht aufgezwungen oder mit Gewalt erreicht werden. Nur der einzelne Mensch kann für sich die Wahrheit und damit die Freiheit finden.
2. „Nun weiß er [der Mensch]: die Wahrheit ist nur eine, doch hier in dieser Zeit bleibt der Anteil des Menschen an ihrer Einheit und Unendlichkeit nach dem Wort des Apostels: Stückwerk<sup>412</sup>.“ Niemand kann zu Lebzeiten die Wahrheit in ihrer Ganzheit erfassen oder erkennen. Andres verweist jedoch darauf, dass die Wahrheit bereits Besitz von dem Menschen ergriffen hat und ihn in dem Maße frei macht, „als er sich von ihr ergreifen und besitzen läßt.“

Der „durch die Wahrheit zur geistigen Freiheit erhobene Mensch“ erkennt somit, dass die „Wahrheit die Mutter aller Dinge“ ist, genauer „die Mutter aller Religionen, die diesen Namen verdienen“, wobei auch gilt, und dieser Umkehrschluss ist für Andres von elementarer Bedeutung: In allen

---

<sup>412</sup> Diese Stelle findet sich im ersten Brief des Paulus an die Korinther: „Denn unser Wissen ist Stückwerk und unsere Prophetie ist Stückwerk.“ (1. Kor. 13, 9).

Religionen ist Wahrheit. Die Religionen haben sich je nach Ort und Einfluss unterschiedlich entwickelt, sie haben sich auf verschiedene Arten ausdifferenziert, aber sie alle gehen auf das zurück was Andres die „Ur-Offenbarung“ nennt. Damit wird hier vorerst klar: Es kann zwischen den Religionen keine wertende Hierarchie geben und kein Gefühl von Überheblichkeit. Vorläufig nennt Andres somit als „geistige[n] Ort der Toleranz [...] das Spannungsfeld zwischen Wahrheit und Freiheit“.

Bis hierher handelt es sich um nachvollziehbare und vermutlich auf Zustimmung stoßende Gedankengänge, die, auch dann wenn man den Schlüssen nicht folgen mag, kaum auf scharfen Widerspruch treffen dürften.

Doch im Weiteren wendet sich Andres der Frage zu, wann und wo Toleranz zu verwirklichen und vor allem auch angebracht ist, wo sie also ihren Ort im realen Leben hat. Er formuliert das Problem als rhetorische Frage: „Soll sie [die Toleranz] [...] zwischen allen gegensätzlichen Interessen und Strebungen, wie sie aus den Spannungen des Lebens erwachsen“, stehen? „Natürlich“, werden viele Zuhörer gedacht haben, und genau diese Reaktion greift er auf:

„Vielleicht halten Sie, verehrte Zuhörer, diese Fragen für töricht, da Sie es für selbstverständlich halten, daß die Toleranz, falls sie eine heilige Ordnungskraft des Geistes sein sollte, genau so wie die übrigen Tugenden immer und überall und nicht nur zeitweilig und in gewissen Fällen wirken muß.“

Doch noch während das Publikum sich möglicherweise zufrieden zurücklehnt und sich vollauf verstanden fühlt, kommt er zum eigentlichen Kern seiner Rede. Wenn Toleranz immer und überall ihre Geltung hat, was passiert dann, wenn sie nicht akzeptiert und ihre „Ordnungskraft“ außer Kraft gesetzt wird? Mit anderen Worten: „Sollen wir auch der Intoleranz mit Toleranz begegnen?“ „Natürlich nicht“, dürfte die mehrheitliche Antwort seines Publikums insgeheim gewesen sein, und es dürfte sich bestätigt gefühlt haben durch ein Zitat von Goethe, das Andres an dieser Stelle anführt: „Intoleranz ist immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden.“<sup>413</sup> „Irrt hier

---

<sup>413</sup> Das Zitat findet sich in den *Schriften zur Literatur* in dem Kapitel „Lyrische Gedichte von Johann Heinrich Voß“, vgl. Johann Wolfgang Goethe: Gesamtausgabe. München 1962, *Schriften zur Literatur* 1. Teil, S. 120.

nicht Goethe?“ fügt er als Auftakt seiner nachfolgenden Gedanken zum Umgang mit der Intoleranz an. Er bezieht seine Äußerungen sogleich auf die Formen „staatlich genormter Intoleranz“. Vor dieser dürfe die Toleranz keinesfalls kapitulieren. Sein Credo lautet: „gegen Intoleranz ist nicht Intoleranz zu setzen, sondern die Gerechtigkeit“. Seine Begründung ist ebenso schlicht wie einleuchtend: Wer im Kampf gegen die Intoleranz den Boden der Toleranz verlässt, wird selber intolerant und wendet sich damit gegen sein eigenes, eigentliches Ziel, nämlich die Verteidigung der Toleranz. Mahnend sagt er: „Der tolerante Mensch ist auch im äußersten Abwehrkampf noch an die Wahrheit, die Freiheit und vor allem die Ehrfurcht gebunden und nicht an bloße Reaktionsimpulse.“ Ein „Wie du mir so ich dir“ kann für einen wahrhaft toleranten Menschen nicht in Frage kommen. Warum er der Intoleranz „Gerechtigkeit“ entgegensetzen möchte, wird von ihm nicht weiter erläutert. Stattdessen richtet er seinen und den Blick der Zuhörer auf die gefährliche Entwicklung, die einsetzt, wenn man tatsächlich Goethe folgt und der Intoleranz mit Intoleranz begegnet. Er fokussiert alles auf seine anfangs bereits erwähnten Thesen zur Toleranz, die sich hier nun allerdings in ganz neuer Perspektive zeigen: Die Wahrheit kann man niemandem aufzwingen, sie ist immer nur ein Teil der Wahrheit, und daraus ergibt sich die Ehrfurcht vor dem anderen, der einen anderen Teil dieser Wahrheit für sich gefunden hat. Wer den anderen zur Wahrheit zwingt, macht ihn nicht frei, sondern unfrei. Eine freimachende Wahrheit kann nicht mehr erreicht werden. Wer diese Grundlagen verleugnet und sich von ihnen entfernt, entfernt sich in gleicher Weise von der Toleranz und verhilft damit der Intoleranz, die er doch vorgibt zu bekämpfen, zum Sieg.

Schon bei der Frage „Sollen wir auch der Intoleranz mit Toleranz begegnen?“ dürfte vielen Zuhörern der Umgang mit dem DDR-Regime in den Sinn gekommen sein. Soll man dieser „staatlich genormten Intoleranz“ mit Toleranz begegnen? Wäre Toleranz dann nicht ein Zeichen von Schwäche? Ein „toleranter“ Umgang mit dem Osten Deutschlands dürfte für die Mehrheit der Zuhörer undenkbar gewesen sein. Doch Andres geht sogar noch weiter. Er fordert nicht nur das Verharren in der Toleranz gegen jede Form der Intoleranz, sondern weist wie sooft in seinen Reden daraufhin, dass Ost und West sich in ihren politischen und gesellschaftlichen Strukturen keineswegs so weit voneinander entfernt haben, wie man das im Westen

gerne sehen würde. „Haben wir“, so fragt er, „[...] der sich christlich oder zumindest doch frei nennende Westen – haben wir noch ein gemeinschaftliches Wahrheitsbewusstsein, das unsern politischen Handlungen ein hinreichendes Maß von Freiheit verleiht [...]? Wie weit ist „der Westen zur Tugend der Toleranz fähig?“ Er beantwortet diese Frage mit zwei als Fragen getarnten Aussagen und Behauptungen:

„Oder hatten nicht auch wir in den letzten Jahrzehnten jede Art von staatlicher Vergewaltigung, Unterdrückung und Menschenchinderei aufzuweisen, deren wir den Osten – und mit Recht! – bezichtigen? (Und haben die Generäle des Westens nicht ebenso wie die Generäle des Ostens ihren Gegner schon tausendmal in Sekundenblitzkriegen vollständig vernichtet, wenn auch nur – vorläufig noch! – theoretisch?)“

Dürfte also schon ein von Toleranz bestimmtes Denken an sich nicht dazu führen, dass sich der Westen dem Osten überlegen fühlt, so versucht Andres zudem aufzuzeigen, dass es für diese Form der Überlegenheitsgefühle (man könnte hier die demokratische Staatsordnung, die Achtung der Menschenrechte, die Wahrung der Freiheit des Einzelnen ins Feld führen) keinerlei Grund gibt, solange der Westen sich nicht aus der „Kettenreaktion des Wahnsinns“ löst und versucht, nicht mehr Gleiches mit Gleichem zu vergelten, so dass sich der Rüstungswettlauf, der sich 1958 abzeichnet, aufhalten ließe. Das Engagement des Dichters in der „Kampf dem Atomtod“-Kampagne rührt nicht von ungefähr. Es basiert nicht zuletzt auf seiner Vorstellung von Toleranz, die keinesfalls ein leerer Begriff ist, sondern erst dann entsteht, wenn sie tatsächlich mit Leben gefüllt wird. Dass es sich bei dem Begriff „Toleranz“ dabei keineswegs um einen leicht zu definierenden Begriff handelt, dessen ist er sich bewusst, und er versucht auch seinen Zuhörern zu erklären, welche Irrwege die Menschheit in ihrer Geschichte schon im Namen der Toleranz gegangen ist und vor allem, wohin es führt, wenn die Menschen im Kampf für die Toleranz und damit für eine gute Sache die Grundlagen der Toleranz aus dem Auge verlieren, so wie es sich auch gerade zwischen den beiden deutschen Staaten abzeichnet.

Bei dem Thema „Toleranz“ wird sich der Blick in die Historie, so vermutet Andres, zumeist als erstes auf die „Toleranz-Edikte“ von Konstantin oder Ludwig XIV. richten oder auf die Schutzbriefe, die Päpste und Bischöfe den Juden ausstellten. Für diese „aus rein politischen und wirtschaftlichen

Erwägungen stammenden Duldungsakte“ lehnt er den Begriff „Toleranz“ jedoch aus verständlichen Gründen ab, weshalb sie keiner weiteren Betrachtung bedürfen.

Dagegen habe die Aufklärungszeit, das 18. Jahrhundert, zwei „wirklich tolerante [...] Päpste“ hervorgebracht. Die Aufklärung habe „für den Menschen das notwendige Maß Freiheit“ beansprucht. Doch auch diese an sich hoffnungsvolle Entwicklung und Erweiterung des menschlichen Denkens führte letztlich in die Katastrophe. Das Ausloten der Vernunft- und Verstandesgrenzen habe zunächst das hervor gebracht, was unter dem Ausdruck „common sense“ gefasst werden kann, „ein Gradnetz [...], in welchem die wesentlichen Ansichten über Leben und Sittlichkeit sicher bestimmbar sind“ und das allen Menschen eigen sei „wenn sie nicht von Religion, Ideologie und Leidenschaften fanatisiert und von der Gesellschaft verdorben sind“. Dieses Koordinatensystem biete jedoch nur dann eine „Vertrauensgarantie“, wenn es sich als „gut und natürlich unfehlbar“ erweise. Schließlich habe Jean Jacques Rousseau den „guten Menschen [... entdecker], der nur durch die Gesellschaft verdorben worden war“. Hier hätte Andres seine zuvor gestellte Frage „Sollen wir auch der Intoleranz mit Toleranz begegnen?“ wiederholen können. Er verzichtet jedoch darauf, jeder im Publikum dürfte zur Genüge begriffen haben, worum es geht. Voller Ironie stellt er stattdessen dar, wohin der Weg führte, als man sich einmal entschlossen hatte, die Intoleranz in der Tat mit Intoleranz zu bekämpfen:

„Das Jahrhundert der Toleranz endete mit dem Versuch, die Tugend mit dem Fallbeil zu entdecken. Der von Natur aus gute Mensch lag auf dem Richtblock, während der ebenso von Natur aus gute Henker seines Amtes waltete und die johlende und Würstchen verzehrende Menge die erste Verwirklichung der *volonté générale* feierte.“

Eine längere Passage der Rede wird Voltaire gewidmet, dem „Apostel der Toleranz“, der „angeblich bereit war, sein Leben dafür aufs Spiel zu setzen, um den Ansichten anderer, die er nicht teilte, ein freies Geleit in der Öffentlichkeit zu garantieren“. Doch auch dieser große Denker und Kämpfer für die Toleranz war nicht vor der Intoleranz gefeit: Andres verweist auf die antisemitischen Äußerungen, die sich in Voltaires Werk finden. Die eigene Position und Haltung bedarf demnach einer ständigen Überprüfung und Reflexion. Möglicherweise fast unmerklich kann sonst



die Toleranz immer wieder in Intoleranz umschlagen und damit Unfrieden und Hass schüren. Dieser Gefahr sind nach seiner Sicht viele Denker auch gerade der Aufklärungszeit erlegen. Er zitiert Schiller: „Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben“<sup>414</sup> und resümiert:

„Was aber die Toleranz des achtzehnten Jahrhunderts – und wir dürfen sagen: des dogmatischen Rationalismus überhaupt – angeht, so merken wir bald, daß sie doch mehr wie eine geistige Kampftaktik aussieht: nämlich wie ein Abrüstungsabkommen mit den absolutistischen Mächten der Zeit. Denn – das sei nochmals ausgesprochen, und das ist ein hinreichender Beweis -: die Verfechter der Toleranz wurden im Kampf gegen die Intoleranz fast ausnahmslos selber intolerant.“

Toleranz lässt sich nicht vorgaukeln. Man kann sie nicht als Fassade benutzen, hinter der sich dann doch die Intoleranz verbirgt. Die Toleranz kann nur auf ihren drei Grundpfeilern Wahrheit, Freiheit und Ehrfurcht bestehen. Auch das nur zeitweilige oder partielle Entfernen von diesen Werten führt zur Intoleranz, mag der gesamte Zusammenhang und das Ziel auch noch so edel und von der Idee der Toleranz geprägt sein. Dabei ist dieser Weg nicht leicht zu finden und einzuhalten. Gerade die einfachen und scheinbar einleuchtenden Antworten auf viele Fragen führen in die falsche Richtung, wie sich an dem Goethe-Zitat ablesen lässt. Zudem sind auch die großen Denker – z.B. Voltaire – keineswegs vor Irrwegen gefeit. Um wie viel mehr muss also jeder Einzelne sich anstrengen, um den Weg der Toleranz zu finden. An dieser Stelle hält es der Redner für angebracht, noch einmal genauer auf das Wesen der Toleranz an sich einzugehen. „Toleranz“ ist demnach keineswegs gleichbedeutend mit einer Undifferenziertheit der Haltung, die aus der „Resignation des Nichtwissenkönnens“ stammt. Ganz entschieden wendet er sich gegen Nietzsches Auffassung, die Toleranz sei nichts „als die Unfähigkeit für Ja und Nein“.<sup>415</sup> Nietzsche sei „vom Pathos des Wahrheitsbesitzes über das Maß des Erlaubten erfüllt“ gewesen: „So verwarf er die Toleranz, ohne sie eines Blickes zu würdigen, weil sein Wahrheits-

---

<sup>414</sup> Das Zitat stammt aus Schillers Gedicht „Das Mädchen von Orleans“. Vgl. Schillers sämtliche Werke. Hg. von Conrad Höfer. Berlin 1924, 19. Band, S. 41 f. Das Zitat und einige Bemerkungen zu Voltaire und zur Toleranz der Aufklärungszeit finden sich nur in den beiden gedruckten Fassungen der Rede. Sie fehlen bei der Tonaufnahme.

<sup>415</sup> Das Zitat findet sich bei Nietzsche in dem Nachlass der Achtziger Jahre; vgl. Friedrich Nietzsche: Werke in drei Bänden, 3. Band. München 1966, S. 516. (Welche Ausgabe Andres vorlag, ist nicht bekannt.).

absolutismus ihm ihr Wesen verhüllte und ihr Gesicht verzerrte.“<sup>416</sup> Die Wahrheit ist immer nur ein Teil der Wahrheit. Glaubt man jedoch, für sich die gesamte und damit einzige Wahrheit gefunden zu haben, was, wie Andres bereits darlegte, nie der Fall sein kann, ist intolerantes Verhalten die unausweichliche Folge. Dabei bedeutet „Toleranz“ auf der anderen Seite nicht den Verzicht auf eine „eigene“ Wahrheit. Der Mensch ist geradezu verpflichtet, einen Standpunkt zu haben und ihn argumentativ zu vertreten. Andres' eigenes Auftreten ist das beste Beispiel für das hier Gemeinte.

Die letzte in diesem Kontext noch offene und sich aufdrängende Frage lautet: „Ist das Christentum tolerant?“ Bei der Beantwortung unterscheidet er zwischen den Grundüberzeugungen der christlichen Lehre und den von den Menschen gelebten Überzeugungen. Grundsätzlich ist er der Meinung, dass es gerade die Christen sein müssen, „welche das Denken über die Toleranz zuerst in sich erneuern und wieder in Bewegung bringen [...], weil sie an die freimachende Wahrheit glauben und somit von allem Indifferentismus ebensoweit entfernt sei müßten als von der Intoleranz.“

Der erste Schritt zum Fanatismus sei die Verwechslung der religiösen mit der wissenschaftlichen Ebene. Es handele sich hier um zwei „Ebenen der Erkenntnis“. Der Glaube verlasse den „Raum der gesicherten Ratio“, und in diesem Raum sei die Begegnung mit der Wahrheit ein „innerseelischer Vorgang“. Er lässt sich also von außen weder verfolgen noch kontrollieren oder gar erzwingen.

Tatsächlich jedoch finden sich, und darauf wird ausdrücklich hingewiesen, gerade in der Geschichte des Christentums unzählige Beispiele für Intoleranz, was Andres wiederum auf das Problem der Missionierung kommen lässt. Da Toleranz gerade nicht bedeutet, keinen Standpunkt zu haben und die Wahrheit „den ihr eigenen Drang [hat,] sich überall und zu jeder Zeit mitzuteilen“, muss eine Missionierung möglich sein, aber selbstverständlich nicht mit Gewalt, sondern im Sinne des Paulus, der sich als „Schuldner aller“ sah und dem es durch seine tolerante Grundhaltung möglich war, „den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche“<sup>417</sup> zu sein. Als weitere tolerante Männer der Kirchengeschichte werden Origenes, Clemens

---

<sup>416</sup> Auch dieser Satz fehlt, genau wie eine kurze Bemerkung zur falsch verstandenen Duldsamkeit, in der Tonaufnahme.

<sup>417</sup> Das Zitat stammt aus dem Brief des Paulus an die Römer: „Denn Griechen und Nichtgriechen, Weisen und Nichtweisen bin ich verpflichtet; darum, soweit es an mir liegt, bin ich bereit, auch euch in Rom das Evangelium zu predigen.“ (Röm. 1, 14+15).

von Alexandrien, Basilius, Gregor von Nyssa und Johannes Chrysostomus genannt. Als oberstes „Toleranzgebot“ zitiert Andres einen Satz aus dem Markus-Evangelium: „Wer nicht gegen mich ist, ist für mich.“ Dass bei Matthäus das Gegenteil steht<sup>418</sup>, lässt er einfach unbeachtet mit dem Hinweis, es handele sich bei Markus schlicht um die ältere und somit glaubhaftere Quelle.<sup>419</sup>

Wie aber kann der Mensch die Wahrheit überhaupt erfahren, wenn nicht durch andere Menschen, die ihm ihre Wahrheit mit mehr oder weniger Gewalt aufzwingen? Auch hier lautet die Antwort ebenso schlicht wie folgenreich: „Gott ist die Wahrheit und die Liebe zugleich, und der Mensch kann von diesen beiden Dimensionen Gottes die eine nur durch die andere erfahren: die Wahrheit durch die Liebe; die Liebe durch die Bereitschaft für die Wahrheit.“ Zur Verdeutlichung greift Andres zunächst einen Satz von Karl Jaspers<sup>420</sup> auf: „Der Mensch ist Seele, die heimkehrt“<sup>421</sup>. Ausgehend von diesem Satz erzählt er das folgende Gleichnis: Ein Mensch ist auf dem Heimweg bereits in bekannten Gefilden angekommen, als ihm ein anderer begegnet, der sich in allen Gedanken und Worten von ihm unterscheidet. Beide sind durch die Wahrheit zu verschiedenen „Erkenntnissen und Bekenntnissen“ gelangt.

„Wenn sie in diesem Augenblick nicht wissen, daß es nur wenige Brücken zur Wahrheit gibt, die nicht auch schon von einem andern Wahrheits-sucher in umgekehrter Richtung benutzt worden sind, dann stehen sie beide voreinander in tödlichem Haß. [...] Unter ihnen lauert der Abgrund, die breiige Indifferenz, der geistige Tod.“

Dabei geht es gar nicht um die Sache an sich, sondern um die Angst, entweder doch selber schon nicht mehr im Bereich der Wahrheit zu sein oder

---

<sup>418</sup> Bei Mk 9, 40 heißt es: „Denn wer nicht gegen uns ist, der ist für uns.“; bei Mt 12, 30 dagegen: „Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut.“

<sup>419</sup> Die Frage nach der Missionierung fehlt in der Tonaufnahme gänzlich. Zwischen den Textfassungen finden sich zu diesem Thema leichte, inhaltlich jedoch kaum bedeutsame Unterschiede.

<sup>420</sup> Die *Nordwest-Zeitung* schreibt dazu: „Mit Worten der Verehrung vor dem Geiste Karl Jaspers', des großen Sohnes der Stadt Oldenburg, der am gleichen Tag seinen 75. Geburtstag feierte, begann Stefan Andres seinen Festvortrag über die Toleranz; [...]. Vgl.: „Vor fremden Altären Schritt verhalten“ (s. Anm. 407). Dabei ist allerdings anzumerken, dass Andres sich oft und auch in anderen Zusammenhängen auf Karl Jaspers bezogen hat.

<sup>421</sup> Das Zitat findet sich in: Karl Jaspers: *Von der Wahrheit*, München 1947, S. 393.

aber die eigene Wahrheit aufgeben zu müssen und der anderen Denkrichtung zu folgen. Derjenige jedoch, der weiß, dass die Wahrheit immer nur ein Teil der zu erkennenden Wahrheit ist und dass der vor ihm Stehende ebenso Teil hat an der Wahrheit wie er selber, der wird sich auf die schmale Brücke legen und dem anderen den Weg ebnen. Er wird die Schritte des anderen auf sich spüren und anschließend wird er aufstehen und weiter in die Richtung gehen, die er für sich selbst als die richtige erkannt hat, denn „kein Mensch [darf] sich dem Ruf seiner Wahrheit entziehen“.

Mit diesem Gleichnis von der „wahren Toleranz“ schließt sich der Kreis der Rede. Fast unmerklich hat sich ein Begriff durch die Rede gezogen, der erst jetzt entfaltet wird: Duldsamkeit. Gleich zu Beginn wurde die Toleranz als „heilige Duldsamkeit“ beschrieben und auch im weiteren Verlauf taucht „Duldsamkeit“ gelegentlich als Synonym für „Toleranz“ auf. Von der „wahren Toleranz“ sagt Andres nun: „Sie duldet nicht nur die Wahrheit des andern, sondern erduldet sie sogar.“ Den einen, der ebenso von einer Wahrheit ergriffen ist wie der andere, lässt die Toleranz seinen Weg gehen – wortlos. Sie hat die Pflicht zu widersprechen, wenn jemand aus seiner Wahrheit heraus intolerant wird. Bei Laotse findet er die „gläubige Toleranz“ treffend charakterisiert: „Rückkehr zur Bestimmung, das ist Ewigkeit. Erkenntnis der Ewigkeit bringt Duldsamkeit. Duldsamkeit bringt Edelsinn. Edelsinn bringt Herrschaft. Herrschaft bringt himmlisches Wesen<sup>422</sup>.“

Wer von seinen Zuhörern noch seine Ausführungen zu dem Verhältnis zwischen Ost und West im Ohr hat und die Frage, wie man der Intoleranz begegnen soll, der wird möglicherweise erneut zum Widerspruch herausgefordert, wenn am Ende der Rede noch einmal deutlich gemacht wird, dass es nicht allein entscheidend ist, die Toleranz nicht durch intolerantes Verhalten zu verraten, sondern dass, wie das Gleichnis von den Wanderern gezeigt hat, Toleranz auch nicht auf die Toleranz der anderen angewiesen ist und weiter:

„ebensowenig wie er [der tolerante Mensch] seine einmal als wahr erkannte Richtung zum letzten Sinn und einzigen Ziel seines Lebens verändern darf, ist es ihm erlaubt, die Richtung des andern, wenn aus ihr

---

<sup>422</sup> Das Zitat findet sich z.B. in: Laotse: Tao te king, Das Buch des alten Meisters vom Sinn und Leben. Köln 2006, Erster Teil: Der Sinn, Nr. 16 Rückkehr zur Echtheit, S. 26 (Welche Ausgabe Andres vorlag, ist nicht bekannt.).

echte Transzendenz und lauterer Wille zur Wahrheit spricht, zu tadeln, verächtlich zu machen oder gar unaufgefordert umändern zu wollen“.

Andres beendet die Rede mit den Sätzen: „Vor den fremden Altären – und Altäre sind überall, wo geopfert wird – neigt die Toleranz ihr Haupt. Sie betet nicht an, sondern verehrt schweigend das Geheimnis.“ Zurück bezogen auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen Ost und West heißt dies, dass die Menschen auf beiden Seiten verpflichtet sind, zunächst den anderen überhaupt wahrzunehmen und ihm zuzugestehen, dass er – im Namen der gleichen Wahrheit – auf einem anderen Weg unterwegs ist. Andres macht deutlich, dass der Weg der Menschheit nur dann friedlich verläuft, wenn sie bereit ist, sich in Toleranz zu üben, auch dann, wenn die Zeiten dafür schwierig erscheinen und man sich vor anderen Menschen fürchtet. Die freimachende Wahrheit und die Ehrfurcht vor den Menschen kann diese Angst überwinden und damit den Weg öffnen, so dass jeder in Frieden in seine Richtung gehen kann. Intoleranz jedoch – und möge sie auch im Moment noch so sehr geboten sein und der guten Sache dienen – führt letztlich immer ins Verderben.

## VII. Schlussbemerkung und Ausblick

In seinem Essay „Über die Sendung des Dichters“<sup>423</sup> merkt Andres an, dass der Dichter von den Menschen als „Priester, der das Volk entsühnt und heiligt“, angesehen wird, als „Arzt, der die seelischen Wunden heilt“, als „über den Parteien stehende[r] Richter, der unbeirrt seinen Spruch fällt“, als „geistiger Pontifex, der über dem schlimmsten Abgrund, dem der abgerissenen Tradition, die Brücken schlägt“. Es verwundert also nicht, wenn Menschen die Vorstellung entwickeln, der Schriftsteller habe eine „Sendung“, einen „Auftrag“ oder eine „Berufung“. Für das literarische Werk selbst weist Andres derartige Forderungen weit von sich. Der Dichter als Künstler hat, im Unterschied zum Journalisten, niemals einen Auftrag, den er erfüllen muss, sondern seine Kunstwerke wachsen aus seinem Inneren nach Außen und der Schriftsteller entlässt sie nur noch in die Welt. Dabei beherrscht nicht der Dichter seine Figuren, sondern die Figuren beherrschen ihn und formen sich zu einer Geschichte. Andres vergleicht diesen Prozess mit dem Wachsen einer Pflanze. Dabei lebt der Künstler natürlich keinesfalls in einem „elfenbeinernen Turm“, sondern mitten in der Welt, als jemand, der sich durch „übernormale Sensibilität“ auszeichnet. Beim Schreiben darf sich der Dichter jedoch keinesfalls von seiner Weltanschauung leiten lassen, denn

„es geht nun einmal in der Dichtung nicht um die Ergründung der programmatischen Wahrheit oder die Verteidigung irgendeiner politischen Weltanschauung oder konfessionellen Ethik oder was immer für hohe und höchste Werte - sondern darum, die Schönheit zu gestalten.“<sup>424</sup>

Aus diesen Worten erklärt sich, warum sich in Andres' literarischem Werk Bezüge zu seinerzeit aktuellen politischen Themen nur in Analogien oder anderen Formen der Distanzierung und Verschlüsselung finden. Diese Distanz, die der Schriftsteller zum Geschäft der Tagespolitik halten sollte, entsprach sicherlich auch seiner inneren Haltung. John Klapper konstatiert: „Andres hatte an sich wenig politischen Instinkt, und ihm fehlte der Sinn für die Feinheiten pragmatischen politischen Handelns. Wie sein Held

---

<sup>423</sup> Vgl. Stefan Andres: Über die Sendung des Dichters. In: Wilhelm Große (Hg.): Stefan Andres: Leben und Werk. Trier 1980, S. 63-74.

<sup>424</sup> Vgl. ebenda, S. 67.

Synesios hätte er am liebsten Abstand gehalten vom schmierigen Geschäft der Politik [...].<sup>425</sup> Es stellt sich also die Frage, ob, wann und wieweit sich Schriftsteller im politischen Bereich engagieren dürfen und müssen, weil es von ihnen erwartet wird oder weil sie selber nicht schweigen wollen. Wie weit die Meinungen dazu schon zu Andres' Zeiten auseinander gingen, kann man unter anderem an entsprechenden, immer wiederkehrenden Leserbriefen in den Zeitungen ersehen, in denen der Schriftsteller aufgefordert wird, bei dem zu bleiben, was seine Aufgabe ist, nämlich schöne Bücher zu schreiben. Dass diese Diskussion nichts an Aktualität verloren hat, zeigte sich unlängst wieder an der aufgeregten Debatte um Peter Handke und die Verleihung des Heinrich-Heine-Preises der Stadt Düsseldorf. Andres war sich dieses Zwiespaltes bewusst. Aus diesem Grund erhebt er nur dort sein Wort, wo er von der Notwendigkeit der Einmischung und der Wichtigkeit des Themas überzeugt ist. Anfangs geschieht dies nur zögerlich, mit einzelnen Ansprachen für den alliierten Sender in Neapel. Eher im Stillen arbeitet er, korrespondiert mit Freunden und Gleichgesinnten und sucht nach Wegen zur Überwindung des nationalsozialistischen Gedankenguts in Deutschland und nach Möglichkeiten der Völkerverständigung, gerade im Hinblick auf die Jugend. Er entwickelt Visionen und Ideen, diskutiert darüber, von Positano aus meist schriftlich, später mit seinen Besuchern in Unkel und mit Menschen, die er auf seinen Reisen trifft. Es folgen, nach seiner Rückkehr nach Deutschland, in größerem Abstand einige Reden, wobei die wichtigste sicherlich die Rede vor dem Deutschen Bundestag zur Frage der Verschärfung des „Schmutz- und Schundgesetzes“ ist. Dazu kommen Reden, die aus Anlass einer Preisverleihung gehalten wurden. Doch die Entwicklung der gesellschaftlichen und politischen Landschaft in der Bundesrepublik unter Konrad Adenauer lässt Andres keine Ruhe. Ab Mitte der 1950er Jahre folgen die Reden in immer kürzeren Abständen, bis er schließlich 1958 mehrere Reden pro Monat auf verschiedenen Veranstaltungen hält, vor allem bei der Kampagne „Kampf dem Atomtod“. In den letzten Jahren seines Lebens hält er wieder nur noch vereinzelt Reden und man darf davon ausgehen, dass er sich jeweils ganz bewusst entschieden hat, für den jeweiligen Anlass eine Rede zu dem gewünschten Thema zu halten, weil es ihm ein wichtiges

---

<sup>425</sup> Vgl. John Klapper: Stefan Andres der christliche Humanist als Kritiker seiner Zeit. Bern 1998, S. 185.

Anliegen war. Dieses gilt sicherlich in besonderer Weise für seine Rede zum 20. Juli 1966 und für seine letzte Rede anlässlich der Errichtung des Europa-Denkmal.

„Mein Thema ist der Mensch“ ist ein viel zitierter Satz von Andres aus seiner Abhandlung „Über mein Werk“. „Mein Thema ist der Mensch“, heißt es dort und weiter: „was mich betrifft, so kann ich die Variationen über dieses Thema nur fortsetzen innerhalb von Ideen und Vorstellungen, wie sie mir als Europäer und Christ überliefert worden sind.“<sup>426</sup> Diese Aussagen beziehen sich zunächst auf sein literarisches Werk, aber sie gelten in gleicher Weise für seine politischen Reden. Andres begreift sich als Christ und als Europäer. Über sich selber schrieb er einmal: „[...] ich bin kein engagierter Zeitgenosse, kein Moralist, kein auf Aktualität zielender Autor.“<sup>427</sup> Dementsprechend sucht er in seinen Reden nicht nach dem gerade aktuellen Zeitgeist, er schwimmt nie auf einer Welle gerade populärer Slogans, greift nicht oder nur indirekt in das schnelllebige aktuelle Politgeschehen ein. Was ihn interessiert, und das versucht er seinen Zuhörern immer aufs Neue zu vermitteln, sind grundsätzliche, allgemein gültige Erkenntnisse, die er aus der Philosophie, der Theologie, der Ethik und der Geschichte gewinnt. Nur auf einem tragfähigen Fundament, das sich aus dem Glauben und der Anerkennung der Menschenwürde bildet, ist es möglich, die richtigen Entscheidungen, auch im Bereich der Politik, zu treffen. Das Motiv der „Menschenwürde“ hat für Andres dabei zwei Seiten: die Menschenrechte und die Menschenpflichten. Beide tauchen in seinen Reden mehrfach auf, denn beide Seiten sind für die Gestaltung einer humanen Gesellschaft unabdingbar. Verzichten die Menschen auf eine der beiden Seiten, verlieren sie auch die zweite und berauben sich damit selbst ihrer Zukunft als freie und zum Glück fähige Individuen.

Andres' Weltanschauung hat sich schon zu Lebzeiten jeder Form des Schubladendenkens entzogen. Dies ist ein Grund, warum er, der immer gerne unter Menschen war, viele Freunde hatte und eine umfangreiche Korrespondenz führte, letztlich ein Einzelgänger blieb, sowohl literarisch als auch politisch. Bündnisse mit anderen Schriftstellern oder Politikern ging er nur gelegentlich und zeitlich begrenzt ein, vor allem dann, wenn es,

---

<sup>426</sup> Vgl. Stefan Andres: Über mein Werk. In: Stefan Andres. Der Dichter in dieser Zeit. München 1974, S. 8.

<sup>427</sup> Vgl. ebenda.



wie im Falle der „Kampf dem Atomtod“-Kampagne um die Verfolgung eines konkreten Zieles ging. Ansonsten entzieht Andres sich jeder Form der Kategorisierung. In seinem sehr aufschlussreichen Werk legt John Klapper<sup>428</sup> dar, in welchem theologischen und philosophischen Kontext sich Andres' Weltvorstellungen und Glaubensüberzeugungen entwickelt haben, dessen von ihm selbst so genannter „christlicher Humanismus“ sich aus den Traditionen seines katholischen Glaubens, aber vor allem auch aus einem spätgriechischen und einem frühchristlichen Denken speist. Auch Mythos und Mythologie spielen für Andres eine große Rolle. Klapper nennt die Schlüsselbegriffe „Erbsünde, Freiheit, das Böse, Tod und Heils-erfahrung“<sup>429</sup> und weist die Zusammenhänge exemplarisch an Andres' literarischen Werken nach. Wie sich in der Analyse der Reden gezeigt hat, spielen diese Begriffe für Andres eine grundsätzliche Rolle, so dass er sie auch im Zusammenhang seiner politischen Reden benutzt. Sie spiegeln sein Interesse an der Theologie, auch oder gerade abseits der gängigen katholischen Lehrmeinung, der Philosophie und der Geschichte wider. Dabei entwickelt er Argumentationszusammenhänge, die aufgrund ihrer Komplexität für die Zuhörer nicht immer unmittelbar nachvollziehbar waren. Viele haben seine Reden sicherlich erst durch den Abdruck in einer Zeitung oder Zeitschrift vollständig rezipiert.

Auch in anderer Weise mutete Andres seinen Zuhörern oft einiges zu. Hatte er ein Thema für sich als richtig erkannt, vertrat er seinen Standpunkt ohne Rücksicht darauf, wem er durch seine Worte zu nahe treten könnte, wer sich beleidigt fühlen könnte, für und gegen welches politische Lager er sich richtete. Diese Radikalität lässt sich als eine Linie ausmachen, die sich durch seine gesamten Reden zieht. Eine zweite Linie bildet das immer wiederkehrende Motiv des Menschen an sich und seines Verhältnisses zum Staat und, als ein weiteres großes Thema, die Frage der Toleranz. Dabei lassen sich größere thematische Bögen ausmachen, wie sie sich in den vier Abschnitten der vorliegenden Arbeit widerspiegeln. Man kann davon ausgehen, dass Andres seine Reden zumeist sehr sorgfältig konzipierte, oft nach den Mustern der klassischen Rhetorik, indem er beispielsweise ein, zumeist aus der Literatur übernommenes, Zitat als Leitmotiv an den Anfang

---

<sup>428</sup> Vgl. John Klapper: Stefan Andres – der christliche Humanist als Kritiker seiner Zeit. Bern 1998.

<sup>429</sup> Vgl. ebenda, S. 65.

seiner Rede stellte. Je mehr sich jedoch die Redeanlässe glichen, desto mehr griff Andres, schon allein aus pragmatischen Gründen, auf bereits vorhandene Reden zurück, die er entweder unverändert oder leicht variiert hielt. Gegen Ende der 1950er Jahre finden sich zunehmend Reden, die aus den Versatzstücken mehrerer anderer Reden zusammengesetzt wurden. Für den Abdruck wurden einige dieser Reden dann nochmals, entweder von Andres selbst oder redaktionell überarbeitet und bilden somit oft wieder einen eigenständigen Text. Drei Reden sind aus dem gesamten Konvolut der Andresschen Reden herauszuheben:

1. Die Rede zur Einweihung des Europadenkmals 1970: Hier handelt es sich nicht nur um seine letzte Rede, sondern auch in einiger Hinsicht um eine Zusammenfassung seiner früheren Reden. Wie sich in der Analyse gezeigt hat, nimmt Andres hier mit dem Abstand vieler Jahre eine ganze Reihe von Gedanken wieder auf und bündelt sie, wobei sein Blick nicht mehr auf eine deutsche, sondern auf eine europäische Vereinigung gerichtet ist.
2. Die Rede zum 20. Juli 1966: Hier widmet sich Andres einem ganz speziellen historischen Datum, das ihm Anlass gibt, nicht nur theoretisch über das „Mensch werden“ nachzudenken, sondern auch in den Blick zu nehmen, wie Menschen in Grenzsituationen mit den von Andres immer wieder eingeforderten Menschenrechten, aber eben auch -pflichten umgehen. Zudem ist in dieser Rede bemerkenswert, dass er sie nur zu einem geringen Teil auf eigene Erkenntnisse und Erfahrungen fußen lässt und stattdessen ein von ihm als bemerkenswert erkanntes Buch wörtlich oder sinngemäß zitiert.
3. Die Rede über die Toleranz (1958): Hier finden sich in klar strukturierter Weise fast sämtliche für Andres wichtigen Grundgedanken und -überzeugungen, einschließlich ihrer Begründungen und Herleitungen. Von dieser Rede ausgehend lassen sich viele seiner Äußerungen einordnen, nicht nur was sein politisches Wirken angeht, sondern auch in Bezug auf sein literarisches Werk.

Wünschenswert für die weitere Arbeit an den politischen Reden von Stefan Andres wäre zum einen eine möglichst genaue Bestandsaufnahme bezüglich der Orte und Daten seiner Reden. Hierzu wäre eine Sichtung aller vor-

handenen Dokumente in Marbach oder in privatem Besitz notwendig, sowie eine umfangreiche Durchsicht der wichtigsten zeitgenössischen Zeitungen. In einem weiteren Schritt erscheint es sinnvoll, eine vergleichende Analyse und Interpretation von literarischen Werken und politischen Reden in Hinblick auf die Umsetzung seiner politischen, ethischen, religiösen und weltanschaulichen Überzeugungen vorzunehmen. Die unterschiedliche Verarbeitung von Leitmotiven könnte dabei von besonderem Interesse sein. Hierbei ist vor allem an die Thematik von Schuld und Verantwortung zu denken: was bedeutet persönliche Schuld und welche Konsequenzen hat diese für den Einzelnen?

Auch die Einbeziehung seines ebenfalls nur unzureichend wissenschaftlich aufgearbeiteten, essayistischen Werkes wäre in diesem Zusammenhang von Nutzen. So setzt sich beispielsweise der Essay „Der Mensch inmitten der Dämonien unserer Zeit“<sup>430</sup> zusammen aus Teilen der Rede, die Andres 1955 beim Heimkehrertreffen in Hannover gehalten hat, aus Teilen der Rede, die er zum 17. Juni 1957 in Bad Kreuznach und Osnabrück gehalten hat, wobei beide Reden, wie gezeigt, in Auszügen auch in anderen Zusammenhängen gehalten wurden und aus von Andres für das Essay offensichtlich neu verfassten Teilen.

Klapper bemerkt mehrfach, dass die „Schwierigkeit, realistische fiktive Lösungen für echte menschliche Probleme zu finden [...], ein Hauptmerkmal in Andres' gesamtem Werk“ sei. Möglicherweise ergibt sich durch die Zusammenführung von politischer Rede und literarischem Werk hier ein neuer Lesezusammenhang.

Versucht man Andres' literarisches Schaffen mit seinen politischen Reden gemeinsam in den Blick zu nehmen, stellt sich unmittelbar die Frage nach der Zulässigkeit eines solchen Vorgehens. Ohne Weiteres lassen sich unter seinen Werken solche ausmachen, die direkt auf politische Ereignisse rekurren, z.B. die *Sintflut*, die *Hochzeit der Feinde* und das Drama *Sperrzonen* sowie eine Vielzahl weiterer Stücke. Andres selbst sieht jedoch den Schriftsteller, wie oben angedeutet, in der Pflicht, nicht allein das Gewesene oder noch Seiende darzustellen, dies ist in seinen Augen eher die Aufgabe eines Historikers oder Journalisten, sondern auf einer höheren, an vielen Stellen auch distanzierteren Ebene zu betrachten. Als Schriftsteller

---

<sup>430</sup> Vgl. Stefan Andres: Der Mensch inmitten der Dämonien unserer Zeit. In: Stefan Andres. Ein Reader zu Person und Werk. Hg. von Wilhelm Große. Trier 1980, S. 53-62.

hat er die Möglichkeit, Figurenkonstellationen und Bilderwelten für einen ihm meist unbekanntem Leser zu entwerfen. In den Reden dagegen steht er seinem Publikum direkt gegenüber und muss sich zudem auch meist noch dem Diktat einer vorgegebenen Redezeit beugen. Diese Umstände zwingen ihn, seine Überzeugungen in anderer, meist direkter Weise, zu äußern. Dennoch hat er, wie gezeigt, zumeist Abstand davon genommen, sich unmittelbar auf die Tagespolitik zu beziehen. Er bleibt ein Schriftsteller, der sich zu Wort meldet, und wird nicht zu einem Politiker, der sich nebenbei in dem Verfassen von Büchern übt. Es ist anzunehmen, dass sich durch die Rezeption der Reden in Zusammenhang mit zeitgleich entstandenen Werken, die Analyse und Interpretation vertiefen lässt, indem man die in den Reden geäußerten Gedanken und Ideen ergänzend aufgreift.

## VIII. Literatur

### Abkürzungen und Hinweise

DLA: Deutsches Literaturarchiv in Marbach, angegeben ist jeweils die dortige Signatur

MStAG: *Mitteilungen der Stefan-Andres-Gesellschaft*

Alle veröffentlichten und unveröffentlichten Reden sowie die sonstigen unveröffentlichten Quellen sind in chronologischer Reihenfolge nach ihrem Entstehungsdatum, alle Zeitungsartikel nach ihrem Erscheinungsdatum aufgeführt.

Zitate aus den Typoskripten sind im Text jeweils in der originalen Schreibung von Andres übernommen. Auf ungewöhnliche Abweichungen von der Rechtschreibnorm wird verwiesen.

### Unveröffentlichte Reden und Primärtexte

Jena, 1931: DLA: A: Andres. Konv. Themen A-W, Satire, Sprache, Selbstinterviews, Steuern und Schriftsteller, Umfragen, Verleger, Wahrheit

Positano, 1943: DLA: A: Andres. Gesamtwerk 89.84.34/1 Zugehörige Materialien Manuskripte Anderer. Verschiedene Autoren: Prosa. Rezensionen Konv. Kritiken zum Gesamtwerk und Leben Stefan Andres 1937 bis 1957

Entwurf über Ziele und Arbeitsweise eines deutschen Institutes zur Reinigung und Neuordnung und Belebung des deutschen Schrifttums:

DLA: A: Andres. Prosa. Konv. Politische Beiträge, Aufrufe, Antworten, Rundschreiben, Umfragen, Erklärungen, (A-Z) Reden

Anliegen an die Alliierten: DLA: A: Andres. Prosa Konv. Politische Beiträge. Ansprache am alliierten Sender Neapel 1944

Was ist des Deutschen Vaterland?: DLA: A: Andres. Prosa Konv. Politische Beiträge. Ansprache am alliierten Sender Neapel 1944

Deutschlandbericht. Funkmanuskript 1948, gesendet vom SWF: DLA: A: Andres. Prosa Konv. Politische Beiträge Aufrufe, Antworten, Rundschreiben, Umfragen, Erklärungen, (A-Z) Reden

- Der Intellektuelle zwischen Ost und West: DLA: A: Andres Prosa. Konv. Politische Beiträge „Der Intellektuelle zwischen Ost und West“
- Das Unmögliche muß möglich werden. Aus der Ansprache von Stefan Andres auf der Konstituierenden Tagung des Kuratoriums der Volksbewegung für die Wiedervereinigung, 14. Juni 1954: Privatarchiv der Familie Andres
- „Unteilbares Deutschland“, Bad Neuenahr, 14. Juni 1954: DLA: A: Andres. Prosa. Konv. Politische Beiträge. „Das beliebte Wort“ (Rede zum 14.6.1954)
- Deutschlandtreffen der Heimkehrer, Hannover, 1955: DLA: A: Andres. Prosa. Konv. Politische Beiträge. Über die Begegnung mit Gott und dem Teufel
- Bonn, 17. Juni 1956: DLA: A: Andres. Prosa Konv. Politische Beiträge (Rede in Bonn zum 17. Juni 1956) „Sie verfochten die Sache der Menschlichkeit und des Rechts“
- Unteilbares Deutschland, 1956 / 1957: DLA: A: Andres. Prosa. Konv. Weltanschauliche Essays. „Über die Einheit des Geistes“
- Bad Kreuznach und Osnabrück, 17. Juni 1957: DLA: A: Andres. Prosa. Konv. Politische Beiträge „Der Mensch inmitten der Dämonien dieser Zeit“ [17.6.1957]
- Heldengedenktag (Volkstrauertag), Bochum, 1957: Privatarchiv der Familie Andres
- Bonn, März, April 1958: Privatarchiv der Familie Andres
- Rheydt, 26. Juni 1958: Privatarchiv der Familie Andres
- „Antwort“ für die *Kultur* Juli 1958: Privatarchiv der Familie Andres, verwaltet durch Dr. Christopher Andres, München, in der Akte: Beiträge: Anti-Atom
- Der Schriftsteller und der Staat: DLA: A: Andres Prosa. Konv. Politische Beiträge, Der Künstler in Staat und Gesellschaft
- Düsseldorf, 6. August 1961: Privatarchiv der Familie Andres

Grußwort zur Protestkundgebung am 13. Mai 1966 in Manchester: DLA:  
Stefan Andres: Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend,  
1958-1967, Mappe I

Europadenkmal, Saarlouis 23. Mai 1970: DLA: A: Andres. Prosa Konv.  
Politische Beiträge „Die großen Europäer“ und: DLA: A: Andres.  
Prosa Konv. Politische Beiträge „Europadenkmal in Saarlouis“

## **Unveröffentlichte Briefe**

DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage  
betreffend, 1958-1967, Mappe I

DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage  
betreffend, 1958-1967, Mappe II

DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage  
betreffend, 1958-1967, Mappe III

Dorothee Andres an Josef Breitbach, 13.7.1950: Privatarhiv der Familie  
Andres

Brief des Arbeitsausschusses „Kampf dem Atomtod“ an Konrad Adenauer,  
1960: DLA: A: Andres. Kreuder Konv. Atomwaffengegner 77.5834/5

Brief an Max Baumgärtel, 8.4.1948: DLA: A: Andres. Biographisches x  
89.8415 /11

Brief an Willi Braune (Kaplan), 24.8.1948: DLA: A: Andres.  
Biographisches x 89.8415 /12

Brief an Bucher, 13.4.1963: DLA: A: Andres Konv. Themen A-W Satire,  
Sprache Selbstinterviews, Steuern und Schriftsteller, Umfragen,  
Verleger, Wahrheit

Brief an Andreas Buro, 5.10.1966: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm.  
Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I

Brief an Andreas Buro, 1966: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv.  
Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I

- Brief der Rechtsanwälte Diessel und Wirringer, Dortmund, an Stefan Andres, 3.11.1958: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe II
- Brief des *Echo der Woche* aus München, 2.2.1948: DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.
- Brief an *Elan*, 1960: DLA: A: Andres Prosa Konv. Themen A-W Kunst und Künstler, Literatur und Lesen, Malen und Militär, Nietzsche, Politik und PEN, Roman und Rom
- Brief an Mr. Hartley, Positano, 12.11.1944: DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.
- Brief an Wilhelm Hausenstein, 3.12.1947: DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.
- Brief an Wilhelm Hausenstein, 17.3.1948: DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.
- Brief an René Hocke, Positano, 4.7.1947: DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.
- Telegramm an das Innenministerium Düsseldorf, 8.4.1963: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I
- Brief von Jakob Kaiser an Stefan Andres: DLA: A: Andres. Prosa. Konv. Politische Beiträge. „Das beliebte Wort“ (Rede zum 14.6.1954)
- Brief von H. Kloppenburg an Heinz Dürrbeck, 22.1.1961: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe II



Brief von H. Kloppenburg an Konrad Tempel, 22.2.1961: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I

Brief von Claus Koch, 18.12.1962: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I

Brief von Claus Koch, 24.2.1967: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I

Brief an Gabriele Freiin von König-Warthausen, Positano, 27.7.1946: DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

Brief an Gabriele Freiin von König-Warthausen, 20.11.1947: DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

Brief an Gabriele Freiin von König-Warthausen, Positano, 1947: DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

Brief an Dr. William M. Kuntz, Positano, 30.5.1947: DLA: A: Andres. Prosa Konv. Politische Beiträge Aufrufe, Antworten, Rundschreiben, Umfragen, Erklärungen, (A-Z) Reden

Brief an die Kunstkommission, 1946? 1947?: DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

Brief an Mr. Dennis Mann IGCR / FAU HQ Allied Commission APO 394: DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

Brief von Dr. Menzel an Stefan Andres, 6.4.1960: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe II

Brief an Dr. Menzel, Mai / Juni 1960: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe II

- Brief an den Oberbürgermeister von [?], 21.2.1949 DLA: A: Andres.  
Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.
- Brief an Hans Paeschke, Redaktion des Lancelot, 2.1.1947: DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom u.a.
- Brief an Paeschke, 8.6.1948: DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.
- Brief an Paeschke, 11.2.1949: DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.
- Brief an Paeschke, 20.6.1949: DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.
- Rundschreiben Nr.7 / 1960 an die Landesausschüsse (Arbeitsausschuß Kampf dem Atomtod), 4.3.1960: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe II
- Brief von Hannelies Schulte (Ostermarsch der Atomwaffengegner), 28.2.1961: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I
- Brief von Hans-Konrad Tempel (Ostermarsch der Atomwaffengegner – Zentraler Ausschuss), o. Datum: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe II
- Brief von Hans-Konrad Tempel (Ostermarsch der Atomwaffengegner), 4.3.1961: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I
- Brief von Hans-Konrad Tempel, 1961: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe II
- Brief an Unbekannt, 2.6.1944 aus Positano / Salerno: DLA: A: Andres. Konv. Politische Beiträge. Ansprache am alliierten Sender, Neapel 1944

Brief an Klaus Vack, 13.1.1967: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm.

Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I

Telegramm von Frank Werkmeister, Dr. Kloenne, Pfarrer, 7.4.1963: DLA:

Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I

Brief von Karl Graf von Westphalen an Stefan Andres, 2.5.1958: DLA:

Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe III

Brief von der World's alliance of the Young Men Christian Association

Chukney, War prisoner's aid Geneva Switzerland YMCA Norton Camp an Andres, 13.5.1947: DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

## **Gedruckte Reden und Essays**

„Innere Emigration“. In: Stefan Andres: Der Dichter in dieser Zeit.

München 1974, S. 57-64

„Die deutschen Schriftsteller vorm Tribunal des PEN-Clubs“. In: Stefan

Andres: Der Dichter in dieser Zeit. München 1974, S. 36-40

Deutschlandbericht 1948. In: Stefan Andres: Der Dichter in dieser Zeit.

München 1974, S. 64-72

Über mein Werk. In: Stefan Andres: Der Dichter in dieser Zeit. München

1974, S. 7-9

Über das Schmutz- und Schundgesetz: Stefan Andres: Der Dichter in dieser

Zeit, München 1974, S. 40-47

Literaturpreis von Rheinland-Pfalz 1952, Mainz. In: MStAG VII/1986,

S. 9 f.

Intellektuelle zwischen Ost und West. Ein Vortrag von Stefan Andres vor

Studenten der Freien Universität. In: *Die Neue Zeitung* 20. Februar 1952 (Nr. 43), S. 6

Der Intellektuelle zwischen Ost und West. In: ISSF (Informationen, Zeitschrift des Internationalen Studentenbundes), Bonn 1952, S. 6-10

- Der Intellektuelle zwischen Ost und West. In: *Deutsche Studentenzeitung*, Juli 1952, S. 13
- Über die Sendung des Dichters. In: Wilhelm Große (Hg.): Stefan Andres: Leben und Werk. Trier 1980, S. 63-74
- Jochen-Klepper-Medaille: MStAG XXIV / 2003, S. 1-3
- Der Künstler in Staat und Volk. In: *Ärztliche Mitteilungen* Heft 9, 1.5.1954
- Man vergißt, daß wir Arbeitgeber sind. In: Stefan Andres. *Der Dichter in dieser Zeit*. München 1974, S. 47-52
- „Es gibt Untaten, über welche kein Gras wächst“. In: *Wider den Antisemitismus*: Theodor Heuss, Rudolf Hagelstange, Willy Brandt, Erich Lüth, Stefan Andres. Hg. vom Kongreß für kulturelle Freiheit – Deutscher Ausschuß. Sonderdruck der Stadt Darmstadt 1953, S. 15 ff.
- Jugend ohne Vorbild? Rede zum 17. Juni 1953 auf dem Stuttgarter Scherbenberg. In: *woltemperierter baybach bote – Intelligenzblatt der ABW für die „Bündischen“ von gestern und heute*, Heft 3 (1956), S. 7-8
- Einheit des Geistes. In: *woltemperierter baybach bote – Intelligenzblatt der ABW für die „Bündischen“ von gestern und heute*, Heft 5 (1957), S. 3-6
- Unteilbares Deutschland. Sonderdruck der Universität Mainz 1957
- Gegen die Atomrüstung Köln 15. Juli 1958. In: Stefan Andres. *Der Dichter in dieser Zeit*. München 1974, S. 98-106
- „Atomwaffen?“ In: *woltemperierter baybach bote – Intelligenzblatt der ABW für die „Bündischen“ von gestern und heute*, Heft 7 (1958)
- contra Atomrüstung. In: *Spuren*, Universität Bonn. Jahrgang 1958, Nr. 10, S. 3-6
- Keine Demut vor den Mächten der Geschichte. In: *Die Kultur 7* (1. April 1958)
- Keine Demut vor den Mächten der Geschichte. In: MStAG XXV / 2004, S. 1-3

„Keine Zeit für den ‚ewigen Frieden‘“. In: *Nobis*. Universität Mainz, 1959, S. 7 f.

Der Schriftsteller und der Staat: Stefan Andres: Der Dichter in dieser Zeit. München 1974, S. 52-56

„Ein gutes Gewissen für alle Menschen“. In: *Die Kultur* 1958, Nr. 121, 1 f.

Der Mensch inmitten der Dämonien unserer Zeit. In: Stefan Andres. Ein Reader zu Person und Werk. Hg. von Wilhelm Große. Trier 1980, S. 53-62

„Heimgang zur Wahrheit“. In: woltemperierter baybach bote – Intelligenzblatt der ABW für die „Bündischen“ von gestern und heute, Heft 4 (1956), S. 1

„Heimgang zur Wahrheit. Rede über die Toleranz“. In: Rudolf Thomas (Hg.): Religion und Religionen. Festschrift für Gustav Mensching. Bonn 1967, S. 368-376

Toleranz – Die Brücke zwischen Wahrheit und Freiheit. o.O., o.J.

Toleranz. In: Stefan Andres. Der Dichter in dieser Zeit. Köln 1974, S. 189-201

Über die Toleranz: *Frankfurter Universitätsreden*, Heft 41, Frankfurt am Main 1966

Über die Toleranz: MStAG XV / 1994, S. 9-19

Rede zum 17. Juni 1958 in Bochum. In: Stefan Andres: Der Dichter in dieser Zeit. Köln 1974, S. 87-98

Prüderie zwischen Machthypnotiseuren. Ein Notabene im kalten Wiedervereinigungskrieg. In: *Deutsche Studenten-Zeitung* 22. Juli 1958 (8. Jg., Nr. 7 / 8), S. 1

„Nicht ein drittes Mal!“ In: *Blätter für Deutsche und Internationale Politik* 3, 1958, H. 5, S. 299-304

Um die Freiheit unseres Handelns. Deutsche Spaltung fordert neues Verhältnis zur Wahrheit. In: *Die Kultur* 1. August 1958 (6. Jg., Nr. 113), S. 2

- Eine Antwort. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 4, 1959, H.6, S. 469 f., erschienen 25.6.1959
- „Europa ruft“. In: Nie wieder Hiroshima. Hg. von Stefan Andres, Helmut Gollwitzer, Heinrich Vogel und Ernst Wolf. Lahr / Schwarzwald 1960
- Ostermarsch 61. In: *konkret* 20.4.1961 (Nr. 8), S. 1
- Der Glaube der Machtlosigkeit. In: Gegen den Tod. Stimmen deutscher Schriftsteller gegen die Atombombe. Stuttgart-Cannstatt 1964
- Der Glaube der Machtlosigkeit. In: MStAG III / 1982, S. 9
- Europadenkmal Saarlouis 23. Mai 1970. In: Bernd Groß: Stefan Andres, das Saarland und die Europäische Idee. Saarbrücken-Bübingen 2006, S. 11-16

## **Unveröffentlichte Quellen**

- Biographische Aufzeichnungen von Dorothee Andres, 1931-1947: Privatarchiv der Familie Andres
- DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.
- Offener Brief von Bertolt Brecht an deutsche Künstler und Schriftsteller (26. September 1951): DLA A: Andres Prosa. Konv. Politische Beiträge „Der Intellektuelle zwischen Ost und West“
- DLA: A: Andres. Prosa Konv. Reisen und Landschaften Europa – Vorderasien – Asien
- Kernsätze für den Ostermarsch 1961: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I
- Ostermarsch der Atomwaffengegner, Zentraler Ausschuß, Koordinator Hans-Konrad Tempel: „Warum lügt die SPD“: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I

Postwurfsendung / Opladen: DLA: Stefan Andres: Briefe von ihm. Konv.  
Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe III

Gespräch mit Dorothee Andres 31.10. bis 2.11. 1998 in Rom

## **Primärquellen**

Henry D. Thoreau, der Eremit von Walden Pond. In: Stefan Andres:  
Der Dichter in dieser Zeit. München 1974, S. 137-160

Jahrgang 1906 – Ein Junge vom Lande. In: Wilhelm Große:  
Stefan Andres – Ein Reader zu Person und Werk. Trier 1980, S. 38

Lieber Freund, lieber Denunziant. Briefe. München, Zürich 1977

Über „innere Emigration“. In: MStAG VI / 1985, S. 9-12

„Vorspiel / Konferenz im Atrium“. In: Die Sintflut – Der erste Roman.  
Das Tier aus der Tiefe, München 1949, S. 7-29

## **Sekundärquellen**

Uwe Andersen / Wichard Woyke (Hg.): Handwörterbuch des politischen  
Systems der Bundesrepublik Deutschland. Opladen 5. Aufl. 2003,  
S. 601

Christa Basten: Das Verhältnis von Religion, Mythos und Dichtung in aus-  
gewählten Romanen von Stefan Andres. Magisterarbeit (masch.), Trier  
1982

Manfred Berger: Guttenberg, Karl Theodor Maria Georg Eberhard Joseph  
Reichsfreiherr von und zu. In: Biographisch-Bibliographisches  
Kirchenlexikon Bd. XXI (2003), Sp. 599-608

Sieghild von Blumenthal: Christentum und Antike im Werk von Stefan  
Andres. Diss. Marburg 1997

Georg Bönisch: Amnesie und Amnestie. Millionen Deutsche unterstützten  
Hitler, Hunderttausende machten mit bei Holocaust und Kriegsverbre-  
chen. Der Verzicht auf eine umfassende Entnazifizierung ist der größte  
moralische Makel der Nachkriegsgeschichte. Nur: Anders wäre der  
Aufbau der Republik ungleich schwieriger gewesen. In: *Spiegel*

*special*: Die 50er Jahre. Vom Trümmerland zum Wirtschaftswunder.  
Nr. 1 / 2006, S. 113

Michael Braun: Stefan Andres – Leben und Werk. Bonn 2006

Brockhaus. Die Enzyklopädie. Leipzig / Mannheim 1998, Bd. 16, S. 467  
(zu: Thomas Paine)

Hermann Erschens: Anmerkungen zu „Gottes Utopia“ von Stefan Andres,  
zur Aufführung des Schauspiels am 8. April 1952 im Stadttheater Trier  
und zur „Literarischen Morgenfeier“ mit Stefan Andres am 6. April  
1952 in Trier. In: MStAG XXIV / 2003, S. 3-11

Hermann Erschens: „Ich trinke ja auch keine Jauche!“ Das „Gesetz über die  
Verbreitung jugendgefährdender Schriften“. Stefan Andres' Haltung  
zu diesem so genannten „Schmutz- und Schundgesetz“ und seine  
Tätigkeit an der „Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften“.  
In: MStAG XXVII/ 2006, S. 58-71

Hermann Erschens: Stefan Andres und sein Traum von der Monarchie als  
Ordnungsprinzip. In: MStAG VI / 1985, S. 28-41

Claudia Gärtner: Biographische Elemente und Interpretationsansatz des  
Romans „Der Taubenturm“ von Stefan Andres. In: MStAG XV/1994,  
S. 34-52 (1. Teil) und MStAG XVI/1995, S. 42-47 (2. Teil)

Barbara Gerber: Jud Süß. Ein Beitrag zur historischen Antisemitismus- und  
Rezeptionsforschung. Hamburg 1990, S. 289 f.

Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch Band 17, Leipzig 1984.

Wilhelm Große: Stefan Andres. Trier 1980

Walter Hagemann: Wie ernst ist die Lage? Nach der Vertagung der Genfer  
Konferenz. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 4, 1959,  
H.6, S. 433

Karl Josef Hahn: Dichtung zwischen Drang und Glaube. Zum Werk von  
Stefan Andres. In: *Mein Thema ist der Mensch. Texte von und über  
Stefan Andres*. München 1990, S. 126-136

Bodo Harenberg (Hg.): Chronik des 20. Jahrhunderts. Dortmund 1984,  
S. 832



Helmut Herles: Wirkungsgeschichte in drei Generationen. In: *General-Anzeiger* 26.3.1991

John H. Herz: Weltpolitik im Atomzeitalter. Stuttgart 1961

Otto Kimminich: Völkerrecht im Atomzeitalter. Der Atomsperrvertrag und seine Folgen. Freiburg im Breisgau 1969

John Klapper: Stefan Andres: der christliche Humanist als Kritiker seiner Zeit. Bern 1998

Ders.: Die Kunst des Heterodoxen: Aspekte des theologischen Denkens Stefan Andres'. In: Mein Thema ist der Mensch. Texte von und über Stefan Andres. München 1990, S.104-125

Raimund Kurscheid: Kampf dem Atomtod. Schriftsteller im Kampf gegen eine deutsche Atombewaffnung. Köln 1981

Birgit Lermen: „[...] die ewige Geschichte vom Menschen und seiner Welt“ – Stefan Andres als Deutscher, Europäer und Christ. In: Michael Braun / Georg Guntermann / Birgit Lermen (Hg.): Stefan Andres – Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1999

Erich Lüth: Die Friedensbitte an Israel 1951. Eine Hamburger Initiative. Hamburg 1976, S. 55

Erich Lüth: „Wir müssen sagen, wo wir stehen!“. In: Wider den Antisemitismus. Theodor Heuss, Rudolf Hagelstange, Willy Brandt, Erich Lüth, Stefan Andres. Hg. vom Kongreß für kulturelle Freiheit – Deutscher Ausschuß. Sonderdruck der Stadt Darmstadt 1953, S. 20 f.

Doktor Martin Luther: Der kleine Katechismus, Gladbeck 1983

Bert-Oliver Manig: Der Bluthund ist zurück. Zu den Spätheimkehrern aus sowjetischer Gefangenschaft gehörte 1955 auch einer der brutalsten Nazi-Militärs: Generalfeldmarschall Ferdinand Schöner. In Bonn war die Verlegenheit groß. In: *Die Zeit* 8.9.2005 (Nr. 37), S. 90

Hermann Paul: Deutsches Wörterbuch. Tübingen: 3. Aufl. 1992

Der grosse Ploetz. Köln 2005, S. 1583-1585

Rüstung und Abrüstung im Atomzeitalter. Ein Handbuch. Hg. vom Stockholm International Peace Research Institute. Reinbek b. Hamburg 1977

Theologische Realenzyklopädie. Berlin, New York 1999, Bd. XXX, S. 83 f.  
(zu: Angelus Silesius)

Hans Karl Rupp: Außerparlamentarische Opposition in der Ära Adenauer: Der Kampf gegen die Atombewaffnung in den fünfziger Jahren. Eine Studie zur innenpolitischen Entwicklung der BRD. Köln 1970

Sicherung vor Überraschungsangriffen im Atomzeitalter. Ausgewählte Dokumente zur Genfer Expertenkonferenz zur Prüfung von Maßnahmen, die zur Verhütung eines Überraschungsangriffs beitragen könnten, und zur Vorbereitung eines den Regierungen vorzulegenden Berichtes über diese Frage (Genf, 10. November – 18. Dezember 1958). Zusammengestellt und bearbeitet von Hermann Volle und Helga Haftendorn. Frankf. a. Main / Berlin 1962

Hans Wagener: Stefan Andres. Berlin 1974

Uwe Wesel: Unantastbar. Samuel Pufendorfs großer Wurf: Wie die Würde des Menschen 1948 in die UN-Erklärung der Menschenrechte kam, 1949 in das deutsche Grundgesetz und später in die Verfassung anderer Länder Europas. In: *Die Zeit* 27.11.2008 (Nr. 49), S. 108

Christian Zentner (Hg.): Der Zweite Weltkrieg. Ein Lexikon. München 2. Aufl. 1995, S. 473

Walther Ziesemer: Nachwort. In: Angelus Silesius: Der cherubinische Wandersmann. Krefeld 1948, S. 230 ff.

## Internetquellen

Christian Flandera: Versuch einer Sozialgeschichte der Salzburger Jugend unter besonderer Berücksichtigung der Gewerkschaftsjugend 1945-1966, Diplomarbeit Salzburg 1999, unter:

<http://www.sbg.ac.at/ges/people/wagnleitner/didi.htm> (1.11.2008)

Literaturpreis von Rheinland-Pfalz:

<http://www.lbz-rlp.de/cms/rlb/digitale-angebote/ausstellungskataloge/literarisches-leben/index.html>

(1.11.2008)

Schriftstellervereine und Schriftstellerverbände in Deutschland seit 1842, Stimmen und Stimmungen: [http://www.vs-](http://www.vs-bayern.de/kat2.php?c=vorstand.3.inc&www_vs-bayern_de=b19a24e5925633dd0d17462370c4672b)

[bayern.de/kat2.php?c=vorstand.3.inc&www\\_vs-bayern\\_de=b19a24e5925633dd0d17462370c4672b](http://www.vs-bayern.de/kat2.php?c=vorstand.3.inc&www_vs-bayern_de=b19a24e5925633dd0d17462370c4672b) (1.11.2008)

„Stefan Andres“: In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. XVIII, Sp. 64-70 unter: [www.bautz.de/bbkl/a/andres\\_s\\_p.shtml](http://www.bautz.de/bbkl/a/andres_s_p.shtml) (1.11.2008)

zu den Demonstrationen in Göttingen 1952:

[http://www.stadtarchiv.goettingen.de/frames/fr\\_stadtgeschichte.htm](http://www.stadtarchiv.goettingen.de/frames/fr_stadtgeschichte.htm)

(1.11.2008)

zu Carl Haedenkamp: <http://www.gavagai.de/Buch/HHD104.htm>

(2.11.2008)

zur Situation der Juden in München in der Nachkriegszeit: <http://www.ikg-muenchen.de/index.php?id=34> (1.11.2008)

zu Stephen King-Hall: [www.bautz.de/bbkl/b/bailey\\_s\\_d.shtml](http://www.bautz.de/bbkl/b/bailey_s_d.shtml) (1.11.2008)

zu den Urteilen der Nürnberger Prozesse:

<http://www.loester.net/chroniktexte3.htm> (1.11.2008)

## **Zeitungs- und Zeitschriftenartikel**

*Echo der Woche* 11.2.1947: DLA: A: Andres. Briefwechsel Verschiedene Autoren, Ämter, Institutionen u.a. 1939-1945 Berlin, Rom, u.a.

Volksbewegung für deutsche Einheit. „Die Aufrechterhaltung der Teilung Deutschlands eine ständige Gefahr“ – Adressen von Heuss und Adenauer. In: *Generalanzeiger für Bonn und Umgegend*, 15.6.1954, S. 1

Volksbewegung „Unteilbares Deutschland“ gegründet. 128 köpfiges Kuratorium will dem Streben nach Wiedervereinigung neue Impulse geben. In: *Frankfurter Rundschau* 15.6.1954 (Nr. 136), S. 1

Volksbewegung „Unteilbares Deutschland“. Ein Kuratorium gebildet / Aufklärung der Welt über die Unmöglichkeit der Teilung“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 15.6.1954, S. 1

Volksbewegung „Unteilbares Deutschland“ gegründet. 128 köpfiges Kuratorium will dem Streben nach Wiedervereinigung neue Impulse geben. In: *Frankfurter Rundschau* 15.6.1954 (Nr. 136), S. 1

Loderndes Mahnfeuer auf dem Birkenkopf. Gedenkstunde zum Jahrestag des 17. Juni – Aufrüttelnde Mahnung des Dichters Stefan Andres. In: *Stuttgarter Zeitung* 18.6.1955 (Nr. 136), S. 12

Ein Mahnfeuer loderte auf dem Birkenkopf. Stefan Andres: „Die Jugend hatte den Glauben an den Menschen verloren“. In: *Stuttgarter Nachrichten* 18.6.1955 (Nr. 137), S. 10

„Die Einheit und Freiheit zu vollenden ...“ Das Kuratorium Unteilbares Deutschland zieht auf seiner Jahrestagung in Braunschweig eine erste Bilanz. In: *Süddeutsche Zeitung*, 18./19. Juni 1955

Hunderttausend beim Heimkehrertreffen. Auch ausländische Gäste in Hannover / Forderung nach Freilassung aller Gefangener / Mißklänge. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 20.6.1955 (Nr. 139), S. 1

100.000 Heimkehrer trafen sich. Gäste aus vier Ländern beim Treffen in Hannover. In: *Frankfurter Rundschau* 20.6.1955 (Jg. 11, Nr. 143), S. 2

Heimkehrer demonstrieren für ihre Rechte. 150.000 ehemalige Kriegs-  
gefangene in Hannover versammelt / Kritik am Entschädigungsgesetz.  
In: *Süddeutsche Zeitung* 20.6.1955 (Jg. 11, Nr. 144), S. 1

Stefan Andres: Sie verfochten die Sache der Menschlichkeit und des  
Rechts. Die Opfer des 17. Juni sind nicht vergeblich gebracht worden“.  
In: *Süddeutsche Zeitung* 16. / 17. Juni 1956 (Nr. 144), S. 4

Stefan Andres zum 17. Juni: Zwei Tage der Freiheit mit dem Tode bezahlt.  
Aufrüttelnde Worte gegen die Gleichgültigkeit im Westen – Exakte  
Kabinettpolitik genügt nicht. In: *Bonner Generalanzeiger* 18.6.1956

Interview für eine Koblenzer Schülerzeitung 1957 (?): DLA: A: Andres.  
Gesamtwerk 89.84.34/1 Zugehörige Materialien, Manuskripte  
Anderer, Verschiedene Autoren, Prosa, Rezensionen. Konv. Kritiken  
zum Gesamtwerk und Leben Stefan Andres 1937 bis 1957

Stefan Andres im Großen Kursaal: „Unsere eiserne Ration Hoffnung ist so  
gering...!“ Feierstunde zum Tag der Einheit / Einheit des Geistes  
dringend erforderlich / Die Frage des Kompromisses. In: *Allgemeine  
Zeitung Bad Kreuznach*, 17. / 18. Juni 1957, S. 4

Tag der deutschen Einheit. Kundgebung auf dem Markplatz – Wichtig sind  
die persönlichen Begegnungen. In: *Neue Tagespost / Osnabrücker  
Stadtanzeiger* 19.6.1957 (12. Jg., Nr. 139), S. 3

Gegen Atomrüstung. In: *Ruhrnachrichten* vom 5.9.1957 (Nr. 206), S. 2

SPD finanzierte Treffen. In: *Ruhrnachrichten* 6.9.1957 (Nr. 207), S. 1

Tagesgespräch. In: *Ruhrnachrichten*, 6.9.1957 (Nr. 207), S. 1

Stefan Andres: „Sperrzonen“. Uraufführung des preisgekrönten Dramas  
schloß die Oldenburger Theaterfestwoche ab. In: *Nordwest-Zeitung* 26.  
Februar 1958 (Nr. 48)

„Vor fremden Altären Schritt verhalten“. Feierstunde im Staatstheater:  
Dramatikerpreis 1957 für Stefan Andres. In: *Nordwest-Zeitung*  
24.2.1958 (Nr. 48)

- Amerikanisches Düsenflugzeug verlor Atombombe. Defekt in der Abwurfanlage / Keine radioaktive Verseuchung / Luftwaffe sucht ‚Souvenirjäger‘. In: *Frankfurter Rundschau* 13.3.1958 (Nr. 61), S. 1
- Feldzug gegen die Atomrüstung in der Bundesrepublik. In der Frankfurter Kongreßhalle beginnt der Arbeitsausschuss „Kampf dem Atomtod“ seine Versammlungen“. In: *Süddeutsche Zeitung* 24.3.1958 (Nr. 71), S. 1
- Generalstreik gegen die Atomrüstung? Die Kampagne „Kampf dem Atomtod“ in Frankfurt eröffnet. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 24.3.1958 (Nr. 70), S. 3
- „Beschämt...“. In: *Ruhr-Nachrichten* vom 17.6.1958
- Beifall und Kritik – Stefan Andres. In: *Ruhr-Nachrichten* 19.6.1958 (Nr. 139)
- Festrede löste Empörung aus. In: *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* 19.6.1958 (Nr. 138)
- Deutschland gedachte des Aufstands vom 17. Juni 1953 – Feierstunde in allen Städten / Tumult um Stefan Andres in Bochum. In: *Volksblatt* 19.6.1958 (Nr. 136)
- Atomwaffen-Gegner schließen sich zusammen. 300 Delegierte aus neun Staaten gründen in London ein Komitee / Bertrand Russell als Hauptsprecher. In: *Süddeutsche Zeitung* 19.1.1959 (Nr. 16), S. 1
- Europäischer Ausschuss zum Kampf gegen Atomkrieg. Russell für eine internationale Überwachungsbehörde / Anti-Atomkrieg-Charta in London. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 19.1.1959 (Nr. 15), S. 4
- Ein Anti-Atom-Wochenende. In: *Süddeutsche Zeitung* 19.1.1959 (Nr. 16), S. 3
- Europa-Komitee gegen Atomrüstung. In: *Frankfurter Rundschau* 19.1.1959, S. 2
- „Seeking end to ‚Brinkmanship‘“ Bertrand Russell’s call at London Congress on Nuclear Disarmament“. In: *The Times* 19.1.1959, S. 5

- Arbeitsausschuß Kampf dem Atomtod. Vierzig Persönlichkeiten der Bundesrepublik gegen den Rüstungswettlauf. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 11.3.1959 (Nr. 59), S. 3
- Aktion gegen den Atomtod. Appell an die Öffentlichkeit / Kundgebung in Frankfurt geplant. In: *Frankfurter Rundschau* 11.3.1959 (Nr. 59), S. 1+3
- „Wir werden keine Ruhe geben“. In: *konkret*, September 1961, o. Seite: DLA: Stefan Andres. Briefe von ihm. Konv. Briefwechsel, die Atomfrage betreffend, 1958-1967, Mappe I
- Ankündigung [Rede über die Toleranz]. In: *Frankfurter Rundschau*, 19.7.1966, S. 9
- Abkündigung [Rede über die Toleranz]. In: *Frankfurter Rundschau*, 22.7.1966, S. 9
- Abkündigung [Rede über die Toleranz]. In: Die Johann Wolfgang Goethe Universität 1966. Frankfurt a. Main 1968, S. 110 f.
- Symbol unserer Zeit auf den Höhen von Berus. Um das europäische Vaterland. Willenskundgebung für eine stärkere Solidarität. In: *Saarbrücker Zeitung* 25. Mai 1970 (Nr. 118), S. 10
- Seine unvergessene Bochumer Rede. Viele verließen den Saal – Attacken erscheinen heute in milderem Licht. Nachruf für Stefan Andres. In: *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* 1. Juli 1970

## **Tonträger**

- Stefan Andres: Heimgang zur Wahrheit (Rede über die Toleranz) / Der Intellektuelle zwischen Ost und West, CD der Stefan-Andres-Gesellschaft. o.O., o.J.

## **Danksagung**

Mein Dank gilt Frau Dorothee Andres, die mich Ende 1998 für einige Tage in ihrer Wohnung in Rom aufgenommen und mir in langen Gesprächen das Leben und Werk ihres Mannes Stefan Andres nahegebracht hat, verbunden mit vielen wissenswerten Informationen für meine Arbeit.

Herrn Dr. Christopher Andres, der als Enkel mit dem Leben und Werk seines Großvaters sehr vertraut ist, gilt mein Dank für seine Bereitschaft, mir immer wieder mit hilfreichen Ratschlägen, Hinweisen und Quellenangaben weiter geholfen zu haben.

Mein besonderer Dank gilt Herrn Hermann Erschens, Ehrenmitglied der Stefan-Andres-Gesellschaft, auf dessen Idee diese Arbeit beruht. Er konnte mir viele Fragen zu Stefan Andres fundiert beantworten und stand stets mit Rat und Tat zur Verfügung.

Mein Dank gilt auch meinem Doktorvater Prof. Dr. Jürgen Hein, der mich bei dieser Arbeit wissenschaftlich betreut und vor allem immer wieder ermutigt hat.



# Der Intoleranz mit Gerechtigkeit begegnen

Claudia Meyer

Stefan Andres (1906-1970), der als deutscher Schriftsteller die Zeit des Nationalsozialismus in der inneren Emigration in Italien verbrachte, wandte sich schon 1943 mit Rundfunkansprachen an die deutsche Bevölkerung. 1950 kehrte er nach Deutschland zurück und begann, sich mit politischen Reden zu Wort zu melden. So engagierte er sich z.B. im Kampf gegen die Atomrüstung. 1960 kehrte er - enttäuscht von der Entwicklung im eigenen Land - nach Italien zurück. Die vorliegende Studie betrachtet die Reden zum ersten Mal in ihrer Gesamtheit, wobei eine thematische Gliederung in die Konvolute „Der Schriftsteller und der Staat“, „Kriegsende und Nachkriegszeit“, „Gegen die Atomrüstung“ und „Wiedervereinigung“ die inneren Zusammenhänge der Reden deutlich werden lässt. Jede Rede wird innerhalb der Konvolute chronologisch eingeordnet und einer Analyse und Interpretation unterzogen, um auf diese Weise den Zusammenhang zwischen Andres' schriftstellerischem Werk und seinem politischen Engagement zu beleuchten.

